



zur debatte

2/2019

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



4
Fünf Thesen zur Altersarmut präsentierte Prof. Dr. Irene Götz



11
Den revolutionären Umbruch von 1917 bis 1919 beschreibt Prof. Dr. Andreas Wirsching



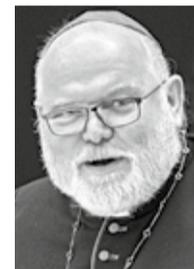
19
Prof. Dr. Thomas Quartier OSB verortet die innere Suche des Menschen bei den Klöstern



26
Unsere ökologische Verantwortung hebt Abt Dr. Beda Maria Sonnenberg OSB ins Bewusstsein



29
Die mündliche Überlieferung des Evangeliums ist das Thema von Clara-Elisabeth Vasseur



8
Oberbürgermeister Dieter Reiter klagt über die sichtbare Armut sogar in der reichen Stadt München

13
Abt Dr. Johannes Eckert OSB erläutert die Regeln des heiligen Benedikts zum Gehorsam

37
Kardinal Reinhard Marx würdigt den Religionsphilosophen Romano Guardini

Helfen Spenden, die Armut zu bekämpfen?

70 Jahre Adventskalender der Süddeutschen Zeitung



alamy-stock/Prisma Allgöwer Walter

Besonders bei jüngeren Kindern führt Armut zu Vereinsamung und Ausgren-

zung – ihre Entwicklungschancen werden stark beeinträchtigt.

Knappe Thesen und eine lebhafte Diskussion standen im Mittelpunkt der Veranstaltung „Helfen Spenden, die Armut zu bekämpfen?“ am Abend des 13. September 2018. Gemeinsam mit der Süddeutschen Zeitung behandelte die Katholische Akademie in Bayern ein ernstes Thema: Armut von Kindern und alten Menschen in

der reichen Stadt München. Anlass war, dass 2018 der Adventskalender der Süddeutschen Zeitung zum 70. Mal um Spenden für gute Werke bat. Die Hilfsaktion hat in den sieben Jahrzehnten ihres Bestehens rund 150 Millionen Euro eingenommen und an Bedürftige verteilt.

Fünf Thesen zur Kinder- und Familienarmut

Sabine Walper

Meine sehr verehrten Damen und Herren, vielen, vielen herzlichen Dank, erstens, dass dieses Thema gewählt wurde, zweitens, dass ich etwas dazu sagen darf, und drittens, dass Sie hier sind und sich für dieses Thema interessieren und stark machen.

I. Facetten der Armut

Das Thema Armut lässt uns leider nicht los. Trotz aller politischen Bemühungen ist es nicht gelungen, Armut in Deutschland wirkungsvoll einzudämmen. Dazu tragen verschiedene Trends bei, auf die ich gleich eingehen will. Aber zunächst müssen wir natürlich klären, was Armut überhaupt ist. Worüber reden wir? Blickt man zurück in die 1980er Jahre, so fällt auf, dass damals das Problem der Arbeitslosigkeit stark im Fokus stand – ein wesentlicher Grund für Sozialhilfebedürftigkeit, die gleichwohl als bekämpfte Armut galt. Damals war es jedoch noch nicht üblich, über relative Armut zu sprechen. Selbst noch Ende der 1990er Jahre, als im Kinder- und Jugendbericht das Thema Kinderarmut deutlich angesprochen worden ist, hatten viele nur das Bild von absoluter Armut vor Augen: Armut ist da, wo das Essen nicht reicht, wo die Wohnung nicht geheizt werden kann, wo man vielleicht gar keine Wohnung hat – diese ganz objektiven, zum Teil auch durchaus lebensbedrohenden Entbehrungen wurden als Armut gesehen.

Das wäre heute ein verengter Blick. Inzwischen ist die Botschaft überall angekommen: Das, worüber wir zu reden haben, ist relative Armut – die Entbeh-



Prof. Dr. Sabine Walper, Forschungsdirektorin des Deutschen Jugendinstituts, München

rungen, die jemand in einer relativ wohlhabenden Gesellschaft hinnehmen muss, weil er nicht wie andere teilhaben kann an dem Wohlstand der Gesellschaft. Vor allem geht es in diesem Zusammenhang um Einkommensarmut, relative Einkommensarmut oder das Armutsrisiko, das diejenigen betrifft, die über weniger als 60% des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens in einem Haushalt verfügen. Hierbei wird das Pro-Kopf-Einkommen gewichtet nach

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Eine klassische Grundfrage: Was kommt zuerst, Individuum oder Gemeinschaft? Etliche der Veranstaltungen, die wir in dieser Ausgabe dokumentieren, könnten Impulse geben, mit diesem anscheinenden Gegensatz kreativ umzugehen.

Da war die Verleihung des Ökumenischen Preises an Bischof Joachim Wanke. In seinem Leben verdichtet sich gleichsam die Spannung Individuum-Gesellschaft. Herausgefordert, im kollektiven System der DDF die Rechte der Einzelnen zu bewahren und die gemeinsame Stimme der Christen hörbar werden zu lassen, lebte er nach der Wende vor, wie entscheidend es ist, mit allen Menschen guten Willens nach Wegen zu suchen, die den Zusammenhalt der Gesellschaft fördern und gleichzeitig das Zeugnis der Kirche selbstbewusst-bescheiden einbringen.

Beim Gespräch zwischen Ernst-Wolfgang Böckenförde und Robert Spaemann saßen dann zwei überzeugte Katholiken zusammen, die jeder auf seine unverwechselbare Weise Rechte und Pflichten sowohl der Person wie der Gesellschaft zueinander in Beziehung setzten.

Der frühere Generalsekretär der Franziskaner, P. Hermann Schalück OFM, legte „Wegerführungen und Hoffnungszeichen“ vor, die Priester darin bestärkten, in den immer disparater werdenden pastoralen Situationen sich zu orientieren und neue Kraft zu schöpfen.

Sowohl bei der Mitgliederversammlung der KEB („Pluralismus, Partizipation und die Zukunft der Demokratie“) wie auf dem Forum der AGEB („Lebensbegleitende Bildung zwischen Eigensinn und Gemeinwohl“) wurde das Thema Bildung sozusagen bipolar in den Blick genommen.

Bei den beiden zunächst sehr unterschiedlichen Themen „Europa“ und „Bayerische Börse“ wurde allein schon durch die Referenten deutlich, dass ungeachtet aller strukturellen Vorgaben und Zwänge das Gewicht der einzelnen Personen, die Verantwortung tragen, deutlich zum Tragen kommt.

Und schließlich unsere Biblischen Tage über die vier sogenannten „Gottesknechtlieder“ des Jesaja-buches. Im Neuen Testament dienen sie zur Deutung der Passion Jesu und damit der Grundlegung christlicher Glaubensgemeinschaft, im jüdischen Kontext sind die verschiedenen Ebenen eines eher individuellen oder eher kollektiven Verständnisses ineinander verwoben.

Ein Potpourri von Themen, das unter verschiedenen Perspektiven die Verantwortung des Einzelnen und dessen Eingebundenheit in Gemeinschaft bzw. Gesellschaft neu aus-tarifiert.

Ihnen einen wunderbaren Sommer(urlaub)!

Ihr

dem Bedarf, der seinerseits festgemacht wird an der Haushaltszusammensetzung, wobei auch der Vorteil des gemeinsamen Wirtschaftens in einem Haushalt einbezogen wird.

Dieses Armutsrisiko hat sich für Kinder und Jugendliche nicht wesentlich verändert, selbst wenn wir die Sozialhilfestatistik heranziehen, die strengere Kriterien anlegt. Das, was die Sozialhilfebemessungsgrenzen zu Grunde legen, entspricht in etwa dem, was man hat, wenn man nur über 40% des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens verfügt. Welches Kriterium man auch heranzieht: In beiden Fällen müssen wir feststellen, dass Kinder und Jugendliche in dieser Gesellschaft ein erhöhtes Risiko haben, in Armut zu leben, also hinsichtlich der Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand außen vor zu bleiben. Das Problem ist alles andere als neu: Schon Ende der 1980er Jahre hat die Sozialhilfestatistik offenbart, dass der Spruch „Armut ist weiblich, alt und kinderreich“ nur noch bedingt gilt. Altersarmut war damals deutlich weniger verbreitet als Kinderarmut und kommt erst jetzt wieder stärker auf uns zu. Angesichts der überproportional hohen Armutsbetroffenheit von Kindern, vor allem der Kleinkinder, wurde zu der Zeit erstmals von der „Infantilisierung der Armut“ gesprochen. Das ist ein Problem, mit dem wir uns immer noch herumschlagen.

Wenn man die Trends über die vergangenen zehn Jahre betrachtet, dann bedrückt, wie wenig sich in positive Richtung verändert hat. Im Gegenteil müssen wir sogar wieder einen leichten Anstieg der Armutsquoten verzeichnen. Rund 2,5 Millionen Kinder und Jugendliche – das sind 20% aller Minderjährigen – sind von Armut bedroht, und unter Familien mit Kleinkindern ist der Anteil noch sehr viel höher. Jede fünfte dieser Familien lebt von Hartz IV und ist damit von der Sozialhilfe, von Transferzahlungen abhängig. Bedenklich ist, dass wir in der gleichen Zeit einen guten Aufschwung im Arbeitsmarkt erlebt haben – festgemacht an der Anzahl der Beschäftigungsverhältnisse. Insofern würde man vermuten, dass nun mehr Leute in Lohn und Brot gekommen sind, so dass es doch gelungen sein müsste, die Armut zu bekämpfen. Allerdings haben vor allem Arbeitsplätze im Niedriglohnssektor zugenommen, die mit ihren prekären Beschäftigungsverhältnissen keine stabile Basis für Familien bieten. Das betrifft nicht zuletzt junge Familien mit geringen Bildungsressourcen, Zugewanderte und Alleinerziehende.

Armut muss keine dauerhafte Lebenslage sein. Die Zeitdimension kann jedoch in den meisten Statistiken nicht angemessen in den Blick genommen werden. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), die jetzt vor kurzem erschienen ist, hat sich dieser Frage angenommen und die Verlaufsdaten der Einkommenssituation von Familien untersucht. Die Auswertungen zeigen, dass immerhin 21% der Kinder durchaus von dauerhafter und wiederkehrender Armut betroffen sind. Das ist eine wichtige Erkenntnis, denn lange wurde davon ausgegangen, dass der Großteil der Armut vorübergehend ist und überwunden wird, weil die Betroffenen mit der Zeit Arbeit bzw. eine besser bezahlte Arbeit finden. Das sieht nicht mehr so aus. Wir müssen eher eine Verfestigung von Armutslagen verzeichnen, die gerade Kinder betrifft. Und das, obwohl gerade diese chronischen Armutslagen die gravierendsten Folgen haben, die die Lebensverläufe und Entwicklungschancen von Kindern langfristig überschatten.



OB Dieter Reiter mit Johanna Hofmeir, Leiterin der Initiative „Lichtblick Hassenbergl“, einer Institution der katholischen Jugendfürsorge, die oft als Partner

des Adventskalenders fungiert: Johanna Hofmeir ist auch Mitglied im Allgemeinen Rat der Katholischen Akademie in Bayern.

II. Gründe für Armut

Wenn man untersucht, wer ein besonders hohes Armutsrisiko hat, dann überraschen die Befunde nicht: Es sind vor allen Dingen diejenigen Männer und Frauen, denen die Qualifikationen für eine besser bezahlte berufliche Tätigkeit fehlen, und diejenigen, die gar keinen Zugang zum Arbeitsmarkt finden, die also erwerbslos geblieben sind. Auch zugewanderte Familien haben ein deutlich erhöhtes Armutsrisiko; ihnen fällt der Zugang zum Arbeitsmarkt immer noch merklich schwerer, gerade auch der Zugang zu besser bezahlten Berufen. Viele sind in eher prekären Arbeitsverhältnissen. Aber daneben gibt es auch familienstrukturelle Merkmale, die in besonderem Maße in die Waagschale fallen – Aspekte der Familiensituation, die nichts mit der beruflichen Qualifikation zu tun haben, wohl aber mit den Erwerbsmöglichkeiten derer, die auch für Kinder sorgen, mit der Logik unseres Steuersystems, das Verheiratete stärker entlastet als Alleinerziehende, und mit der Komplexität von familienbezogenen Leistungen, die viele nicht überblicken und daher nicht in Anspruch nehmen.

Alleinerziehende haben unter allen Familienformen das höchste Armutsrisiko; 44% der Alleinerziehenden sind von Armut betroffen. Das ist auch in München nicht anders. Wenn wir das strengere Sozialhilfekriterium hernehmen, dann sind in München die Alleinerziehenden, die ein oder zwei Kinder haben, zu 35% auf Sozialhilfe angewiesen, und diejenigen, die drei Kinder haben und mehr, fast doppelt so häufig – eine gravierende Benachteiligung, die sich aus vielen Besonderheiten des Steuer- und Sozialrechts zusammensetzt, aber auch der oft prekären Unterhaltssituation geschuldet ist, etwa dann, wenn der andere Elternteil keinen Unterhalt zahlt.

Wir wissen, dass in vielen Fällen nur unzureichend oder gar kein Unterhalt geleistet wird, zum Teil, weil auch der unterhaltspflichtige Elternteil von Armut betroffen ist. Es ist nicht immer nur der schlechte Wille. Das ist ein Problem, das hoffentlich mit dem mittlerweile verbesserten Unterhaltsvorschuss eingedämmt wird, bei dem wir aber auch mit einer Vereinfachung der familienbezogenen Leistungen und Anpassungen im Steuer- und Sozialrecht weiterkommen müssen. Welche Maßnahmen am besten geeignet sind, gute Teilhabe-

chancen für Familien und Kinder zu sichern, ist auf politischer Ebene intensiv in der Diskussion.

Auch kinderreiche Familien haben nach wie vor ein erhöhtes Armutsrisiko. Blickt man in die Statistik, so erscheint es weniger bedenklich hoch als unter Alleinerziehenden. Rund 25% der Familien mit drei und mehr Kindern sind von Armut bedroht – ein Anteil, der allerdings auch deutlich über dem Durchschnitt der Bevölkerung liegt. Für kinderreiche Familien fällt das Armutsrisiko nicht ganz so gravierend aus, weil die Kinder in der Berechnung dessen, was das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen ist, nur sehr begrenzt in die Waagschale fallen. Kinder bekommen nur ein kleines Gewicht bei der Berechnung des bedarfsgewichteten Nettohaushaltseinkommens. Ob das noch unseren Lebensverhältnissen entspricht, ob nicht auch Kinder erhöhten Konsumbedarf haben, um teilzuhaben in unserer Gesellschaft – das muss man mit einem großen Fragezeichen versehen. Kollegen aus den Wirtschaftswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum, Prof. Dr. Notburga Ott und Prof. Dr. Martin Werdinger, haben sich das genauer angeschaut und gute Argumente dafür geliefert, dass unsere Schätzmodelle für den Bedarf eines Haushalts und für Armut neu justiert werden müssen.

Was nicht zu übersehen ist, sind familienstrukturelle Ungleichheiten im Zugang zum Arbeitsmarkt, aber auch im Zugang zu einer existenzsichernden Arbeit. Wir haben einen zunehmenden Anteil der sogenannten „working poor“ zu verzeichnen: Familien mit erwerbstätigen Eltern, die trotzdem nicht ein existenzsicherndes Einkommen nach Hause tragen, mit dem sie den Bedarf ihrer Familie decken könnten. Das ist fraglos ein Problem, das dringend angegangen werden muss und mit dem Mindestlohn, Kinderzuschlag sowie verbesserten Erwerbsmöglichkeiten durch den Ausbau frühkindlicher Betreuungsangebote auch angegangen wurde. Gleichzeitig ist es unabdingbar, die Wirksamkeit der Reformen, die auf den Weg gebracht worden sind, aufmerksam zu verfolgen. Das gilt etwa für die Reform des Unterhaltsrechts, die sehr darauf setzt, dass Frauen nach einer Trennung sehr schnell auf dem Arbeitsmarkt ein tragfähiges Einkommen erwirtschaften und somit für sich selber sorgen können. Wie realistisch das ist in einem Land, in



SZ-Geschäftsführer Dr. Karl Ulrich (li.) und die beiden ebenfalls anwesenden Chefredakteure Wolfgang Krach (3.v.li.) und Kurt Kister (re.) betonten die Wichtigkeit des SZ-Adventskalenders, der in Fällen von Not und Armut oft

helfen konnte. Dem konnte Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter (2.v.l.) nur freudig zustimmen. Zwischen den beiden Chefredakteuren saß Annette Krügel, die Witwe des im Frühjahr 2018 plötzlich verstorbenen SZ-Lokalchefs

Christian Krügel, der die gemeinsame Veranstaltung von SZ und Katholischer Akademie noch angestoßen und mit vorbereitet hatte.

dem Mütter überwiegend in Teilzeit erwerbstätig sind, scheint fraglich. Noch leben Zwei-Eltern-Familien in Deutschland mehrheitlich das sogenannte modernisierte Ernährermodell, wobei der Mann den entscheidenden Anteil des Geldes nach Hause bringt und die Frau den größeren Teil der Familienarbeit übernimmt, lediglich in Teilzeit erwerbstätig ist und ihre Karriere hintenanstellt.

Ein großer Hoffnungsträger für Alleinerziehende ist die Reform des Unterhaltsvorschlusses, der nicht mehr zeitlich begrenzt ist und auf alle Kinder unter 18 Jahren ausgeweitet ist. Das könnte viele Alleinerziehende entlasten. Aber auch hier wird zu prüfen sein, ob dieser Unterhaltsvorschuss hinreichend in Anspruch genommen wird. Es kann durchaus gute Gründe geben, auf den Unterhaltsvorschuss zu verzichten, etwa, wenn vermieden werden soll, dass die Behörden versuchen, das Geld beim anderen Elternteil einzutreiben – ein Punkt, der alte Konflikte wieder auflodern lassen kann.

Insgesamt haben wir ein äußerst komplexes System von Leistungen, die Familien in Anspruch nehmen können – mehr als 150 verschiedene Leistungen, die für unterschiedliche Zielgruppen an unterschiedlichen Stellen relevant sein können. Es verwundert nicht, wenn den jeweils berechtigten Familien der Überblick fehlt.

III. Folgen der Armut

Zahlreiche Studien zeigen, dass Armut viele Belastungen für Kinder und Jugendliche mit sich bringt. Das reicht von Nachteilen für ihre kognitive Entwicklung über verminderte Bildungschancen bis hin zu Belastungen ihrer Gesundheit. Wir wissen, dass diese Nachteile nicht erst dann greifen, wenn die Kinder alt genug sind, um ihre ungünstige Position in dieser Gesellschaft zu erkennen. Nachteile zeigen sich schon sehr früh, schon in den ersten Lebensjahren. Und gerade die Armut in den allerersten Lebensjahren birgt langfristig die stärksten Risiken für die

Entwicklung der Kinder. Sie übertreffen noch die Folgen von Armut im Jugendalter, obwohl man denken könnte, dass es in diesem späteren Alter deutlich mehr weh tut, wenn man nicht mithalten kann mit den Gleichaltrigen. Diese sozialen Vergleiche sind durchaus für die Kinder und Jugendlichen sehr belastend. Aber das, was in der frühen Kindheit passiert, stellt langfristig Weichen. Und diese Weichen sind oft nicht nur Weichen für die Kinder, sondern für die ganze Familie.

Damit komme ich zu dem, was Armut für Kinder besonders belastend macht. Es liegt auf der Hand, dass all die Entbehrungen, die Armut mit sich bringt – etwa nicht mit den anderen ins Kino gehen zu können, nicht in das Spaß-Schwimmbad, das unerschwinglich teuer ist, nicht zu einem Event-Kindergeburtstag einladen zu können und nicht die Markenkleidung zu tragen – das Leben von Kindern in Armut prägen. Diese Entbehrungen im Familienalltag und in den Teilhabemöglichkeiten der Kinder sind für sich genommen schon ein Problem, auch wenn sich viele Eltern in Armut sehr bemühen, nicht an den Kindern zu sparen, d.h. die Kinder möglichst wenig spüren zu lassen, wie knapp die Finanzen sind. Was aber mindestens ebenso belastend ist und häufig den eigentlichen „Transmissionsriemen“ liefert, über den sich Armut nachteilig auf die Kinder auswirkt, das ist das schleichende Gift, das Armut vielfach in die Familie hineinträgt: die Existenzängste und Zukunftssorgen der Eltern, die oft nicht mehr weiter wissen und das Gefühl haben, zu versagen, weil sie ihren Kindern nicht das bieten können, was sie brauchen; die Folgen, die das für Partnerschaftsbeziehungen hat, in denen sich Konflikte häufen und auch häufiger destruktiv ausgetragen werden. Oft schwappen diese Belastungen des Familienklimas letzten Endes auch über in die Eltern-Kind-Beziehung und in das Erziehungsverhalten der Eltern – also in jenen Bereich des Familienlebens, der für das Wohlergehen und

die Entwicklungschancen der Kinder besonders bedeutsam ist.

Es ist anspruchsvoll, Kinder großzuziehen. Jeder, der Kinder hat, weiß das. Vermutlich kennen alle Eltern Situationen, die ihre Nerven an den Rand der Belastbarkeit gebracht haben. Sei es die lange Nacht, in der das Kind nicht schlafen konnte und nur geweint hat, sei es das Quengeln im Stau auf der Autobahn, der Wutausbruch im Supermarkt, die Fünf im Zeugnis. Solche Situationen stellen Eltern immer wieder auf die Probe, machen es schwer, die Ruhe zu bewahren und hinterlassen uns oft ratlos. Solche Situationen gut zu meistern ist umso schwerer, wenn man zusätzlich mit Existenznöten zu kämpfen hat, nicht weiß, wie man über die Runden kommt, und zweifelt, was man seinem Kind überhaupt mitgeben kann.

IV. Maßnahmen gegen Armut

Die meisten Eltern in Armutslagen bemühen sich nach Kräften, Nachteile der Kinder zu begrenzen. Es ist ihnen ein großes Anliegen, ihre Kinder gut aufwachsen zu lassen und ihnen möglichst wenig Verzicht abzuverlangen. Die Kinder sollen nicht spüren müssen, was es bedeutet, arm zu sein. Entsprechend sparen die Eltern als erstes bei sich selbst. Das gerät oft aus dem Blick, erst recht, wenn strukturelle Hürden als persönliches Versagen oder Bequemlichkeit missverstanden werden. Nicht selten haben Familien in Armut neben den erschwerten finanziellen Lebensbedingungen und den damit verbundenen Sorgen und Entbehrungen auch mit Stigmatisierung zu kämpfen. Je größer die sozialen Unterschiede sind, desto deutlicher ist das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Insofern brauchen Eltern und Kinder in Armut unsere Unterstützung an vielen Fronten. An der finanziellen Front, aber auch gerade da, wo es darum geht, Familien in das Gemeinwesen zu integrieren und von innen her zu stabilisieren, so dass Eltern das nötige Selbstvertrauen und die Überzeugung gewinnen, zum

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
Helfen Spenden, die Armut zu bekämpfen? 70 Jahre Adventskalender der Süddeutschen Zeitung	
Fünf Thesen zur Kinder- und Familienarmut Sabine Walper	1
Fünf Thesen zur Altersarmut Irene Götz	4
Armut in der Stadt. Ein Gespräch zwischen Oberbürgermeister Dieter Reiter, Irene Götz und Sabine Walper Moderation: Nina Bovensiepen	6
Moskau. München. Berlin Der revolutionäre Umbruch von 1917 bis 1919 Andreas Wirsching	11
Akademiegespräch mit Offizieren der Bundeswehr Gehorsam als Führungsinstrument Impulse aus der Regel des heiligen Benedikt Abt Johannes Eckert OSB	13
Seelsorge anders? Das Potenzial der Klöster Klösterliche Seelsorge – Erfahrungen und Erwartungen einer Diözese Lorenz Kastenhofer	17
Raum für Gottsucher – Kontemplative Klöster als pastorale Keimzellen Thomas Quartier OSB	19
Hybride Seelsorge. Unterwegs in kirchlich untypischen Räumen Jakobus Kaffanke OSB	22
Was? Bei Ihnen gibt es keine Mangos? Vom ökologischen Fußabdruck in der Seelsorge Beda Maria Sonnenberg	26
Unterirdische Energiespeicher	28
Das Evangelium ist kein Buch! Lernen mit Leib und Seele in den Fußstapfen von Marcel Jousse SJ (1886 – 1961)	
Der Ansatz von Marcel Jousse SJ aus anthropologischer und philosophischer Sicht Clara-Elisabeth Vasseur	29
Die Rezeption der wissenschaftlichen Arbeit von Marcel Jousse Weibischhof Johannes Bündgens	33
Gedenkgottesdienst Romano Guardini Einführung und Predigt beim Gedenkgottesdienst anlässlich des 50. Todestages von Romano Guardini Reinhard Kardinal Marx	37
Brahms-Requiem Musik und Theologie des Werks 150 Jahre nach der Uraufführung Michael Hartmann	39
Walter Raum – Wund-Bilder Eine Einführung Wilhelm Christoph Warning	45
Impressum	28

Wohlergehen der Kinder und der Familie beitragen zu können. In diesem Bereich sind komplexe Beratungsangebote, die Haushaltsplanung, Schuldnerberatung, Familienbildung und Erziehungsberatungen zusammenzubringen.

Nicht zuletzt brauchen wir außerfamiliäre Angebote, die den Kindern weitere Erfahrungsräume eröffnen und dazu beitragen, soziale Ungleichheit abzubauen. Diese Lektion haben wir sehr deutlich gelernt: Armutsbekämpfung innerhalb der Familie, die darauf abzielt, Probleme abzubauen und Eltern zu stärken, ist von zentraler Bedeutung, aber nur ein Bein, auf dem man noch keinen sicheren Stand gewinnt. Vieles von dem, was Kinder für die Entfaltung ihrer Potenziale brauchen, was sie an altersgerechten Anregungen benötigen, um in ihrer Bildungslaufbahn voranzukommen, um positive Beziehungen zu Gleichaltrigen zu erleben, ist etwas, was auch und gerade im außerfamiliären Bereich vermittelt werden muss. Dieses zweite Standbein, das Kita, Schule und die Jugendarbeit bieten, ist von nicht minder zentraler Bedeutung.

Es ist zunehmend anerkannt, dass der Bereich der frühkindlichen Bildung und Betreuung der Kinder unter 3 Jahren große Chancen birgt, gerade für Kinder, die in benachteiligten Elternhäusern aufwachsen. Insbesondere in dieser Gruppe finden sich Vorteile einer frühen, qualitativ hochwertigen außerhäuslichen Betreuung. Allerdings nehmen sozial benachteiligte Eltern diese Angebote noch seltener in Anspruch. Deshalb kommt es darauf an, den Ausbau frühkindlicher Betreuungsangebote weiter voranzutreiben, Zugangswege zu ebnen und auch diese Familien stärker zu motivieren, entsprechende Angebote zu nutzen. Damit allein ist es jedoch noch nicht getan.

Entscheidend ist auch die Qualität der Angebote, die vielfach noch begrenzt ist. Kitas und Schulen können jedoch nur dann eine wirkungsvolle Kompensationsfunktion übernehmen, wenn sie eine gute Qualität aufweisen. Wir wissen, dass Qualität nicht nur Strukturqualität ist. Es kommt nicht nur darauf an, wie gut die Personal- und Raumausstattung ist. Für die Kinder bedeutsamer sind die Ausgestaltung von Beziehungen und die Interaktion, in die sie eingebunden werden, die Vermittlung anregungsreicher Erfahrungen sowie die Sensibilisierung des Personals für ihre unterschiedlichen Bedürfnisse und Potenziale.

Nicht zuletzt macht sich die Qualität von Bildungs- und Betreuungsinstitutionen auch daran fest, inwieweit es ihnen gelingt, eine tragfähige, vertrauensvolle Kooperationsbeziehung mit den Eltern einzugehen. Eine solche Erziehungs- und Bildungspartnerschaft, die Eltern einbezieht und den wechselseitigen Austausch erleichtert, steht vor allem im Dienste der Kinder, erleichtert aber auch Fachkräften und Eltern die Arbeit. Dies ist sicherlich eine unserer größten Herausforderungen, denn gerade sozial benachteiligte, armutsbetroffene Eltern haben oft ungünstige Erfahrungen mit staatlichen Institutionen gemacht. Entsprechende Vorbehalte gegenüber deren Vertreter/innen sind im Kita-Bereich meist noch begrenzt, aber die Schule ist für viele Eltern ein schwieriges Terrain, nicht nur, wenn sie an eigene Misserfolge erinnert. Umso mehr sind gerade in diesem Bereich Anstrengungen um eine gute Kooperation notwendig, damit Bemühungen der Schulen zur Förderung der Kinder nicht ins Leere laufen, sondern Eltern mitgenommen werden und umgekehrt die Lehrkräfte von deren Erfahrungen profitieren können. Nur so lassen sich Synergien schaffen, die für die Kinder hilfreich sind.

Man sieht: Es gibt noch viel zu tun. Es bleibt zu hoffen, dass viele mit anpacken. □

Fünf Thesen zur Altersarmut

Irene Götz

Grüß Gott zusammen. Ich freue mich sehr, dass ich heute die Möglichkeit habe, dank der Einladung und des Rahmens, der durch den Adventskalender der guten Werke bzw. dessen Jubiläum gegeben ist, Sie mit dem Thema Altersarmut zu konfrontieren, Altersarmut in München.

I. Die Verborgenheit der Altersarmut

Bevor ich damit systematischer beginne und auf meine fünf Thesen komme, möchte ich zunächst einmal ein paar Beispiele geben und auch erläutern, wie ich zu diesem Thema gekommen bin, als gut dotierte Universitätsprofessorin, die ja normalerweise im Alltag damit nicht konfrontiert ist. Ich habe mich einfach vor vier, fünf Jahren gefragt, wie man in München als Alleinstehende/r, vor allem als alleinstehende Frau, von einer Rente, die deutschlandweit durchschnittlich um die 700 Euro beträgt – in München ist es zum Teil bei Neurentnerinnen etwas besser – überhaupt leben kann, wenn eine Einzimmerwohnung in der Regel mindestens genauso viel kostet. Das konnte ich mir nicht vorstellen, ich kannte auch niemanden, weil – da sind wir beim ersten Thema – Altersarmut häufig tabu ist und unsichtbar. Ich wollte hineinleuchten in Fälle, ich wollte wissen, was hinter dieser Fassade steht, was wir häufig überhaupt nicht wahrnehmen.

Das war der Ausgangspunkt für ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der LMU finanziertes Forschungsprojekt, das ich die letzten vier Jahre mit meinem Team durchgeführt habe, und zwar kein quantitatives Projekt, bei dem wir Statistiken ausgewertet haben, sondern wir sind als Europäische Ethnologinnen zu den Leuten gegangen, über die Alten- und Servicezentren, die es in München als Sonderfall in beispielhafter Weise gibt, in die offene Nachbarschaftshilfe, zu Schuldnerberatungen, aber auch in die kirchlichen Altenhilfen, und haben mit Leuten in diesen Einrichtungen gesprochen oder auch Interviews bei ihnen zuhause geführt. Wir wollten wissen, wie speziell Frauen im Rentenalter, die alleine leben, zurechtkommen und daraus ist jetzt ein Sachbuch („Kein Ruhestand! Wie Frauen mit Altersarmut umgehen“) im Kunstmann Verlag mit rund 20 biografischen Porträts entstanden (siehe **Kasten**).

Ein paar Beispiele aus unseren Porträts seien hier angeschnitten: Die ehemalige Versicherungsangestellte Monika Tegt – das ist selbstverständlich ein Pseudonym –, 68 Jahre alt, muss nach 40 Jahren Berufstätigkeit abends in einem Callcenter im Akkord telefonieren. Ihre Rente von rund 900 Euro – das war im Jahr 2015 – war ein paar Euro zu hoch, um aufstockende Grundsicherung im Alter zu beantragen. Ihre Tochter übrigens wusste nicht, wie knapp es bei ihr ist. Monika Tegt gehört zu den rund 15% der über 65-Jährigen, die in München derzeit im Alter zu ihrer Rente hinzuverdienen, Tendenz steigend. Monika Tegt sagte uns im Gespräch, wie kraftzehrend diese Arbeit ist, und sie fragt sich, was sein wird, wenn sie einmal nicht mehr kann.

Sicher, für manche Ältere ist Weiterarbeiten nicht nur Last, sondern auch Lust, eine Form von Teilhabe, Erfahrungen weitergeben, Gebrauchtwerden im



Prof. Dr. Irene Götz, Professorin am Institut für Empirische Kulturwissenschaften und Europäische Ethnologie der LMU München

Ehrenamt oder auch bei der Enkelbetreuung. Hier geht die soziale Schere auseinander. Wer darf noch tätig sein, wer kann es gesundheitlich noch, oder aber wer muss nach der Rente weiter verdienen, kann es aber vielleicht gar nicht, weil sie oder er zwangsverrentet wird in ihrem/seinem Angestelltenverhältnis? Oder wer ist körperlich vielleicht sogar zu verbraucht? Denken Sie an die Krankenschwestern oder die in den Rentendebatten immer wieder erwähnten Dachdecker nach 45 Berufsjahren.

Die 85-jährige ehemalige Hausmeisterin Mariana Dovan, eine der Frauen, die wir für unser Projekt interviewt haben, erhält 220 Euro Rente. Sie weiß nicht, wie sie ihre aufgetragenen Winterschuhe reparieren lassen soll – hier ist sie auf Spenden angewiesen, die sie über die offene Altenhilfe in ihrer Nachbarschaft vermittelt bekommt – das Sozialamt ist für solche Extra-Anschaffungen bei Grundsicherung im Alter, die Frau Dovan bezieht, nicht zuständig, bzw. vergibt Darlehen für Anschaffungen. Der Kühlschrank darf nicht kaputtgehen – wie will man ein Darlehen denn zurückzahlen?

Ein weiteres Beispiel: Traudel Heller, frühere Bürokräftin, Anfang 70, geriet nach der Scheidung und nach dem Aufbau eines eigenen Haushaltes in die Schuldenfalle. Wir trafen sie bei der Schuldnerberatung der AWO. Ihre neubezogene Wohnung allein frisst schon 700 Euro Miete. Alle ihre Rücklagen sind aufgebraucht. Zitat: „Jetzt muss ich knausern und sparen. Freundinnen besuchen: unmöglich.“

Diese Beispiele verweisen auf die vielen Facetten der prekären Lebensbedingungen vieler Menschen im Rentenalter – zumal in teuren Städten, wo die Lebenshaltungskosten, die Mieten vor allem, höher sind. Wir wissen noch wenig darüber, wie Ältere tatsächlich und ganz konkret in ihrem Alltag zurechtkommen, denn die Altersarmut bleibt häufig im Verborgenen. Dabei ist Altersarmut kein rein persönliches, noch dazu selbst verschuldetes Problem, wie manche Interviewten manchmal fast glaubten –

„ich bin ja selber schuld, deswegen darf ich auch nicht zum Amt“ –, sondern sie ist Teil einer gesamtgesellschaftlichen Problematik.

Bei den Frauen – die wir interviewten – hat sie mit den gebrochenen Erwerbsbiografien zu tun; doch auch Männer, die 45 Jahre in die Rentenkasse eingezahlt haben, sind mit einer durchschnittlichen Rente – von in München und auch deutschlandweit rund 1200 Euro – von Altersarmut bedroht, vor allem wenn sie allein leben. Die Rentenniveaus wurden in den letzten Jahren immer weiter abgesenkt, und sie sollten durch private oder betriebliche Vorsorge aufgestockt werden. Das Modell ging jedoch, zumal in Zeiten der Niedrigzinspolitik, nicht auf. Damit bin ich bei meinen Thesen.

II. Analyse der Altersarmut

Sie wissen, dass die Rentenniveaus in den letzten Jahren immer weiter abgesenkt wurden; zudem sollten sie durch private oder betriebliche Vorsorge aufgestockt werden. Die Süddeutsche Zeitung hat gerade darüber berichtet, dass das Modell gar nicht gut aufgeht. Eine aktuelle Studie der Hans-Böckler-Stiftung (des Deutschen Gewerkschaftsbundes DGB) hat darauf verwiesen, dass die Riester-Rente – sofern man überhaupt „riestern“ kann, wozu man ja ein gewisses Einkommen braucht – diese Versorgungslücke im Alter nicht hinreichend genug schließt, zudem in Zeiten der Niedrigzinsen. Wer will da wie privat vorsorgen?

Wie Frauen mit Altersarmut umgehen

Prof. Dr. Irene Götz und ihr Team an der LMU München widmen sich in dem erschienenen Buch folgenden Fragen: Wie kommen Frauen im Alter, die von Armut bedroht sind, in einer teuren Stadt mit hohen Mieten zurecht? Welche Strategien entwickeln sie, um dennoch am sozialen und kulturellen Leben teilzuhaben? Davon erzählen Frauen aus unterschiedlichen sozialen Milieus, und die Analyse dieser Berichte macht deutlich, wie weit auch bereits die mittleren Schichten bedroht sind, und wie wichtig es ist, dass hier politische und gesellschaftliche Veränderungen unserer eingespielten Sozialsysteme umgesetzt werden.



Irene Götz (Hg.): *Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen*. Kunstmann 2019, 20 Euro (Printausgabe); 15,99 Euro E-Book. ISBN: 978-3-95614-292-5

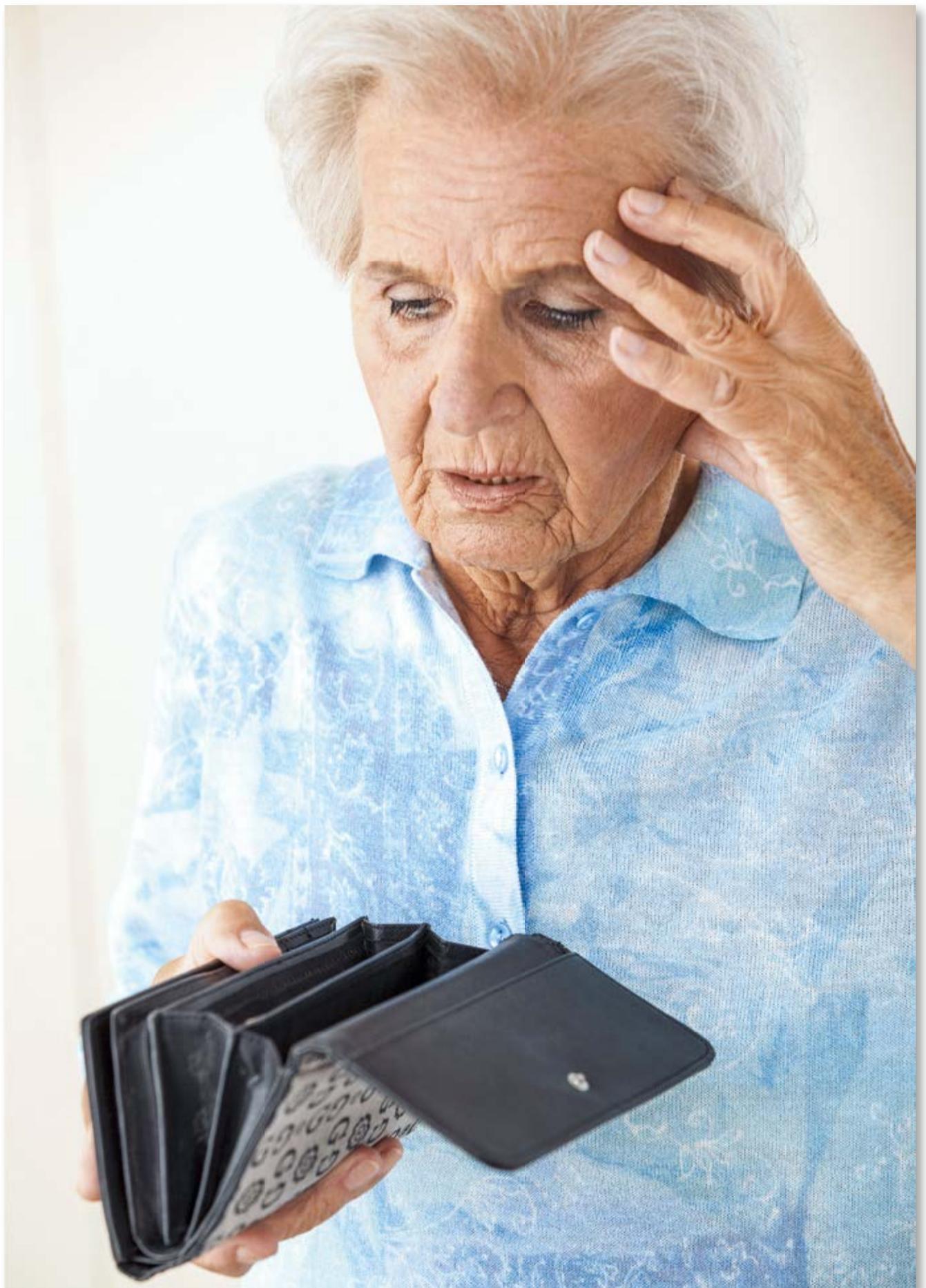
Damit bin ich nun auch endlich bei meiner **ersten These**: „Altenlast“, ein furchtbares Wort, wurde zu lange nur als volkswirtschaftliches Problem im Sinne des demokratischen Wandels verhandelt. Der Blick auf Alter als Kostenfaktor der überlasteten Sozialkassen hat den Blick für die Belastungen der Älteren selbst verstellt. Inzwischen wird jedoch gerade in den Städten deutlich, dass der Gruppe der wohlsituierten sogenannten „best-ager“, die für sich selbst Vorsorge tragen können, eine zunehmende Zahl von Rentnern und vor allem Rentnerinnen gegenübersteht, die mit einer Altersrente allein nicht über die Runden kommen.

Meine **zweite These** lautet: Die Altersarmut steigt. Ich finde es schlimm, nur um das hier so politisch zu sagen, dass sich die großen Parteien jetzt gerade streiten, ob die Altersarmut steigt oder nicht steigt – und je nachdem, wen Sie fragen, bekommen Sie andere Bilder. Definitiv steigt sie. Laut Statistischem Bundesamt belief sich die Armutsgefährdungsschwelle für Deutschland 2006 noch durchschnittlich auf 750 Euro, zehn Jahre später bereits auf 970 Euro. Das hat natürlich mit steigenden Lebenshaltungskosten zu tun. Nun liegt aber in einer Stadt wie München die errechnete Armutsgefährdungsschwelle für einen Ein-Personen-Haushalt deutlich höher. Wenn Sie in einem Single-Haushalt weniger als 1350 Euro haben, so hat es der von der Landeshauptstadt in Auftrag gegebene Münchner Armutsbericht 2017 herausgearbeitet, gehören Sie schon zu den von Frau Walper vorhin erwähnten Armutsgefährdeten.

Was für einen Studenten in einem WG-Zimmer ausreichend ist – vielleicht kann er davon noch eine Rucksack-Reise finanzieren –, ist für Ältere ein sehr knappes Budget. Ältere brauchen häufig Medikamente, die eben auch nicht mehr alle erstattet werden. Sie sind immobil, sie haben andere Kosten, und 1350 Euro sind im Alter nicht viel. Ein Beispiel: Jolanda Fischer – wieder ein Pseudonym – verkauft lieber die Straßenzeitung, als zum Sozialamt zu gehen, obwohl sie hier ihre Erwerbsminderungsrente von rund 600 Euro durch Grundsicherung aufstocken könnte. Das wusste sie aber nicht.

Unwissen ist ein häufiges Problem. Das Sozialgesetzbuch ist komplex, jeder Fall liegt anders. Umso wichtiger ist es, dass man etwa in die offene Altenhilfe geht, in die Alten-Service-Zentren oder kirchliche Einrichtungen, sich beraten lässt, sich Hilfe holt. Ein Zuverdienst würde übrigens mit der aufstockenden Grundsicherung im Alter verrechnet. Jolanda Fischer geht aber auch deshalb nicht zum Amt, weil sie Angst hat, dass ihre Kinder dann belastet würden. Die haben zwar wahrscheinlich selbst nicht genug im Geldbeutel (es gibt hier hohe Freibeträge), aber auch hier fehlt wieder das Wissen. Wer informiert ist, der hat hier Vorteile.

Jolanda Fischer zeigt übrigens in ihrer Biografie die typischen Gründe für Altersarmut. Sie war alleinerziehend und konnte deshalb nur Teilzeit arbeiten. Der Ehemann war offensichtlich für die Kinder nicht zuständig. Dann wurde sie mit 50 Jahren aufgrund von Rationalisierungen eines renommierten Modehauses in München entlassen. Auf dem Arbeitsmarkt hat sie mit 50 (!) – sie sagt: „Wir Alten kriegen ja nichts!“ – nichts mehr gefunden. Dann landete sie beim Straßenzeitungsverkauf. Inzwischen wurde ihre Wohnung gekündigt wegen Eigenbedarf, und die Liste der Wohnungssuchenden auf dem Wohnungsmarkt ist lang. Das hat bedeutet, dass man ihr vorübergehend einen Platz im Frauenhaus zuwies. Das wollte sie aber nicht, sodass sie aus München wegzog – einer Stadt, wo sie über 40 Jahre gelebt



alamy-stock/ MEV – 009

Hier ist es nur eine gestellte Szene, aber immer mehr alte Menschen fürchten auch in der Realität den Blick in das oft leere Portemonnaie.

und ihren Sohn hat. Sie kann jetzt zwar in einer kleinen Wohnung im Hinterland überleben, aber ihr Job ist weg, sie kann nicht mehr nach München zurück, und ihr fehlt sogar das Fahrgeld, um am Wochenende ihren Sohn zu besuchen, der überdies auch nicht zu wissen scheint, wie knapp es bei ihr ist.

Meine **dritte These** ist: Im Alter verstärken sich soziale Unterschiede und Geschlechtsunterschiede, Einkommensunterschiede, Bildungsunterschiede und

Unterschiede in Quantität und Qualität sozialer Netzwerke. Die durchschnittliche Rente von Frauen deutschlandweit ist immer noch nur beinahe halb so hoch wie die von Männern. In München ist es ein bisschen besser, weil Frauen hier in der Stadt häufiger erwerbstätig sind. Bedroht sind Langzeitarbeitslose, Alleinerziehende, Geringverdienerinnen, Geringqualifizierte, auch chronisch Kranke und auch Personen mit Migrationshintergrund, sofern sie spät nach Deutschland gekommen sind; diese

können nämlich häufig nicht in ihrem alten Beruf arbeiten und zahlen eben auch spät in die Rente ein. Das Überraschende für unser Projektteam war, dass die Mittelschichten, das Bürgertum im Alter im Falle von alleinlebenden Frauen armutsgefährdet ist, und zwar in ganz großem Umfang: die Lektoratsassistentin, die Buchhändlerin, die Versicherungsangestellte, alle haben sie zu kämpfen und zu knabbern. Sie arbeiten zusätzlich, sie sind auf Spenden angewiesen und oft schämen sie sich zum

Teil auch, dass sie sich so wenig leisten können im Vergleich zu oft besser gestellten Freundinnen aus besseren Zeiten. Wenn körperliche Einschränkungen hinzukommen, fällt das „Laufen und Rennen“, wie es eine Interviewte sagte, doppelt schwer; man kann eben nicht dauernd Sonderangebote suchen oder hat vielleicht noch nicht einmal eine Kühltruhe, um günstige Vorräte anzulegen.

Wie behelfen sich diese Frauen? Kurz gesagt: Soziales Kapital, also gut gestellte Netzwerke, gute Nachbarschaften, oder ein enger Kontakt zur Familie helfen. Häufig haben auch die Frauen aus dem bürgerlichen Milieu hier die potenteren Kontakte. Ein Schwiegersohn, der mal einen Laptop vorbeibringt oder Freunde, die einen zum Essen oder in den Urlaub einladen, sind ein besonderes soziales Kapital. Das heißt aber nicht, dass die Ärmeren in unserem interviewten Sample per se passiv sind oder nur einsam. Hier war für uns sehr überraschend, mit wie viel Improvisationsgeschick und auch dem Versuch, die Würde zu behalten, gewirtschaftet wurde. Das Wissen der Kriegs- und Nachkriegskinder, die jetzt von Altersarmut betroffen sind, hilft. Das heißt: in den schlechten Zeiten erworbene Fertigkeiten wie Selbermachen, den Besitz schonen oder auch hauswirtschaftliche Kenntnisse wie Einkochen, Nähen, Flickern, und überhaupt ein nachhaltiges Wirtschaften sind ihnen noch gegeben. Was passiert aber, wenn meine Generation, die Baby-Boomer, demnächst in den Ruhestand gehen? Wir haben das alle vielleicht gar nicht mehr so gelernt und haben dann mehr Probleme, um hauszuhalten und zu sparen.

Soziales Kapital, also gut aufgestellte Netzwerke, gute Nachbarschaften, oder ein enger Kontakt zur Familie helfen.

Befunde aus unserem Projekt zeigen: Armut macht wütend. Nach 45 Jahren als Stationsleiterin in der Altenpflege keine Wohnung in einer teuren Stadt – die von ihrer früheren kraftzehrenden Tätigkeit stark körperlich belastete Interviewpartnerin konnte nicht verstehen, dass sie weder auf dem freien Wohnungsmarkt mit ihrer Rente von 1250 Euro noch mit Hilfe des Wohnungsamtes eine bezahlbare Bleibe fand. So lebte sie, bis sie endlich am Stadtrand fündig wurde, fast drei Jahre in einem Provisorium, schlief auf einem Klappbett im Flur der Tochter. Wohnen war der absolute Dreh- und Angelpunkt im Falle von drohender oder eingetretener Altersarmut. Wegzug im Alter ist ein Problem. Ältere haben sich ihren Lebensraum zurechtgewohnt, sie haben Routinen entwickelt, sie sind angewiesen auf die Infrastruktur. Es darf eben nicht passieren, dass man Ältere in den Leerstand irgendwo in Randbezirke abschiebt, wo keine Ärzte sind, wo ihre Nachbarn nicht mehr da sind, ihre Infrastruktur fehlt usw.

Meine **vierte These** wäre: Armut ist schambesetzt. Nicht einmal die Familienangehörigen wissen oft Bescheid. Entsprechend ist sie auch vielfach unsichtbar. Ebenso hat sich gezeigt: Frauen aus dem Bürgertum hatten die besseren Netzwerke, um solche Armut abzufedern. Armut bedeutet häufig Ausschluss. Die große Sorge von Älteren ist, wie lange sie noch selbstständig und sozial eingebunden bleiben können. Das fragen sich naturgemäß alle Älteren. Aber mit wenig Geld im Geldbeutel, mit

wenig Spielraum, ist das natürlich eine viel größere Problematik.

Was wäre zu tun? Sicherlich: Im Rahmen der Bundespolitik muss über die Konsolidierung der staatlichen Renten anders nachgedacht werden. Das ist, glaube ich, ein ganz wichtiger Punkt; das kann ich im Detail jetzt auch nicht mehr ausführen. Auf private Altersvorsorge zu setzen ist schön für den, der das kann. Aber es ist für diejenigen, die eben Zeit ihres Lebens verdient haben, kaum möglich.

Weitere Reformen, das Sozialgesetzbuch betreffend: Die Sozialhilfe ist für Ältere nicht ausreichend. Sie reicht vor allem in den Städten nicht. Dann sollte, was die Rente anbelangt, der Kreis der Einzahlenden, erhöht werden. Ich persönlich freue mich über meine spätere Beamtenpension; aber eigentlich gibt es keinen zwingenden Grund, dass sich Beamte oder auch Selbstständige, die jetzt dann belangt werden, aus dem Soli- und Beitragsverband ausschließen. Das sind Privilegien aus dem 19. Jahrhundert, aber da muss man mal neu nachdenken. Nur – wer fasst das heiße Eisen an in der Politik?

Man sollte aber auch an die Zivilgesellschaft denken. Zivilgesellschaftliches Engagement, da ist der „Adventskalender für gute Werke“ in dieser Stadt ein wichtiger Punkt. Man sollte aber auch daran denken, dass Hilfe nicht nur aus Geld besteht, sondern ebenso aus einer Art von Gemeinschaftlichkeit, die wir an unsere Kinder weitergeben und die wir in der Nachbarschaft pflegen. Manchmal hilft es einfach auch, mit Älteren ins Gespräch zu kommen und sie „herauszuholen“ oder auch einmal einen Tipp zu geben: Geht mal in die Alten- und Service-Zentren in eurer Nachbarschaft oder zu einer kirchlichen Einrichtung. Die bieten auch Beratung, wo ich mir etwa Spenden für eine neue Brille oder einen Kühlschrank holen kann. Es ist wichtig, dass wir auch in der Zivilgesellschaft anders miteinander umgehen. Allerdings bleibt natürlich das Thema Wohnen; sozialer Wohnraum muss geschaffen werden. Was den Arbeitsmarkt anbelangt: Es gilt, auskömmliche Arbeitsverhältnisse zu schaffen, insbesondere die Minijobs geben kaum Rentenpunkte. Die prekären Jobs, die wir jetzt nach Hartz IV reihum haben, führen nicht dazu, dass die Renten nachher ausreichend sind. Versicherungspflichtige Jobs ab dem ersten Euro zu ermöglichen, ist sicherlich schon einmal eine Verbesserung.

Abschließend wäre meine **fünfte These**, dass Prävention ein ganz wichtiger Aspekt ist. Aufklärung und Prävention bereits in jungen Jahren sind ein Desiderat. In den Schulen sollte Raum sein, einmal über diese Dinge zu sprechen. Was ist ein Rentensystem? Natürlich wollen die Jugendlichen noch nicht an Rente denken. Aber es wäre sinnvoll, über die Notwendigkeit, privat vorzusorgen, zu informieren, und gerade auch über Lebensplanungen und Lebenskonzepte anders nachzudenken. Das Risiko der traditionellen Hinzuverdiener-Rolle für Frauen: Wenn man das machen will, eine Weile Auszeit, dann sollte man möglicherweise in einem Ehevertrag festhalten, wie der Partner, der Vollzeit arbeitet, einem die Rentenpunkte durch eine private Versicherung kompensiert. Darüber kann man rechtzeitig sprechen und nachdenken, und zuletzt auch darüber, wie wir im Alter selbst leben wollen und das dann auch entsprechend in den Nachbarschaften und den Familien beizeiten andenken. Und vielleicht als letzter Satz: Da lohnt sich auch ein Blick in die skandinavischen Länder. Die gehen nämlich mit ihren Älteren, auch was Pflege usw. anbelangt, ganz anders um! □

Armut in der Stadt. Ein Gespräch zwischen Oberbürgermeister Dieter Reiter, Irene Götz und Sabine Walper

Moderation: Nina Bovensiepen

Nina Bovensiepen: Wir haben kein leichtes Thema. Ich möchte trotzdem mit einer frohen Botschaft beginnen. Und wir werden auch mit einer guten Botschaft enden – so viel kann ich schon vorwegnehmen. Die erste gute Botschaft ist – wir haben es auch am vergangenen Wochenende nochmal in der Süddeutschen Zeitung geschrieben: 150 Millionen Euro sind in den vergangenen 69 Jahren durch den SZ-Adventskalender, auch durch die Aufrufe und Geschichten, die wir in der Süddeutschen Zeitung geschrieben hatten und die Sie und viele andere zu Spenden motiviert haben, für dieses Hilfswerk zusammengekommen. Das ist eine großartige Summe; das zeugt von einer unglaublichen Mitmenschlichkeit und Hilfsbereitschaft. Das ist ganz großartig.

Zugleich zeugt es natürlich auch von einer großen Bedürftigkeit, die es in dieser Stadt gibt. Herr Reiter, wir reden ja oft über die Wohlstandsprobleme, die München auch hat: hohe Mieten besonders. Über Armut wird nicht so viel geredet. Wie geht es Ihnen im Alltag? Begegnen Sie Armut überhaupt in dieser Stadt? Oder findet das unter Ihrem Radar statt? Wo gibt es solche Begegnungen mit der Armut in München?

Dieter Reiter: Armut hat ganz unterschiedliche Gesichter. Wenn ich zum Beispiel aus dem Rathaus gehe, dann sehe ich Menschen, die am Straßenrand sitzen und betteln. Wenn ich auf den Marienplatz hinunterschaue, sehe ich zwar nicht jeden Tag, aber immer mal wieder Menschen, die mit der Taschenlampe in Abfallbehälter schauen und nach Pfandflaschen suchen.

Ich habe vor kurzem auf dem Flohmarkt eine Geschichte erlebt, die einem schon zu denken gibt. Meine Frau und ich schlenderten an den Ständen vorbei und kamen dabei mit einer älteren Dame ins Gespräch. Wir haben gefragt, wieso sie sich von Ihrem schönen Stück trennt. Und ihre Antwort war nicht etwa: „Weil ich es nicht mehr brauchen kann“ oder: „Weil es mir im Weg umgeht“, sondern, dass sie eigentlich an dem Stück hängt, aber es verkaufen muss, weil sie sonst nicht weiß, wovon sie im nächsten Monat die Miete zahlen soll. Und dann erzählte die Dame noch, dass sie jeden Monat auf den Flohmarkt geht und alles, woran sie persönlich hängt, verkaufen muss, damit sie sich ihr normales Leben leisten kann.

Das stimmt einen wirklich nachdenklich. In einer wirtschaftlich erfolgreichen Stadt, in der wir einen 7,5-Milliarden-Haushalt und einen Ausgaben-schwerpunkt im Sozial- und Bildungsbereich haben, gibt es dennoch viele Menschen, die unterhalb der Armutsgrenze leben. Darüber gilt es intensiv nachzudenken: wie es uns gelingen kann, noch besser dort zu helfen, wo wir jetzt dank Spenden, dank Adventskalender, aber auch dank vieler anderer großzügiger Menschen in München einfach, kurzfristig und schnell helfen können.

Nina Bovensiepen: Was haben Sie dann gemacht? Haben Sie oder Ihre Frau es gekauft?

Dieter Reiter: Ja, wir haben es gekauft. Aber es war ein sehr zwiespältiges Gefühl, etwas zu kaufen, von dem man

weiß, dass diejenige daran hängt und es eigentlich gar nicht verkaufen will. Da geht es dir nicht wirklich gut. Andererseits – wenn Sie den Gedanken noch erlauben: Die Frau hätte sich strikt geweigert, wenn ich gesagt hätte: „Wissen Sie was? Ich schenke Ihnen die 50 Euro und Sie behalten Ihr Stück.“ Das hätte sie definitiv nicht angenommen. Das hat natürlich etwas mit dem Thema Schamgefühl zu tun, wie wir vorhin gehört haben.

Nina Bovensiepen: Das ist ein gutes Stichwort! Frau Professor Walper: Nun ist München eine Stadt, in der wesentlich weniger Familien und andere Menschen Sozialleistungen wie zum Beispiel Hartz IV beziehen als meinetwegen in Berlin, wo es für beinahe ein Drittel der Bevölkerung normal ist, soziale Transfers zu bekommen. Ist die Scham hier größer, weil man vermeintlich so allein damit ist?

Sabine Walper: Das kann man ganz klar mit „Ja“ beantworten. Wir wissen aus vielen Untersuchungen, auch internationalen, dass Armut gerade da, wo die Unterschiede sehr groß sind und wo man umringt ist von viel Wohlstand, deutlich mehr belastet als dort, wo alle vergleichbar von Armut betroffen sind. Wenn ich an die Berichte meiner Mutter aus der Nachkriegszeit denke, dann hatten sie damals einfach sehr wenig. Das war wirklich nichts Besonderes. Ich bin selber noch in einer Wohnung mit Klo auf halber Treppe, deutlich weniger Zimmern als Personen und Badewanne in der Küche groß geworden; das war nichts Außergewöhnliches damals. Das hat sich aber gravierend geändert. Von daher ist es gerade in München, in einer Stadt, die ansonsten so viel Reichtum zu bieten hat, viel schmerzlicher in Armut zu leben als in Gebieten mit geringeren sozialen Unterschieden.

Nina Bovensiepen: Gibt es einen Unterschied zwischen den Generationen? Ist es im Alter anders? Gewöhnen Menschen sich an Armut? Und mit Blick auf München: Wie erkennen wir eigentlich Armut? Und zwar nicht nur in Fällen, in denen wir Menschen sehen, die in Müllbehältern wühlen. Sehe ich das an der Kleidung? Kann ich das irgendwie anders merken, wenn ich jemandem begegne, dass der arm ist?

Irene Götz: Das sind zwei Fragen, die aber durchaus zusammenhängen. Natürlich gibt es die Flaschensammler und die Flohmarktverkäuferinnen, denen man vielleicht aufgrund der Handlung ihre Armut ansieht. Oder man sieht Personen, die jobben, möglicherweise an der Kinokasse oder am Kiosk sitzen, und man fragt sich, ob sie das aus Geselligkeit machen oder einfach das Geld brauchen? Das mischt sich ja häufig, viele Ältere machen es aus beiden Gründen. Aber ansonsten möchte man Armut lieber verbergen, weil das Selbstbild so ist – gerade bei den Frauen und Männern aus mittleren Schichten bzw. die aus Mittelschichten durch den Einschnitt der Verrentung von Abstieg zumindest gefährdet sind, zeigt sich, dass sie das nicht zeigen wollen und sich Mühe geben.

Man geht trotzdem noch zum Friseur, auch wenn man sich sonst irgendwie



Nina Bovensiepen, Ressortleiterin München, Region und Bayern der SZ (2. v. r.) moderierte die Diskussion der beiden Professorinnen Sabine Walper (li.) und Irene Götz mit Münchens OB Dieter Reiter (SPD).

alles vom Mund abspart. Man möchte ordentlich gekleidet sein, man schont die Kleidung – das hat natürlich auch mit dieser Generation zu tun, wie ich vorhin schon sagte. Andere Generationen werden es mal schwerer haben. Viele können nicht mehr so gut kochen. Das Einmachen ist mir persönlich auch nicht mehr geläufig oder etwa das Kochen nach dem Notkochbuch. Wir hatten Frauen, die uns erzählt haben, wie sie für fünf Tage gesund vorkochen. Ich weiß nicht, wie das geht. Kochen schon noch, aber dieses Einteilen und das Wissen, wie ich etwa aus übrig gebliebenen Kohlblättern Krautwicklerl machen kann – das sind zum Teil wirklich Kenntnisse und Fertigkeiten, die eben auch generationenspezifisch sind.

Ich glaube, es tut immer weh, arm zu werden. Manche der Frauen, die wir interviewt haben, gehen sehr unterschiedlich damit um. Da ist jede Geschichte anders. Generell hatten wir den Eindruck, dass diese Generation sehr duldsam ist, sehr zufrieden, sehr zurückgenommen, eher die Schuld bei sich sucht und immer etwas an die Kinder und Enkel weitergeben will, anstatt selbst etwas, Hilfe oder Geld, anzunehmen. Das Schlimmste für sie war übrigens, wenn man den Enkeln keine Geschenke mehr machen kann. Man denkt weniger an sich als an die Anderen. Das hilft auch zu kompensieren, dass man zu wenig hat. Weh tut es aber immer. Wir hatten auch Frauen zum Interview, die bei uns weinten, die sehr betroffen waren: „Endlich hört mir mal jemand zu, endlich nimmt das mal jemand wahr! Gebt an die Politik diese Botschaft weiter!“

Nina Bovensiepen: Frau Professor Walper: Gibt es bei jüngeren Menschen, bei Jugendlichen oder bei Kindern ein Alter, in dem Armut besonders schlimm ist, weil es da mehr soziales Mobbing gibt? Oder ist Ihre Erfahrung, dass es in jedem Alter schlimm ist?

Sabine Walper: Es ist in jedem Alter auf eine andere Art und Weise schlimm. Wir waren selber alle erstaunt, als wir diese Befunde gesehen haben, dass gerade Armut im Kleinkindalter so gravierend ist und so langfristig negative Folgen hat. Man muss ja sagen, dass viele Familien mit Kleinkindalter noch relativ gut wieder aus der Armut herauskommen. Das ist im späteren Verlauf sehr viel schwieriger. Aber trotzdem ist an der Stelle oft die Belastung der Beziehungen

und damit der Start überhaupt ins Familienleben so erschwert, dass die Familien nicht ohne Weiteres auch wieder herauskommen aus diesen Problemen, die sich dann in den Beziehungen zwischen den Partnern und zwischen Eltern und Kindern festsetzen.

Nach den Daten unserer Studie „KiD 0-3: Kinder in Deutschland“, in der wir über 8.000 junge Familien mit Kindern unter drei Jahren bundesweit repräsentativ befragt haben, sehen wir, dass Armut die Risiken für Gewalt gegenüber den Kindern erhöht. Das kann zu Verhalten der Eltern führen, das sehr junge Kinder nachhaltig schädigt, aber für ältere Kinder kein Problem wäre. Eltern, die die Nerven verlieren, weil das Kind dauerhaft schreit, sind beispielsweise viel schneller in der Gefahr, das Kind zu schütteln. Wenn Sie einen Säugling schütteln, der den Kopf noch nicht halten kann, wird sehr leicht die Gehirnstuktur verletzt, so dass dauerhaft seine kognitiven Fähigkeiten beeinträchtigt werden. Bei älteren Kindern und Jugendlichen passiert wenig, wenn man sie schüttelt. Aber bei Kleinkindern sind die Gefahren größerer Verletzungen deutlich höher.

Nina Bovensiepen: Wenn wir jetzt darüber reden, was man tun kann, um Armut zu lindern, dann reden wir über unterschiedliche Formen von Armut. Zum Beispiel hat, was Jugendliche betrifft, eine Studie jetzt gerade wieder gezeigt, dass Bildungsarmut eigentlich noch schlimmer ist als Einkommensarmut – gerade im jungen Alter. Herr Reiter, mich würde interessieren, wie Sie die Rolle sehen, die der Staat, die Stadt oder die Stadtgesellschaft hat. Wer ist für Sie am ehesten verantwortlich, dieses Thema aufzugreifen? Und was sehen Sie aus der Sicht der Stadt, welche Angebote erfolgreich sind, um dieses Thema schon früh zu bekämpfen?

Dieter Reiter: Wenn Sie erlauben, wäre mir noch ein Beispiel zur ersten Frage eingefallen: Was in München ganz offenkundig ist, ist der verstärkte Zulauf zur Tafel. Auch das ist ein klares Signal dafür, dass es tatsächlich Armut gibt. Und dabei erlauben Sie mir auch noch den Schwenk zum Thema Unterschied zwischen jüngeren und älteren Menschen: Bei den Tafeln fällt auf, dass deutlich weniger ältere als jüngere Menschen dort sind, die sich Lebensmittel holen, weil bei älteren Menschen das

Schamgefühl, sich in die Reihe zu stellen, immer noch ausgeprägter ist und man lieber noch mehr Verzicht übt, bevor man sich in die Reihe stellt und Lebensmittel abholt. Das sind Momente, in denen du weißt: Es ist nicht alles in Ordnung in dieser Stadt.

Das Thema Bildung ist natürlich der Schlüssel schlechthin, um das Thema Armut von Kindern in den Griff zu bekommen und zumindest Erwerbsbiografien vorzuzeichnen, die dazu führen können, dass im Verlauf des Lebens eben kein Kreislauf entsteht: Arme Eltern heißt zugleich arme Kinder, die dann zu armen jungen Erwachsenen werden; daraus werden dann wieder arme Erwachsene, die letztlich wieder arme Kinder haben! Diesen Kreislauf muss man unterbrechen! Aber was tut

und zwar vom jüngsten Alter an. Dazu braucht es noch mehr Personal, das wir gerade mühevoll zu akquirieren versuchen. Da sind wir wieder bei einem Thema, das auch mit dem Thema zu hoher Mieten zu tun hat, weil es nicht ganz einfach ist, qualifiziertes Personal nach München zu holen, wenn wir die Menschen dann nicht so bezahlen können, wie es nötig wäre. Ein Gehalt nach den Flächentarifverträgen reicht nämlich oft nicht aus, um sich München leisten zu können. Da hängt also vieles zusammen.

Nina Bovensiepen: Was muss rund um die Schule noch getan werden? Wenn die Kinder in die Schule gehen, ist das zunächst positiv; irgendwann kommen sie aber nach Hause, wo sie wieder das

Kurz gesagt: Prof. Dr. Sabine Walper, Forschungsdirektorin des Deutschen Jugendinstituts aus München, legte in ihren fünf Thesen zu Beginn unter anderem dar, dass Armut bei jungen Menschen vor allem die Chancengerechtigkeit zerstört. Prof. Dr. Irene Götz, Professorin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München, die sich mit der Armut alter Menschen wissenschaftlich befasst, beklagte vor allem die Perspektivlosigkeit, in die Ältere geraten, wenn sie nach dem Arbeitsleben so wenig Geld haben, dass sie kaum mehr am sozialen und kulturellen Leben teilnehmen können.

die öffentliche Hand? Was machen wir als Stadt? Wir versuchen, unser Bildungssystem so gut wie möglich zu gestalten. Wir geben gerade mehrere Milliarden aus für neue Schulen und versuchen, noch mehr Qualität in unsere Schulen zu bringen – etwa dadurch, dass wir Klassengrößen einigermaßen niedrig halten.

Wir versuchen natürlich auch in den Kinderkrippen, die in den letzten Jahren ja einen unglaublich großen Zulauf haben, eine hohe Qualität zu bieten, damit auch frühkindliche Bildung eine große Rolle spielt. Wir wollen keine „Aufbaumöglichkeit“ für Kinder schaffen, sondern wir wollen qualitatives Arbeiten mit den Kindern ermöglichen,

alte negative Umfeld aus Armut und Streit vorfinden. Wie muss ein Rundum-Angebot aussehen? Sind die Münchner Schulen da gut aufgestellt?

Sabine Walper: Das Bildungssystem ist tüchtig aufgewacht, als die ersten Befunde der PISA-Untersuchung auf dem Tisch lagen und wir gesehen haben, wie stark die sozialen Disparitäten in Deutschland sind. Das hätten, glaube ich, damals die wenigsten gedacht; wir hätten auch nicht erwartet, dass wir insgesamt nur so mittelmäßig in den Kompetenzen der Jugendlichen abschneiden. Vor allen Dingen aber geben diese sozialen Unterschiede sehr zu denken. Es ist wirklich viel versucht worden, um



Dieter Reiter: „Wir müssen dafür sorgen, dass die Menschen, die jetzt da sind und sich die Miete gerade noch leisten können, sich das auch in fünf, zehn oder zwanzig Jahren leisten können.“

Abhilfe auf den Weg zu bringen. So richtig kann man es allerdings an den PISA-Ergebnissen immer noch nicht ablesen, dass sich viel bewegt hätte, aber wir haben immerhin einige Hoffnungsträger. Ganztagschulen sind sicherlich ein solcher Hoffnungsträger für bessere Bildung und weniger soziale Ungleichheit. Deren Erfolg hängt aber auch davon ab, wie uns Qualität im Ganztage gelingt. Ich denke, dass wir in München einige gute Schulen haben, die es wirklich versuchen. Die haben einen gebundenen Ganztage mit festem Programm, das für alle gleichermaßen gilt, so dass keiner mehr sagen kann: „Ich gehe doch lieber in die private Nachhilfe!“ oder „Ich gehe lieber zum Reiten!“ oder etwas dergleichen. Das sind Schulen, in denen auch ein klares, verbindliches Programm gegeben ist und die Kinder nicht nur durch verschiedene Angebote durchgelotst werden, die unverbunden nebeneinanderstehen, keine kontinuierliche pädagogische Betreuung garantieren und damit viele Sollbruchstellen für die Kinder bergen.

Vor allen Dingen zeigt sich, dass die leistungsschwächeren Schüler im offenen Ganztage, bei dem man sich Angebote wählen kann, weniger lernorientierte Bildungsangebote wahrnehmen – wenn sie überhaupt am Ganztage teilnehmen. Sie wählen häufiger andere Angebote, die ihnen kaum die Chance bieten, ihre Leistungen zu verbessern. Insofern müssen wir noch mehr Anstrengung entwickeln, damit wirklich diejenigen, die es auch brauchen, mit hinreichend Spaß hinreichend verlockende Lernangebote wahrnehmen können. Das ist ein nicht unbeträchtliches pädagogisches Kunststück, Lernangebote so zu gestalten, dass sie auch eine gewisse Magnetwirkung auf die jungen Leute ausüben. Aber darum müssen wir uns ganz sicher bemühen. Und

wir müssen auch die Eltern mit ins Boot holen. Ohne eine bessere Zusammenarbeit mit den Eltern kommen wir im Bildungsbereich nicht viel weiter.

Dieter Reiter: Wenn ich noch kurz ergänzen darf: Das ist eine bildungspolitische Grundsatzdiskussion, die wir mit dem für die Bildungspolitik zuständigen Freistaat führen. Wir waren immer ein Freund von gebundenen Ganztagszügen; aber der Freistaat sieht das durchaus nicht genauso wie wir. Das hat etwas mit Förderkulissen und solchen Dingen zu tun. Ich bin ebenfalls der Ansicht, dass es Sinn machen würde, den gebundenen Ganztage eher zur Regel zu machen; aber das ist nicht ganz so trivial. Natürlich ist es ein wesentliches Kriterium, dass wir am Nachmittag keine Gelegenheitsbetreuung, sondern tatsächlich Beschulung und damit tatsächlich Bildung vermitteln. Wir müssen uns natürlich auch um die Kinder kümmern. Das tun wir mit unseren Sozialdiensten und mit dem Jugendamt. Wir versuchen Ganztage – unsere Bezirkssozialarbeit ist da unsere Anlaufstelle –, dass wir in die Familien kommen, denn diese hängen oft, wie bereits angeklungen ist, in Teufelskreisen fest. Das geht dann hin bis zu schlechter Ernährung, wenn Eltern oder Alleinerziehende dem Kind letztlich nicht genug Aufmerksamkeit geben können. Und oft werden die Kinder vor dem Fernseher „geparkt“. Es gibt Untersuchungen dazu, dass der Gesundheitszustand dieser Kinder deutlich schlechter ist, und zwar nicht, weil sie keine Leistungen in Anspruch nehmen dürften, sondern deshalb, weil das Wissen, Zeit oder auch Geld nicht vorhanden sind.

Nina Bovensiepen: Frau Professor Götz: Was Familien wie Ältere eint, ist das Thema Wohnen. Das ist in einer Stadt

wie München natürlich ganz besonders wichtig – gerade für arme Menschen. Die Armutsgrenze liegt neuerdings bei 1350 Euro; da kann man sich eigentlich kaum noch vorstellen, wie Menschen mit einem Einkommen oder mit einer Rente irgendwo zwischen 700 und 900 Euro überleben sollen. Wie geht das in Zukunft weiter? Können solche Menschen in dieser Stadt noch wohnen? Und was müssen wir machen, damit sie das können?

Irene Götz: Das ist wirklich der Dreh- und Angelpunkt. Vielleicht noch einmal ausgeführt, warum das so zentral ist: Man hat sich im Alter häufig über Jahrzehnte in einer Wohnung zurechtgewohnt. Im Alter sich umstellen? Es gibt ja dieses schöne Sprichwort: „Einen alten Baum verpflanzt man nicht.“ Das hat einfach damit zu tun – das weiß man auch aus der Altersforschung –, dass das Zurechtkommen sich sehr stark mit Routinen verknüpft. Diese Konstruktionen geben den Menschen Halt. Wenn sie dann in irgendein nüchternes und cleanes Zimmer eines Pflegeheims kommen, werden sie völlig orientierungslos, weil sie gewohnt sind, in ihrer eigenen Wohnung zurechtzukommen. Wenn das nicht mehr möglich ist, weil etwa die Nebenkosten steigen und damit die Miete zu hoch wird, dann sind Ältere eben nicht einfach so hin- und herschiebbar. Ein Umzug? Wer soll diesen denn, rein pragmatisch gedacht, organisieren und durchführen? Sozialwohnungen werden häufig ohne Küche vermietet. Wo kriegen sie die Küche her? Da sind sie wieder auf Spenden angewiesen.

Was man machen kann, ist zwar klar, aber ebenso schwierig: Sozialwohnungen bauen! Ich weiß, dass dies auch eine Frage der Kompetenzen zwischen Kommune, Land und Bund ist. Die GroKo hat ja in ihre Koalitionsvereinbarung hineingeschrieben, Geld ausschütten zu wollen für den Wohnungsbau. Und da entsteht auch ein großer Streit: Überlässt man das generell eher dem Markt? Schafft man also lieber Anreize wie Baukindergeld oder Familiengeld? Oder steckt man sozusagen investitionsprogrammatisch etwas in den sozialen Wohnungsbau?

Ich persönlich bin für den sozialen Wohnungsbau. Es ist ja auch schon länger bekannt, dass wir das brauchen. Wir brauchen aber auch Mehrgenerationenhäuser! Ich fände es wunderbar, wenn man mehr generationale Durchmischung hätte. Das müsste man stärker subventionieren. Wir haben in München auch Genossenschaftswohnungen, allerdings zu wenige. Wer die hat, ist glücklich, weil sie mit Blick auf die Mieten und Möglichkeiten ganz anders gestaltet sind; da ist häufig auch eine ganz andere Gemeinschaftlichkeit möglich. Aber es ist einfach zu wenig – und wenn wir weiter Wohnraum als vornehmliches Spekulationsobjekt der wohlhabenden jungen Eliten in den Städten zulassen, dann dürfen wir uns langfristig auch nicht wundern, wenn die Unzufriedenheit so wächst wie zurzeit! Ich will jetzt den Teufel nicht an die Wand malen: Wir haben keine ostdeutschen Verhältnisse. Und wenn irgendwann die AfD auch die Sozialpolitik in Bayern entdeckt, weiß ich nicht, was passiert.

Nina Bovensiepen: Zurück zum Wohnen: Der Münchner Armutsbericht zeigt, wo in München die meisten armen Menschen wohnen. In Schwabing leben nur sechs Prozent Menschen in armen Haushalten; die Viertel mit der höchsten Rate sind inzwischen Ramersdorf, Laim, Kleinhadern und die Messstadt Riem. Früher gab es diese „Münchner Mischung“; man fand es gut, dass die ganze Stadt durchmischt ist. Funktioniert

das in Zukunft noch? Herr Reiter: Ich weiß, dass Sie das Thema Wohnungsbau umtreibt; aber können Sie da so richtig was bewirken?

Dieter Reiter: Am meisten treibt mich natürlich das Grundproblem um, dass insbesondere ältere Menschen, die seit vielen Jahren oder Jahrzehnten in München leben, sich irgendwann ihre Wohnung nicht mehr leisten können, weil die Mieten ständig steigen. Die Lösung ist mindestens zweiseitig: Zum einen müssen wir bauen; das sehe ich auch so. Wir haben, jedenfalls die letzten vier- bis fünf Jahre, viel gebaut und haben uns auch mit unseren Investoren in langen Auseinandersetzungen dazu vereinbaren können, dass bei jedem Projekt 30 bis 40 Prozent preisgedämpftes Wohnen entsteht. Das ist aber immer noch zu wenig. Wenn wir jetzt in Rekordjahren 10.000 Wohnungen bauen und wenn man gleichzeitig den Zuzug von 20.000 bis 25.000 Menschen sieht und demzufolge 10.000 bis 12.000 Menschen im wohnungslosen-System weiß, dann können wir diesen Bedarf damit nicht decken.

Das ist allerdings seit dem Zweiten Weltkrieg so. Das haben schon meine Vorgänger Hans-Jochen Vogel, Georg Kronawitter und Christian Ude in ihren Büchern beschrieben – ich werde übrigens keines schreiben ...

Das Thema gibt es also seit vielen Jahrzehnten in dieser Stadt. Nur hat es sich inzwischen extrem zugespitzt. Das muss man ganz deutlich sagen. Es hängt immer damit zusammen, wie viel Prozent meines Einkommens ich an Miete aufwenden muss; das ist der entscheidende Faktor. Wenn ich 10.000 Euro im Monat verdiene, dann kann ich auch 3.000 Euro Miete bezahlen. Wenn ich aber nur 1.500 Euro verdiene, dann kann ich kaum 800 Euro Miete zahlen bzw. habe dann deutlich weniger zum Leben. Diese Relation muss also wieder anders werden.

Damit ist allerdings auch gesagt, dass die Bundesregierungen Jahre, um nicht zu sagen Jahrzehnte, verschlafen haben, eine vernünftige Rentenpolitik zu machen. Wir haben die Rentenkassen für alles hergenommen, nur nicht zwangsläufig für die Renten. Wir haben bis heute Diskussionen, die sich um irgendwelche Randthemen bei der Rentenpolitik bewegen. Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass es den Münchner Rentnerinnen und Rentnern wahnsinnig wichtig ist, ob wir das Rentenniveau bis 2025 oder 2040 festschreiben, wenn es sowieso heute schon zu niedrig ist. Das befriedigt niemanden auf Anhieb. Deswegen fand ich die Diskussion auch nicht wirklich hilfreich. Worüber man wirklich einmal nachdenken müsste, ist, warum es nicht gelingt, ein vernünftiges neues Rentensystem aufzulegen. Es ist vorher schon angeklungen: Allererste Basis dafür ist natürlich, dass alle einzahlen. Ich muss es sagen: Die SPD hat es im Bund jetzt im Hinblick auf die Beamtenenschaft versucht. Die CDU/CSU hat aber sofort gesagt, dass das mit ihnen überhaupt nicht in Frage kommt. Aber ein beitragsfinanziertes System, in das nicht alle einbezahlen, aufrechterhalten zu wollen, wird in Zukunft nicht funktionieren. Das heißt: Alle müssen einzahlen. Die Selbstständigen natürlich nicht den Höchstsatz pro Monat, aber dennoch einen prozentualen Anteil ihres Einkommens. Dann würde die Rentenkasse schon anders ausschauen. Das ist der Bereich, den wir dringendst angehen müssen.

Wir haben jetzt eineinhalb Jahre in der Bundesregierung damit verbracht, irgendwelche gegenseitigen Schuldzuweisungen, gegenseitige Streitigkeiten, gegenseitige Scharmützel auszutragen. An das Thema Rente hat sich niemand gewagt – außer jetzt mit der einen

Ausnahme, die ich schon beschrieben habe, die meines Erachtens aber zu kurz greift. Also, da braucht es dringend ein völlig neues grundlegendes Herangehen an das Rentensystem. Ich will Österreich nicht immer zum Beispiel nehmen, weil Österreich jetzt durchaus auch andere Blickwinkel eröffnet, aber beim Rentensystem, so glaube ich, haben sie ein ganz vernünftiges Modell. Man müsste also nur einmal da hinüberschauen und versuchen, es in irgendeiner Weise zu adaptieren oder sich wenigstens einmal für die Bevölkerung, für die Rentnerinnen und Rentner erkennbar mit dem Thema auseinanderzusetzen. Das tut niemand. Keine Regierung und keine Partei macht das. Und das nervt wahnsinnig, ganz ehrlich.

Die andere Seite ist die Miethöhe. Da haben wir jetzt in München getan, was wir ihm Rahmen unserer Möglichkeiten als Kommune tun können: Wir haben für die eigenen, freifinanzierten städtischen Wohnungen einen Deckel eingezogen. Weil die vom Bund aufgelegte Mietpreisbremse so nicht funktioniert hat, machen wir eine eigene Mietpreisbremse. Leider gilt das nur für unsere 65.000 Wohnungen, in denen etwa 100.000 Menschen wohnen. Für die bedeutet das eine Erleichterung und vor allem mehr Sicherheit. Ich versuche gleichzeitig, weitere große Bestandhalter von Mietwohnungen zu überzeugen, dieses System zu übernehmen, das ich jetzt mal „Münchener Mietpreisbremse“ nenne. Diese besagt unter anderem, dass die Miete nur noch um maximal zehn Prozent alle fünf Jahre erhöht werden darf, außerdem eine wesentlich niedrigere Modernisierungspauschale und einiges mehr.

Die katholische Kirche bzw. das Siedlungswerk hat sich bereits freiwillig angeschlossen. Ich werde demnächst alle großen Wohnungseigentümer, natürlich auch den Freistaat Bayern, aber auch die privaten großen Wohnungseigentümer zu mir ins Rathaus zu einer

großen Veranstaltung einladen und dafür werben, sich dieser sozialen Verantwortung des Eigentums etwas intensiver zu widmen, um wenigstens diesen kleinen ersten Schritt zu gehen, dass wir die Mieterhöhungen ein bisschen weiter deckeln als bisher.

Alles, was sonst noch passieren muss, habe ich schriftlich eingefordert – ich bin nämlich ein Freund von Briefen an die Bundesregierung bzw. bin ich schon fast ein Brieffreund aller Minister. Aber im Ernst: Ich habe nicht nur Sozialminister Hubertus Heil geschrieben, sondern natürlich auch an Innenminister Horst Seehofer und Justizministerin Katarina Barley, um endlich einmal beim Mietrecht klarzustellen, dass zum Beispiel der Mietspiegel die Quelle des ganzen Unglücks in den großen Ballungsräumen ist. Wenn in den Mietspiegel nur die Mieten der letzten vier Jahre aufgenommen werden, dann weiß jede Münchenerin und jeder Münchner, was in München passiert, wenn eine Wohnung neu vermietet wird: sie wird teurer. Das heißt, der Mietspiegel kann nach dieser Systematik immer nur in eine Richtung gehen, nämlich nach oben. Und wenn wir diese Ursache, die jeder kennt, nicht endlich in der Bundesregierung anpacken, dann wird es dauerhaft keine Lösung für das Wohnthema geben. Soviel können wir gar nicht bauen. Wir müssen dafür sorgen, dass die Menschen, die jetzt da sind und sich die Miete gerade noch leisten können, sich das auch in fünf, zehn oder zwanzig Jahren leisten können.

Letzter Satz: Genossenschaften. Auch damit haben wir gerade ein Problem, weil uns nämlich unsere eigenen Grundstückspreise davonlaufen. Oder anders formuliert: Wir haben beschlossen, dass 40 Prozent bei jedem Bebauungsplan an Genossenschaften gehen; wenn aber mein eigenes Bewertungsamt dann die Wertbestimmung macht und den Verkehrswert festlegt, wozu wir als Kommune verpflichtet sind, dann sagen



SZ-Geschäftsführer Dr. Karl Ulrich mit Anita Niedermeier, der Geschäftsführerin des Vereins „Adventskalender für gute Werke“ der Süddeutschen Zeitung.

die Genossen, dass sie das nicht bezahlen können. Also muss es uns gelingen, soziale Faktoren in diese Bewertung mit aufzunehmen, damit ich die Genossenschaften zu einem vernünftigen Preis Wohnungen bauen lassen kann.

Allerletzter Satz: Wir haben in München noch ganz viele Eisenbahner- und Postgenossenschaftswohnungen. Die Eisenbahner und Postler haben nie in ihrem Leben wirklich viel verdient; dazu fallen deren Mietwohnungen alle aus der Bindungsfrist. Ich höre und lese, dass der Bund plant, diese Wohnungen zu verkaufen. Wenn das passiert, meine Damen und Herren, dann haben wir weitere 10.000 Menschen, die nicht wissen, wo sie im nächsten Monat leben sollen. Ich meine, das muss die Bundespolitik dringend verhindern.

Nina Bovensiepen: Über Ihren Brief an Herr Seehofer kann man morgen im Lokalteil der SZ lesen. Es ist immer ein bisschen frustrierend, weil man allzu schnell nach Berlin blickt: Dort müsste die Rente reformiert werden, dort müssten grundlegende Dinge für die Wohnungsbaupolitik gemacht werden. Wenn wir noch einmal zurückkommen auf das Thema Spenden und die Frage, was dabei auch die Stadtgesellschaft tun kann: Der Adventskalender hat immer nach dem Prinzip gearbeitet, dass nicht einfach Geld über irgendjemandem ausgeschüttet wird, sondern Spenden werden mit bestimmten Projekten verbunden, die mit anderen Partnern zusammen initiiert werden, auch mit der Stadt. Was ist denn aus Ihrer Sicht, Frau Professor Götz, das Wirkungsvollste, bei Initiativen und Projekten, die wir alle gemeinsam unterstützen können? Sie haben Ihre Interviews mit den Betroffenen bereits eindrucksvoll geschildert. Was hilft wirklich?

Irene Götz: Ich kann mich an dieser Stelle den politischen Statements anschließen. Die Politik ist in der Pflicht auf allen Ebenen, von der Kommune bis zum Bund. „Charity“, wie man neudeutsch sagt, oder auch wohlfahrtsstaatliche Einrichtungen können da nur ergänzen. Sie dürfen nicht – wie etwa in den USA – die Hauptquelle sein, wodurch Versorgungslücken geschlossen werden, weil das Versicherungs- und das Rentensystem in der Form gar nicht funktioniert.

Nina Bovensiepen: Sehen Sie die Gefahr, dass diese Entwicklung auch bei uns einsetzt?

Irene Götz: Nein, noch nicht. Ich bin nicht pessimistisch. Auch das Wort neoliberal nehme ich nicht so gern in den Mund, weil es auch so ein Allerweltswort ist. Wir haben natürlich in den letzten Jahrzehnten eine Tendenz gehabt, den Staat zu verschlanken und alles auf Privatisierung zu setzen – ob Krankenhäuser oder Pflegeheime, die sollen angeblich staatlich nicht wirtschaftlich zu führen sein. Das stimmt so natürlich überhaupt nicht. Aber das ist eine andere Diskussion. Auch die Tendenz, privat für die Rente vorsorgen oder sich privat kümmern zu müssen – diese Tendenz hat ein Kollege von mir mal die „Vertafelung der Gesellschaft“ genannt. Das heißt, dass plötzlich die Tafeln in die Pflicht genommen werden und damit der Staat bzw. die Kommunen aus der Pflicht. So sollte es nicht sein.

Gleichwohl glaube ich, dass gerade so etwas wie der SZ Adventskalender und Spenden sowie wir alle als Menschen, die spendenbereit sind, das Bewusstsein dafür schärfen, wie viel Armut und wie viel Bedürftigkeit in der Gesellschaft existiert und wie Not es täte, Patenschaften zu übernehmen oder Ähnliches. Ich glaube aber auch, dass es wichtig ist, in den Nachbarschaften zu beobachten, ob es da Rückzug von Ärmern oder Bedürftigen gibt – ganz egal, ob das jetzt Familien sind oder auch Flüchtlinge oder Ältere. Wie kann man ins Gespräch kommen? Auch da hilft Aufklärung. Deswegen sind Multiplikatoren etwas ganz wichtiges. Wir alle werden wohl nie Sozialgesetzbuch-Experten, ich habe es aufgegeben. Auch bei unserer Buchrecherche haben wir uns immer etwa mit den Alten- und Service-Zentren, mit den Schuldnerberatungen und dem Sozialamt unterhalten. Die haben uns dann diese komplizierten Fälle erklärt. Was man aber tun kann: Man kann Ältere oder auch andere Bedürftige darauf hinweisen, sie mögen zu sogenannten Clearing-Stellen gehen oder beim Bürgeramt anrufen; in München sollten sie zu den Alten- und Service-Zentren gehen.

Nochmal: München hat diese einmaligen Institutionen, die von verschiedenen Betreibern geführt und von der Landeshauptstadt finanziert werden.



Irene Götz: „Der Blick auf Alter als Kostenfaktor der überlasteten Sozialkassen hat den Blick für die Belastungen der Älteren selbst verstellt.“



Sabine Walper: „Gerade die Armut in den allerersten Lebensjahren birgt langfristig die stärksten Risiken für die Entwicklung der Kinder.“

Das sind niedragschwellige Angebote in jeder Nachbarschaft – viele wissen das gar nicht. Wir haben im Interview mit den alten Frauen dann gefragt: Kennen Sie Ihr Alten- und Service-Zentrum? „Nein, kennen wir nicht.“ Da gibt es Beratungsstunden, die nichts kosten und die darauf hinweisen, wo es Hilfsangebote gibt. Wo kann ich günstig oder umsonst auch kulturell teilhaben? München-Pass. Ich will jetzt hier nicht Werbung machen für München, aber es gibt

nicht leisten können, einmal im Monat an einer Sport- oder Kulturveranstaltung teilzunehmen. Ist so etwas auch Teil von gesellschaftlichem Engagement, dass wir dabei nicht mit Geld helfen, sondern Tipps geben und sagen, sie sollen in diese Zentren oder anderswo hingehen, wo es Hilfe gibt? Gilt das auch für die Unterstützung der Kultur, Bildung und Freizeitangebote, damit eine gesellschaftliche Teilhabe möglich ist?

Kurz gesagt: In der von Nina Bovensiepen, Ressortleiterin München, Region und Bayern der SZ, moderierten Diskussion zeigte sich Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter erschrocken darüber, dass selbst in einer so reichen Stadt wie München, in der allein der städtische Haushalt mehr als sieben Milliarden Euro umfasst, Armut tagtäglich sichtbar ist. Ein Erlebnis auf dem Flohmarkt sei ihm besonders nahe gegangen: als er selbst mitbekam, wie eine Frau ein liebgewonnenes Stück verkaufen musste, um sich überhaupt noch im kommenden Monat die Miete leisten zu können.

hier sehr viel. Nur kommt es bei den Leuten nicht an. Deswegen: zivilgesellschaftliche Engagements stärken, natürlich spenden, aber auch helfen, dass die Betroffenen oder potenziell Betroffenen, denen man ihre Bedürftigkeit ja nicht ansieht, dass auch diese zu solchen Anlaufstellen gehen und sich Hilfe holen.

Nina Bovensiepen: Ich komme noch einmal kurz auf den Münchner Armutsbericht zu sprechen, bevor wir allmählich zum Ende kommen. 14,5 Prozent der armen Haushalte haben angegeben, dass sie es sich nicht leisten können, die Wohnung angemessen zu heizen. Weiter 44 Prozent geben an, dass sie es sich

Sabine Walper: Absolut. Das Problem der Information – habe ich überhaupt einen Überblick, worauf ich einen Anspruch hätte, was mir also eigentlich die Gesellschaft bieten könnte –, bei dieser Information hapert es hinten und vorne. Das sieht man auch bei der Familien- und Kinderarmut. Gerade die verfügbaren Leistungen sind ein völlig differenziertes Feld von bundes- oder landesgesetzlichen Regelungen im Steuer- und Sozialrecht. Vieles wird gar nicht in Anspruch genommen. Insofern glaube ich, dass man mit verbesserter Information schon einen ganz deutlichen Schritt weiterkommt. Aber was nicht weniger wichtig ist und gebraucht wird, sind



Johanna Rumschöttel (SPD), Mitglied im Allgemeinen Rat der Katholischen Akademie und frühere Landrätin von München (li.), mit ihrem Mann, Prof. Dr. Hermann Rumschöttel, ehem.

Generaldirektor der Bayerischen Staatlichen Archive, und Hiltrud Schönheit, Vorsitzende des Katholikentats in der Region München.

gute Bedingungen für die kulturelle Teilhabe oder Teilhabe am sozialen Leben. Wir wissen, dass Kinder in Armutslagen deutlich seltener in Vereinen sind. Der Sportverein mag noch gehen, aber schon bei der Musikschule wird es sehr viel kritischer. Insofern müssen wir wirklich schauen, was wir anbieten oder niederschwelliger gestalten können, so dass Kinder besser einbezogen werden und auf breiter Basis teilhaben am sozialen Leben der Anderen bzw. an dem, was wir an kulturellen Anregungen in unserer Gesellschaft bieten und brauchen.

Nina Bovensiepen: Der Blick auf die Uhr zeigt, dass die Zeit um ist. Man könnte noch sehr lange über dieses Thema reden. Ich danke Ihnen für die Ideen, die Sie eingebracht haben, und kann, wie angekündigt, noch mit einer guten Botschaft enden: Es geht um ein Projekt, das Hilfe auch dringend braucht. In der Messestadt Riem, in der mehr als 15.000 Menschen aus 120 Nationen zusammenleben, und die zugleich der kinderreichste Stadtteil in München ist, gibt es bisher keine Kinder- und Jugendarztpraxis, was dazu führt, dass viele Arztbesuche ganz unterbleiben, weil die Familien nicht irgendwo anders hinkommen und es sich nicht leisten können oder die Zeit nicht haben. Da freue ich mich, heute Abend mitteilen zu können, dass mehrere Partner gemeinsam etwas dagegen tun. Die Stadt München und der Adventskalender werden die Einrichtung dieser Kinder- und Jugendarztpraxis mit 140.000 Euro unterstützen.

Dieter Reiter: Dafür würde ich mich einfach gern bedanken, weil es ein klassisches Beispiel ist, dass hier die Stadt auch helfen würde, aber zunächst nicht helfen darf. Ich habe alle möglichen Gespräche geführt, aber wir dürfen diese Einrichtungsgegenstände für eine Kinderarztpraxis bei einem am Markt agierenden Berufsbild nicht von uns aus zahlen. Aber es war uns ein wichtiges

Anliegen, im kinderreichsten Stadtteil auch eine Kinderarztpraxis hinzubekommen. So etwas ist eigentlich unglaublich, da stimmt etwas am System nicht – aber da wären wir schon wieder bei einem neuen Thema, nämlich dem Gesundheitswesen in unserer Republik. Also: Aufgaben gäbe es genug. Ich bedanke mich jedenfalls, dass der Adventskalender hier eingesprungen ist. Und überhaupt kann ich sagen, dass ich mit Christian Krügel jedes Jahr über die Projekte gesprochen habe, und dabei sind immer sehr vernünftige, tolle Projekte entstanden. Dinge, die wir nicht selber kurzfristig oder unbürokratisch lösen können, kann man mit Spenden gut lösen. Herzlichen Dank dafür.

Nina Bovensiepen: Auch von meiner Seite vielen Dank, zuerst an die drei auf dem Podium und besonders an alle Spender und Sie fürs Zuhören. □

Presse

Süddeutsche Zeitung

15. September 2018 – Was die Stadt tun kann, ist eine Frage, mit der SZ-Lokalchefin Nina Bovensiepen beim Podiumsgespräch OB Dieter Reiter konfrontiert. Reiter weiß natürlich auch, „dass viele ältere Menschen sich die Wohnung wegen steigender Mieten nicht mehr leisten können.“ Zwar sei der Mangel an bezahlbarem Wohnraum seit vielen Jahrzehnten ein Problem in München, in jüngster Zeit aber habe sich die Situation zugespitzt, weil die Stadt jährlich um bis zu 25.000 Menschen wachse.

Wolfgang Görl

Moskau. München. Berlin

Ein hochkarätig besetztes Podium diskutierte am 5. Juli 2018 über die Zusammenhänge der revolutionären Umbrüche der Jahre 1917 bis 1919. Unter dem Titel „Moskau. München. Berlin“ debattierten die fünf Historiker vor ungefähr 220 Zuhörern die Ereignisse von vor 100 Jahren. Prof. Dr. Andreas Wirsching, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, der in die Thematik einführte und auch

an der Diskussion teilnahm, fasste die Ergebnisse des Podiumsgesprächs für die Publikation in unserer Zeitschrift dankenswerterweise zusammen. Diese öffentliche Veranstaltung war Teil des Kolloquiums der Gemeinsamen Kommission für die Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen mit dem Thema „Die Novemberrevolution im deutsch-russischen Kontext“.

Der revolutionäre Umbruch von 1917 bis 1919

Andreas Wirsching

I.

Wladimir Uljanow lebte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in München, genauer: vom September 1900 bis zum April 1902. Hier schrieb Lenin, wie er sich nun nannte, unter anderem sein Schlüsselwerk „Was tun?“, in dem er seine Lehre von der proletarischen Partei niederlegte. Das „Prinzip der Demokratie“ lehnt Lenin hier bereits vehement ab als „leere und schädliche Spielerei“. Was Lenin dagegen für die entscheidende Aufgabe hält, ist „strengste Konspiration, strengste Auslese der Mitglieder, Ausbildung von Berufsrevolutionären“. Solche Revolutionäre haben dann auch keine Zeit, an einen „Spielzeugdemokratismus“ zu denken. Dagegen werden sie „zu allem“ bereit sein – „bis hin zur Vorbereitung, der Festsetzung und Durchführung des allgemeinen bewaffneten Volksaufstandes“.

15 Jahre später hat Lenin, mit deutscher Hilfe, die Gelegenheit, seine Prinzipien in die Tat umzusetzen und macht damit Weltgeschichte. Die Russische Oktoberrevolution der Bolschewiki entfacht überall in Europa neue Hoffnungen auf den Frieden. Am äußeren Rand der europäischen Linken wird das Ereignis enthusiastisch als Wendepunkt gefeiert. Und unabhängig davon, wie man im Einzelnen zu Lenin stand, durfte es keinen Zweifel daran geben, dass die Russische Revolution als ein Erfolg zu werten war. Sie hatte das Rad der Weltgeschichte um eine entscheidende Umdrehung weitergerollt, und dementsprechend gebannt verfolgten Freunde wie Gegner der Bolschewiki die Entwicklungen in Russland. Was immer also 1918 und 1919 in Deutschland passiert – die russische Komponente, der Bezug auf Russland ist dabei.

Das gilt auch umgekehrt: Lenin und die russischen Bolschewiki blicken nach



Prof. Dr. Andreas Wirsching, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin

Deutschland. Sie erwarten dort die Revolution; denn Deutschland ist hochindustrialisiert und verfügt über die weltweit größte organisierte Arbeiterbewegung. Unzählige russische Sozialisten hatten sich vor 1914 in Deutschland oder im deutschen Sprachraum aufgehalten; manche von ihnen haben sich dauerhaft in Deutschland niedergelassen und die deutsche Staatsangehörigkeit erworben. Jedenfalls gibt es eine Fülle persönlicher Kontakte, Freundschaften, Kooperationen, aber auch Feindschaften.

Die allermeisten Sozialdemokraten lehnen Lenins Parteilehre und damit auch die Oktoberrevolution ab; in der

Kultur der deutschen Arbeiterbewegung ist der Gedanke der Demokratie viel zu sehr verankert, als dass man sich mit Lenins Version der einer Parteidiktatur wirklich anfreunden könnte.

II.

Das gilt auch für Kurt Eisner, der am 8. November 1918 in München den Freistaat Bayern ausruft und der jeden Gedanken an „russische Ziele“ zurückweist. Eisner war Mitglied der SPD, dann der USPD. Er war Pazifist und weniger ein Marxist als vielmehr ein neokantianisch geschulter Humanist. Wie auf Reichsebene auch bildete sich in Bayern eine Koalitionsregierung aus Mehrheitssozialdemokraten und Unabhängigen unter dem neuen Ministerpräsidenten Eisner. Die neue Regierung wollte möglichst schnell zu geordneten Verhältnissen übergehen und schrieb daher Wahlen zum Landtag für den 12. Januar 1919 aus.

Von Beginn an war Eisner als Bayerischer Ministerpräsident die Zielscheibe einer ungezügelter nationalistischer und antisemitischer Hetze. Nach seiner Ermordung am 21. Februar 1919 mündet die Revolution in Bayern 1918/19 in eine Geschichte der unaufhaltsamen Radikalisierung, Hysterisierung und Militarisierung. Tatsächlich brodelte es in München nach der Ermordung Eisners immer gefährlicher. Dem sinkenden Einfluss der Mehrheitssozialdemokratie entspricht der kometenhafte Aufstieg der Schwabinger Literatenszene mit anarchistischen Neigungen. Dies ist die kurze Stunde, in der Gustav Landauer, Ernst Toller und Erich Mühsam ins Rampenlicht treten und Anfang April die erste Räterepublik aus der Taufe heben. Der Name Lenin erscheint ihnen, wie Mühsam rückblickend festhält, als Vorbild. Und der erste Aufruf verkündet: „Die Bayerische Räterepublik folgt dem Beispiel der russischen und ungarischen Völker.“

Die Münchner Kommunisten bleiben dem zum Teil grotesken Intermezzo der Ersten Räterepublik noch fern. Allzu sehr wollen die Literaten die Wirklichkeit nach ihrer Vorstellung formen. Auch das Proletariat – was immer das genau sein mag – kommt den Kommunisten zu kurz. Am 6. April erklärt Erich Mühsam in einer Mitgliederversammlung der KPD: „Das Programm spielt keine Rolle“. Auf den Einwand, man könne keine Räterepublik vom grünen Tisch, ohne den Auftrag des Proletariats ausrufen, erwidert er: „Wenn ich es für richtig halte, eine Räterepublik zu proklamieren, pfeife ich darauf, ob das Proletariat einverstanden ist oder nicht.“

Als aber die Kommunisten am 13. April die Machtübernahme der zweiten Räteregierung erzwingen, scheint so manchem Bürger München endgültig dem Bolschewismus preisgegeben zu sein. Die örtliche Macht halten aus Russland stammende Kommunisten in den Händen: Eugen Leviné, der freilich längst deutscher Staatsbürger ist, Max Levien und Tobias Axelrod. Unter den Revolutionären genießen sie große Autorität, ja Bewunderung. Ernst Toller berichtet: „Das große Werk der russischen Revolution verleiht jedem dieser Männer magischen Glanz, erfahrene deutsche Kommunisten starren wie geblendet auf sie. Weil Lenin Russe ist, trauen sie ihnen dessen Fähigkeiten zu. Das Wort ‚In Russland haben wir es anders gemacht‘ wirft jeden Beschluss um.“

Umgekehrt provoziert die Rolle, die die „Russen“ spielen, die gegenrevolutionäre Propaganda gegen die „landfremden Elemente“. Dass die drei führenden Russen Juden sind, nährt das antisemitische Propagandaklischee vom angeblich

„jüdischen Bolschewismus“. Und in der Stadt selbst wächst die Hoffnung, wie Kardinal Michael von Faulhaber am 22. April 1919 in sein Tagebuch schreibt, „die Weiße Garde werde München bald von den Spartakisten und ihrem russischen Terror erlösen“.

Es ist also eine gespenstische Atmosphäre, die München in diesen Apriltagen umgibt. Deutlich wird die immer stärker werdende Isolation der kommunistischen Räteregierung. Von außen durch die republikanischen Truppen des gewählten Ministerpräsidenten Hoffmann blockiert, droht dem von Eugen Leviné geführten Vollzugsrat die Erdrosselung. Zwar radikalisiert er sich in Wort und Tat und begeistert sich daran, dass in München „die Sonne der Weltrevolution“ aufgegangen sei. „Die proletarische Revolution, so Leviné in einer Rede am 22. April 1919, ist von Osten gekommen. Im Osten ist das Glück, im Osten ist die Sonne aufgegangen. Wir danken unseren russischen Brüdern, die zuerst aufgestanden sind und mit ungeheurer Kraft und mit einem unermesslichen Opfermut das gewaltige Werk auf sich genommen haben, in die Reihen des Kapitalismus vorwärtszustürmen gegen die Feste des Kapitals. Wir sind nachgefolgt und andere werden nachfolgen.“

Aber der größte Teil der Münchner Mittelschichten hält Distanz. Und auch die Bauern verhalten sich keineswegs so, wie Lenin in seiner Münchner Zeit für eine revolutionäre Situation prognostiziert hatte: Sie machen keinerlei Anstalten, sich mit dem Kommunismus zu verbünden, sondern sie boykottieren im Gegenteil die Stadt, was zu deren prekärer Versorgungslage bis hin zur Hungersnot beiträgt.

Das gute Verhältnis zwischen Bayern und Rom war ein Pendant gab in Form der Münchner Nuntiatoren.

Am 26. April 1919 kommt es zu einer Spaltung im Vollzugsrat. Gegenüber der Verordnung Axelrods, die Wertsachen der Bankschließfächer zu konfiszieren, weigert sich der „Volksbeauftragte für das Finanzwesen“ Emil Karl Maenner mit der Bemerkung: „Wir machen eine bayerische und nicht eine russische Revolution.“ In dieser Situation erkundigt sich Lenin persönlich per Funkspruch nach dem Stand der Dinge. Zwar hat er dies auch in den vergangenen Wochen regelmäßig getan; jetzt aber, am 27. April 1919, will er es genauer wissen. Scheint nicht aus der Ferne die Situation in München ganz derjenigen in Petrograd im Oktober 1917 zu gleichen?

„Von ganzem Herzen“ begrüßt Lenin die Bayerische Räterepublik; und formuliert dann geradezu stakkatoartig die aus seiner Sicht lebenswichtigen Fragen, die sein eigenes Politikverständnis offenbaren und aus seiner Sicht über Wohl oder Wehe der Revolution entscheiden werden: „Haben Sie Arbeiter- und Gesinderäte in den Stadtteilen geschaffen, die Arbeiter bewaffnet, die Bourgeoisie entwaffnet, [...] haben Sie die Fabriken und Reichtümer der Kapitalisten in München [...] enteignet, [...] den Wohnraum der Bourgeoisie in München beschränkt, um sofort Arbeiter in die Wohnungen der Reichen einzuweisen, alle Banken in Ihre Hände genommen, Geiseln aus der Bourgeoisie festgesetzt, [...] und die Arbeiter ausnahmslos sowohl für die Verteidigung



Das Podium der Veranstaltung „Moskau. München. Berlin“: Prof. Dr. Alexander Vatlin aus Moskau, Prof. Dr. Oxana Nagornaja aus Jaroslavl,

Moderator Dr. Jürgen Zarusky (†) vom Institut für Zeitgeschichte, Prof. Dr. Ferdinand Kramer aus München und Prof. Dr. Andreas Wirsching (v.l.n.r.).



Prof. Dr. Alexander O. Tschubarjan, der wissenschaftliche Leiter des Instituts für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften, war Co-Gastgeber des Fachkolloquiums „Die Novemberrevolution im deutsch-russischen Kontext“. Bei der öffentlichen Veranstaltung, die Teil dieses Fachgesprächs war, begrüßte er die Teilnehmer.



Dr. Hans-Georg Küppers, Kulturreferent der Landeshauptstadt München, die als Kooperationspartner der Veranstaltung mitwirkte, sprach ein Grußwort.

als auch für die ideologische Propaganda in den umliegenden Dörfern mobilisiert?“

III.

Eine Antwort auf dieses Telegramm, das am 29. April in deutscher Übersetzung in München vorliegt, kann die Räteregierung nicht mehr formulieren. Am 1. Mai bricht sie unter dem Ansturm von Reichswehreinheiten und Freikorps praktisch widerstandslos zusammen. Einer kurzen Periode kommunistischer Diktatur und kommunistischer Gewalt folgt die Gewalt der Gegenrevolution.

Tatsächlich haben die extreme Polarisierung in Wort und Tat und die Aufschaukelung der Gewalt München für lange Zeit traumatisiert. Die Ermordung Kurt Eisners, die Erschießung der zehn Geiseln im Luitpold-Gymnasium am 30. April, überwiegend Mitglieder der Thule-Gesellschaft, die Hinrichtung Eugen Levinés und Gustav Landauers nach kurzem Prozess und die willkürliche Ermordung von geschätzt bis zu 1000 Menschen durch die Regierungstruppen – das alles war eine schwere Hypothek für München; so wie vergleichbare Vorgänge in Berlin und im Ruhrgebiet eine schwere Hypothek für die Weimarer Republik im ganzen waren.

Einer kurzen Periode kommunistischer Diktatur und kommunistischer Gewalt folgt die Gewalt der Gegenrevolution.

München verlor seinen Charakter als weltoffene, liberale Künstlerstadt. Vielmehr wurde die sogenannte „Ordnungszelle Bayern“ im Namen von Antibolschewismus und Antisemitismus zum Fluchttort von rechtsextremer Umstürzler und Gewalttäter. Das war dann auch die politische Atmosphäre, in der die frühe NSDAP und ihr Anführer Adolf Hitler reüssierten.

Dass sich aber eine Revolution nach bolschewistischem Muster in Deutschland nicht durchsetzen kann und auch kaum Anhänger hätte, liegt tief in der Struktur der deutschen Politik und Gesellschaft begründet. Das Deutsche Kaiserreich war kein Polizeistaat wie das zaristische Russland; und die SPD kein politischer Geheimbund wie Bolschewiki, sondern eine offen agierende Massenpartei. Wenn also Lenin einer Anekdote gemäß darauf verwies, die Deutschen könnten keine Revolution machen, so lag dies nicht nur daran, wie er meinte, dass sie keinen Bahnhof besetzen

konnten, ohne zuvor eine Bahnsteigkarte gelöst zu haben. Die Gründe lagen tiefer und wurzelten in der im Vergleich zu Russland ganz unterschiedlichen politisch-gesellschaftlichen Tradition und Struktur. Dem entsprach es, dass der Kommunismus nach 1918 in den entwickelten Industriestaaten Zentral- und Westeuropas nicht, wie Lenin fest glaubte, Fuß fassen konnte. Was in Petrograd, in Moskau, schließlich in ganz Russland gelungen ist, wird in Berlin, München, schließlich auch in ganz Deutschland keine Chance haben. Insofern schließt sich der von Lenin beschworene Kreis zwischen Russland und Europa auch in München nicht. □



Mit großem Bedauern hat die Katholische Akademie in Bayern vom Tod des Historikers Dr. Jürgen Zarusky erfahren, der bei der hier dokumentierten Veranstaltung im Vorjahr noch federführend mitgewirkt hatte. Auch bei einer Reihe anderer Tagungen der Akademie konnten wir uns über die herausragenden Kenntnisse des Wissenschaftlers und über die sehr angenehme Art des Menschen Jürgen Zarusky freuen. Die Zusammenarbeit mit ihm wird uns fehlen.

Akademiegespräch mit Offizieren der Bundeswehr

Gehorsam als Führungsinstrument

Auf Einladung der Katholischen Akademie in Bayern und der Katholischen Militärseelsorge waren wieder einmal rund 300 Offiziere und Offizierinnen der Bundeswehr beim Akademiegespräch zu Gast. Am 16. Oktober 2018 sprach Abt Johannes Eckert

OSB, Abt der Benediktinerabtei St. Bonifaz in München und Andechs zu den Soldaten und Soldatinnen. Thema des Vortrags war „Gehorsam als Führungsinstrument“. Lesen Sie im Nachgang eine verschriftlichte Version des Referats.

Impulse aus der Regel des heiligen Benedikt

Abt Johannes Eckert OSB

I.

Die verbindende Grundhaltung im Kloster ist der Gehorsam, ein gesellschaftlicher Wert, eine Tugend, die in der Werteskala momentan relativ weit unten angesiedelt wird. Das hängt sicher nicht zuletzt damit zusammen, dass Gehorsam gerade im preußischen Sinne auch als blinder Gehorsam oder Kadavergehorsam verstanden wird. Es hat auch damit zu tun, dass – ohne Nestbeschmutzung zu betreiben – die katholische Kirche Gehorsam immer wieder als Machtinstrument eingesetzt hat. Tatsächlich assoziieren die meisten entweder militärische Strukturen oder eben die katholische Kirche mit diesem Begriff.

Ich möchte versuchen, Ihnen Gehorsam auf andere Weise nahe zu bringen. Für uns Benediktiner ist der Gehorsam eines der wesentlichen Gelübde. Im Deutschen findet sich in der Mitte des Wortes Gehorsam die Silbe „hor“. Sie kommt von „horchen“. Das ist schon ein anderes Horchen als Radiohören beim Zähneputzen morgens. Der Zusatz „-sam“ in deutschen Wörtern bedeutet soviel wie „eifrig sein“. Ein sparsamer Mensch ist eifrig im Sparen, ein folgsames Kind ist eifrig im Folgen. So verstanden ist ein gehorsamer Mensch „eifrig im Horchen“. Wenn wir im Deutschen vor ein Wort „ge“ schreiben, dann handelt es sich um einen Sammelbegriff, dann bring ich den Begriff auf den Punkt. Sage ich, das Buschwerk da draußen ist eine Berberitze, dann ist es ein Gebüsch. Und wenn ich das Rauschen definieren kann und sage, das rührt von einem 5er BMW, der vorbeifährt, dann handelt es sich um ein Geräusch. So verstanden ist Gehorsam ein eifriges Horchen, das ich in einem Begriff auf den Punkt bringe.

Jetzt können Sie natürlich einwenden, Benedikt hat vor 1500 Jahren



Abt Dr. Johannes Eckert OSB, Abt der Benediktinerabtei Sankt Bonifaz in München und Andechs

gelebt. Er schrieb seine Regeln nicht in Deutsch, sondern in Latein. Im Lateinischen gibt es zwei Wörter für Gehorsam. Das eine habe ich als Kind oft gehört. Da haben meine Eltern manchmal gesagt: „Wenn du nicht parierst...“ Dann wusste ich, entweder ich leiste den Anordnungen meiner Eltern folge oder ich werde die Konsequenzen tragen müssen. Parieren stammt vom lateinischen *parere*, das den willenlosen Gehorsam beschreibt, das Ausführen dessen, was Autoritäten befehlen. Benedikt benutzt dieses Wort *parere* in seiner Regel an keiner Stelle, obwohl es in der Mönchsliteratur seiner Zeit absolut üblich war vor 1500 Jahren. Ihm geht es nicht um

parere, um das Parieren. Er benutzt ausschließlich das Wort *obaudire*. Das Wort *audire* allein bedeutet hören; „ob“ bedeutet entgegen, aufeinander. Benedikt geht es also um das Hören. Darin soll die Führungskraft, soll der Abt Vorbild sein.

Was ist das für ein Hören, *obaudire*? Was für eine Struktur steht dahinter, eine Struktur übrigens, die – ich werde darauf zurückkommen – zutiefst etwas mit Kundenorientierung oder auch Mitarbeiterorientierung zu tun hat.

Benedikt unterstreicht, dass es ihm ums Hören geht. Wenn im Mittelalter bzw. am Ende der Antike jemand ein Buch geschrieben hat, dann setzte sich der Titel dieses Buches aus den ersten Wörtern zusammen. Die Päpste haben das bis heute beibehalten. Der Titel einer Enzyklika, eines Rundschreibens an die ganze Kirche, ist noch immer nach ihren ersten Wörtern benannt. Von daher sollte man sich immer überlegen mit welchen Worten man sein Werk beginnt.

II.

Wie fängt Benedikt seine Regel an? Was sind seine Signalwörter? *Obsculta, o fili, praecepta magistri*, heißt: „Lausche mein Sohn auf die Weisung des Meisters“. Das ist die Überschrift. Es geht um das Lauschen, das eifrige Hören. Mit dem Meister ist Jesus gemeint. Zwar konnte Benedikt den Begriff des *Life Long Learning* noch nicht kennen, doch beschreibt er die Klostersgemeinschaft als Schule, nicht als Hochschule, auch nicht als Gymnasium, sondern als einfache Schule, in der Menschen lebenslang miteinander und aneinander lernen. Auch vom *center of excellence* wusste Benedikt natürlich nichts, ebenso wenig von Strategien im Qualitätsmanagement. Das ist auch gut so. Benedikt beschreibt das Kloster als Werkstatt, in der Menschen miteinander und aneinander arbeiten, um mit Blick auf eine geistliche Zielsetzung Fortschritte zu machen, die zugleich immer auch materielle Ziele beinhalten.

Es geht um das Hören, um das Lauschen im Kloster, das ist die Überschrift. Wir können jetzt aus dem ersten Vers der Regel eine Art Dreischritt des Hörens ableiten: „Höre mein Sohn auf die Weisung des Meisters“, das ist die Überschrift. Dann fährt Benedikt fort: „Neige das Ohr deines Herzens“. Neige das Ohr deines Herzens, das bedeutet, nach innen zu gehen, zu reflektieren. Während in modernen Leitbildern die Rede davon ist, dass sich jede Führungskraft zur Selbstreflexion verpflichtet, heißt das in unserer Sprache also: Neige das Ohr deines Herzens. Ich würde es umschreiben mit „Hören im Schweigen“.

Der Schweigsamkeit widmet Benedikt ein ganzes Kapitel, das sechste Kapitel seiner Regel. Er beginnt es mit dem Satz: „Ich sprach, ich will auf meine Wege achten, damit ich mich mit meiner Zunge nicht verfehle“. „Ich sprach ich will auf meine Wege achten“, steht für „Prozessorientierung“. „Damit ich mich mit meiner Zunge nicht verfehle“, zeigt mir an, wann ich diese Prozessorientierung zu leisten habe, nämlich bevor ich rede. Bevor ich in den Dialog mit meinem Partner gehe, ist also die Standortbestimmung wichtig als eine Voraussetzung von Führung, als Voraussetzung von Kommunikation in der klösterlichen Gemeinschaft wie auch in jeder anderen Organisation, wo Menschen miteinander leben und arbeiten.

Wie geht das bei uns? Es gibt feste Zeiten und Orte der Schweigsamkeit, der Reflexion. Deswegen hat das Kloster so etwas wie eine Klausur, einen abgeschlossenen Lebensbereich. Es geht darum, einen abgeschlossenen Bereich zu haben, in dem der Mönch nicht gestört

wird, in der Reflexion, im Schweigen. Der Standortbestimmung dienen die Fragen: Wer bin ich? Was will ich? Was kann ich? Deshalb ist es auch so wichtig, dass der Mönch seinen abgeschlossenen Bereich hat, seine Klosterzelle. Zelle heißt im lateinischen nichts anderes als Zimmer. Die Gefängniszellen sind entstanden als die Klöster säkularisiert wurden. Schon die Wüstenväter (Menschen, die am Beginn der monastischen Bewegung im 4. Jahrhundert ihr Leben als Einsiedler und Gott-Sucher in den Wüstengegenden Ägyptens und Palästinas gestaltet haben) sagen, dass der Mönch in seine Zelle gehört wie der Fisch ins Wasser. „Gehe in dein Kellion, geh in dein Zimmer und es wird dich alles lehren“, heißt es in der Tradition der Wüstenväter.

Selbstreflexion ist die Voraussetzung für die Standortbestimmung und damit für die Prozessorientierung und für den Dialog mit dem Partner. Deshalb haben wir auch feste Zeiten der Schweigsamkeit, zum Beispiel in den Stunden der Nacht, und deshalb beginnen wir das letzte Gebet mit einer Gewissenserforschung, bei der sich jeder in der Stille die Frage stellt – was war gut heute, was war schlecht. Deswegen haben wir auch Reflexionszeiten. Sie würden diese Reflexionszeiten Training nennen, wir nennen es mit dem lateinischen Begriff „Exerziten“. Im Rahmen dieser Exerziten ist die Gemeinschaft vier Tage in Stille zusammen und ein externer Trainer gibt Impulse, an Hand derer auch jeder einzelne seinen Standort reflektieren kann.

Es geht also um Standortbestimmungen: „Ich sprach, ich will auf meine Wege achten, damit ich mich mit meiner Zunge nicht verfehle.“ Diese Standortbestimmungen legt der erste Schritt des Gehorsams mit den Worten nahe: „Neige das Ohr Deines Herzens.“ Benedikt fährt dann fort mit dem zweiten Schritt: „Nimm den Zuspruch des gültigen Vaters willig an“. Den Zuspruch des gültigen Vaters willig annehmen, das bedeutet, in den Dialog mit einem anderen zu treten. Zuspruch bedeutet eben nicht Befehl oder Anweisung, sondern das ermutigende Ergebnis des Dialogs. Mit dem gültigen Vater ist zunächst natürlich der Abbas, der Abt, der Vater im Kloster gemeint als Stellvertreter Christi, aber eben auch die Gemeinschaft selbst. Nach dem Hören im Schweigen wird hier also das Hören im Dialog als zweiter Schritt angesprochen. „Suche nach einem Konsens“, würde ich es umschreiben.

Gleich das zweite Kapitel in seiner Regel beschäftigt sich mit der Rolle des Abtes. Im Anschluss daran, im dritten Kapitel stellt Benedikt den Dienst des Abtes in den des gesamten Klosters: Unter der Überschrift „Die Einberufung der Brüder zum Rat“ schreibt Benedikt dem Abt ins Stammbuch: „Tue alles mit Rat, dann brauchst du nach der Tat nichts zu bereuen.“ Das gründet auf Erfahrungen, die Sie sicher auch schon machen durften. Laut Benedikt ist es ganz wichtig, dass der Abt in allen wichtigen Angelegenheiten des Klosters den Rat der Brüder einholt. So treffen wir uns jeden Monat in der Gemeinschaft, um zusammen alle wichtigen Themen des Klosters zu besprechen. Wir beraten, ob wir einen neuen Mitbruder in unserer Gemeinschaft aufnehmen oder wir stimmen darüber ab, ob wir in unsere Produktpalette noch eine weitere Biersorte aufnehmen. Hier besprechen wir auch, ob größere Investitionen der Brauerei getätigt werden müssen bis hin zu organisatorischen Fragen, wie ob wir früher aufstehen oder morgens länger liegen bleiben oder wohin wir unseren Konventausflug machen. Es kommt alles auf die Tagesordnung, was für das klösterliche Zusammenleben wichtig ist.



Rund 300 Offiziere und Offizierinnen aus Bundeswehrstandorten in Süddeutschland waren zum Akademiegespräch mit Abt Johannes gekommen.

III.

Für Benedikt spielt in diesem Zusammenhang der Rat der Jüngsten eine bedeutende Rolle. Der Abt soll den Rat der Jüngsten zum einen deshalb einholen, weil die Jüngsten dem Ideal noch am nächsten sind. Wir sprechen im Kloster vom *fervor Novicii*, vom Eifer des Novizen. Die Neueintretenden im Kloster erinnern uns stets daran, wie das Mönchtum richtig geht. Sie machen die Verneigungen noch im richtigen Winkel, unterhalten sich auch mit schwierigen Mitbrüdern, verrichten die anfallende Arbeit, erscheinen pünktlich zum Gebet. Wir sind der Quelle, dem Ideal der Werte einfach wieder näher, sobald junge Mitbrüder eintreten.

Der zweite Vorteil ist, dass die Jüngsten auch die Routineabläufe auf ihre Stimmigkeit hinterfragen. „Warum macht ihr das so? Warum betet ihr das? Warum habt ihr diese Abläufe in der Brauerei so und nicht anders? Braucht ihr die?“ Auf diese Weise werden Fehler aufgedeckt, die sich – wir sind da wahrscheinlich noch stärker gehandikapt als Sie alle – über Jahrhunderte hinweg eingeschlichen haben und die gemacht werden, „weil es schon immer so war“. Das ist im Kloster nicht anders als in Wirtschaftsunternehmen.

Außerdem schreibt Benedikt dem Abt ins Stammbuch, er solle den Rat der Senioren einholen. Die Senioren stehen für die gewonnene Weisheit in einem Unternehmen. Sie haben das Know-how gesammelt. Benedikt geht es darum, dieses Know-how, das, was man früher Weisheit genannt hat, auch zu nutzen.

Benedikt empfiehlt dem Abt übrigens auch klug zu überlegen, ob er besser einen alten, weisen Mitbruder zu jemandem schickt, mit dem es Probleme gibt, anstatt selbst mit ihm zu reden. Der alte, weise Mitbruder kann vieles relativieren. Er kann dem jüngeren Mitbruder, der anfängt zu murren, der destruktive Kritik aufkommen lässt, der

Stimmung macht oder gar aus dem Kloster austreten will, mit Verständnis entgegenreten und von seinen eigenen Erfahrungen berichten; dass er sich selbst auch habe die Hörner abstoßen müssen, er selbst habe das auch erlebt und das müsse man durchhalten. Er kann ihm auch empfehlen, die Angelegenheit einmal aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Die Weisheit des Alters ist im Rat der Brüder genauso gefragt wie der Eifer der Jungen.

Der dritte Rat, den Benedikt in diesem Kapitel empfiehlt, ist – ohne, dass er je etwas von Benchmarking oder Ähnlichem gehört hat – der Rat von Gästen. Für ein Unternehmen sind das die externen, möglicherweise branchenfremden Berater, deren Rat man einholt. Benedikt schreibt, der Abt solle sehr gut auf den Rat von Mönchen hören, die aus anderen Klöstern zu Gast sind. Weil sie die Dinge mit ihrer Brille anschauen, das heißt mit einer gewissen Distanz, aber auch aus einer anderen Spiritualität heraus, können sie auf Fehlerquellen bzw. auch auf Verbesserungen hinweisen. Neben dem Rat der Brüder soll der Abt also auch den der Gäste sehr ernst nehmen.

Für uns ist es ganz wichtig, dass die Kommunikation auch im täglichen Ablauf stimmt. Deshalb versammeln wir uns morgens nach dem ersten Gebet um sechs Uhr zu einem Stehkonvent. Wir stellen uns im Kreis hin und hören, was jeder am Tag macht. Dieser morgendliche Jour Fixe nimmt sehr viel Spannung aus dem klösterlichen Leben. Denn auch bei uns fallen Phrasen wie: „Wo steckt der denn schon wieder? Was macht der schon wieder?“ Wir sind auch nur Menschen. Umso wichtiger ist es, auf menschliche Weise die Kommunikation zu pflegen. Es ist klar, dass es in diesem Gehorsam, in diesem Dialog auch zum Konflikt kommen kann. Auch Benedikt wusste das und schrieb eigens ein Kapitel, das 68. Kapitel, über den Gehorsam im Konflikt.

Wenn einem Mitbruder Unmögliches aufgetragen wird, schreibt Benedikt, dann soll er noch einmal mit sich selbst zu Rate gehen und sich fragen, warum er den Auftrag des Abtes nicht ausführen kann. Er soll noch einmal in sich hören im Schweigen und reflektieren. Wir würden heute sagen, er solle noch mal eine Nacht darüber schlafen. Wenn er dann überzeugt ist, dass er den Auftrag nicht ausführen kann, soll er das Gespräch mit dem Abt suchen. Er solle zum Abt gehen und ihm vernünftig und angemessen darlegen, warum er seinen Auftrag nicht erfüllen kann. Vernünftig und angemessen heißt, er soll nicht etwa in die Abtei rauschen, auf den Tisch klopfen und sagen: „Herr Abt, so nicht!“ Der Ton macht die Musik.

Für uns ist es ganz wichtig, dass die Kommunikation auch im täglichen Ablauf stimmt.

Den Abt ermahnt der Heilige Benedikt außerdem, er solle sich immer bewusst machen, dass er mehr dienen als herrschen solle. Der Abt habe nicht die Gewaltherrschaft, lateinisch *tyrannis*, über Gesunde übernommen, sondern die Sorge um die Gebrechlichen, und für jeden seiner Mönche müsse er einmal Rechenschaft ablegen. Er verantwortete, was er tue und solle daran denken, dass er das Gefäß nicht so ausputzt, dass es zerbricht. Und der Abt solle dem Mönch die Chance zum Dialog geben. Wenn der Abt dann bei seiner Ansicht bleibe und auf seinen Befehl bestehe, solle der Mönch davon überzeugt sein, dass es gut so für ihn ist.

Es gibt in diesem Zusammenhang natürlich auch Trennungen von der Gemeinschaft, auch von der klösterlichen Gemeinschaft. Das wusste auch

Benedikt, sonst hätte er nicht ein Kapitel darüber geschrieben, was man mit Mönchen macht, die wieder eintreten wollen. Das heißt ja, dass sie vorher ausgetreten sein müssen. Soviele zum Gehorsam im Dialog als Suche nach einem Konsens. Der Vers lautet: „Neige das Ohr Deines Herzens, nimm den Zusage des gütigen Vaters willig an, und erfülle ihn durch die Tat.“

Die Tat ist die Konsequenz des Hörens. Benedikt schreibt dazu: „Schnellen Fußes folgen sie dem Ruf des Befehlenden“. So schnell geht es auch bei uns nicht immer, aber was Benedikt damit meint ist, dass der im Dialog gefundene Konsens mit Blick auf die gemeinsame Sache zum Antrieb wird für die Gemeinschaft und für den Einzelnen. Das also wäre dieser Dreischritt des eifrigen Hörens, des Gehorsams. Mit dieser Regel Benedikts versuchen wir, unser Kloster und das Leben in unserem Kloster zu gestalten. Sie gibt Aufschluss darüber, wie Führung im Kloster gehen soll.

IV.

Was hat das jetzt alles mit Kundenorientierung und mit Mitarbeiterorientierung zu tun? Ich möchte Ihnen ganz kurz unsere Kundenorientierung erläutern. Unser Kloster Andechs ist zunächst einmal durch seine Starkbierprodukte bekannt geworden. Das hängt mit unserem Auftrag zusammen. Vor 500 Jahren wurde unser Kloster auf dem Heiligen Berg gestiftet und mit der Aufgabe betraut, sich um Leib und Seele der Wallfahrer zu kümmern. Nahrungsmittel konnte man immer sehr gut auf die Wallfahrt mitgeben. Die Mitnahme von Getränken war im Mittelalter schon sehr viel schwieriger, weil es kaum gelang, diese haltbar zu machen. Starkbier war eine Lösung. Man braute ein Bier, das mit einem etwas höheren Malzcharakter schneller vergärt und daher mehr von dem Konservierungsstoff Alkohol

enthält. Starkbier durfte in Bayern jedoch eigentlich nur in der Fastenzeit gebraut werden, in der man auf Nährstoffe verzichtet, also kein Fleisch und keine Wurst isst, denn das Flüssige bricht das Fasten nicht. Da aber eine Wallfahrt eine so anstrengende Geschichte ist, hatte Andechs das Privileg, Starkbier das ganze Jahr über zu brauen. Und so steht eben der Heilige Berg Bayerns Andechs immer noch für Starkbierprodukte.

Wenn wir kein gehorsames Unternehmen wären, hätten wir bis heute noch kein alkoholfreies „Weißbier“, wie die Bayern sagen. Wir haben erst einmal eine Standortbestimmung gemacht: Wofür stehen wir? Dass wir ein bierbrauendes Unternehmen sind und dass uns das aus Tradition zugewachsen ist, ist unser wirtschaftliches Standbein, mit dem wir auch unsere karitativen Zwecke unterstützen, etwa die Obdachlosen-Arbeit in München. Wir wissen also wofür wir stehen. Das muss ein kundenorientiertes Unternehmen zuerst einmal wissen: Wofür stehen wir, was haben wir zu bieten.

Ebenso wichtig ist es, den Gehorsam im Dialog zu pflegen. Das heißt, dass man auch auf den Markt hört, dass man einmal schaut, was der Konkurrent anbietet, wie dort der Absatz ist, welche Produkte wachsen. Gehorsam im Dialog heißt außerdem, den internen Dialog zu pflegen: Haben wir Möglichkeiten, ein neues Produkt in unsere Palette aufzunehmen? Kommt alkoholfreies Weißbier bei unseren Stammkunden an? Die Taten sind gefolgt. Inzwischen haben wir seit einigen Jahren alkoholfreies Weißbier und es gehört zu einem der wachsenden Segmente, was sich auch an den Ausstoßzahlen zeigt.

Was hat dieser Dreischritt des Gehorsams mit Mitarbeiterorientierung zu tun? Ich denke sehr viel. Ich habe in einer Regensburger Niederlassung des Unternehmens, in dem ich meine Dissertation schreiben durfte, einen sehr interessanten Prozess beobachtet. Mit Hilfe von externen Partnern wurde dort regelmäßig im Turnus von drei Jahren eine flächendeckende Mitarbeiterbefragung durchgeführt. Sie wurde damals bezeichnenderweise Kommunikations-offensive genannt. Jeder Mitarbeiter wurde anhand des EFQM-Modells befragt. Die Befragung wurde ausgewertet, die Ergebnisse wurden wieder an die Teams, an die Mitarbeiter vor Ort zu-

rückgegeben. Es wurden Abarbeitungsmaßnahmen durchgeführt und dann kam noch mal eine Evaluationsphase. Es war also genau der Dreischritt des Gehorsams: erstens Hören im Schweigen, jeder Mitarbeiter reflektiert seinen Arbeitsplatz, zweitens Hören im Dialog, versuchen Maßnahmen umzusetzen, und drittens Taten folgen lassen und reflektieren durch die Evaluation.

Wir haben dieses System seit über 1000 Jahren. Das hat sich bei uns in den Klöstern Benedikts entwickelt in einer Zeit, in der die Ordensspiritualität nachließ und die Mönche etwas dekadent und bequem geworden waren. Es war die große Zeit der Reformbewegungen in der benediktinischen Spiritualität. Erst kam die von Cluny ausgehende Reformbewegung, dann folgten die Zisterzienser. Und die Zisterzienser haben, um die Qualität in den Klöstern sicherzustellen, ein Visitationssystem entwickelt. Wir würden dieses System heute mit „externer Beratung“ umschreiben. Alle vier Jahre kommen ein Abt und ein normaler Mönch aus einem anderen Kloster zu Besuch und schauen sich die Abläufe in einem Kloster, in einer Abtei an. Jeder Mitbruder bekommt während dieser Visitation einen Fragebogen mit Fragen nach den wichtigsten Grundhaltungen, unseren Gelübden und Lebensweisen. Das geht bis hin zur Frage nach der Qualität der Klosterküche. Denn: *bona cocina, bona disciplina*, gute Küche, gute Disziplin.

Jeder Mitbruder hat dabei die Möglichkeit zur Standortbestimmung im Schweigen. Den ausgefüllten Fragebogen gibt jeder gekennzeichnet mit seinem Namen zur Auswertung zurück an die Visitatoren. Die beiden Visitatoren führen mit jedem Mitbruder ein Einzelgespräch. Sie hören im Dialog. Im Vorfeld konnten sie feststellen, wo die Stärken und Schwächen dieser Gemeinschaft liegen. Im Dialog mit jedem einzelnen Mitbruder wird alles noch einmal reflektiert. Es ist von Vorteil, dass immer eine Führungsperson und ein normaler Mönch gemeinsam visitieren. Ihre Sichtweisen ergänzen sich. Die Visitatoren erstellen einen Bericht, der nur zum Teil, wenn es um personelle Fragen geht, ausschließlich dem Abt vorgelegt wird, ansonsten aber vor dem ganzen Konvent, vor der ganzen Gemeinschaft verlesen wird. Dort werden auch Verbesserungsmaßnahmen empfohlen.



Abt Johannes mit dem Leitenden Militärdekan Artur Wagner, Leiter des Katholischen Militärdekanats München und Co-Gastgeber der Akademiegespräche.



Militärdekan Johann Meyer leitet das katholische Militärpfarramt München und war einer der vielen Teilnehmer, die sich mit Fragen und Beiträgen einbrachten.



Nach dem Vortrag stand der Abt noch für Fragen der Bundeswehrangehörigen zur Verfügung. Akademie-Studienleiter Stephan Höpfinger moderierte.



Prälat Walter Wakenhut (li.), der frühere Militärgeneralvikar, und Generalmajor a. D. Bruno von Mengden sind regelmäßige Gäste beim Akademiegespräch.



Auch anwesende Offiziere stellten Fragen und diskutierten die Ideen von Abt Johannes.

Es obliegt dann der Gemeinschaft, diese Maßnahmen anzugehen. Drei Monate nach der Visitation soll der Prior, also nicht der Abt, sondern sein Stellvertreter an die Visitatoren berichten, was im Kloster geschehen ist und was nicht. Das ist Total Quality Management auf benediktinisch.

V.

Noch ein letztes Beispiel dieser Dreischritt-Kombination, welches Sie einfach ermutigen soll. Auch ein Zielvereinbarungsprozess beinhaltet diesen Dreischritt. Wenn Sie über Ziele führen, dann steht zunächst die Selbstreflexion

des betroffenen Mitarbeiters an. Der Mitarbeiter und Sie als Führungskraft werden sich überlegen, welche Ziele Sie miteinander vereinbaren. Es kommt zu einer Dialogphase, in der die Ziele abgeglichen werden. Sobald ein Konsens gefunden ist, kommt es zur Umsetzungsphase. Wir haben diese Zielvereinbarungsprozesse, so lange es Benedikts Klöster gibt und zwar in der Haupttrainingszeit der Mönche, in der Fastenzeit.

Mit diesem Hinweis möchte ich auch schließen. Benedikt schreibt in seiner Regel, dass die Mönche stets ein Leben führen sollten wie in der Fastenzeit, das heißt ein bewusstes Leben. Weil Mönche das jedoch nicht schaffen – es geht also ganz menschlich bei uns zu – sollen Sie in der Fastenzeit besondere Vorsätze fassen. Damit diese Vorsätze nicht dazu führen, dass manche Mönche ihren Mitbrüdern das Leben sauer machen – auch im Kloster gibt es „Überflieger“, welche die Messlatte so hoch legen, dass nur wenige darüber springen können – unterbreitet jeder Mönch seine Fastenvorsätze dem Abt. Auf diese Weise kann der Abt korrigierend wirken und die Anliegen der Gemeinschaft einbringen. So funktioniert das bei uns.

Vor der Fastenzeit teilt der Abt die so genannte Fastenschedula aus. In diesen Fastenplan trägt jeder ein, was er sich vornimmt, Verzicht auf Speis und Trank etwa oder Lektüre eines bestimmten Buches. Diese Schedula übergibt der Mönch am Aschermittwoch, zu Beginn der Fastenzeit, seinem Abt. Der Abt führt mit jedem Mönch ein Einzel-

gespräch, um dessen Vorsätze mit ihm zu reflektieren. Dort kann der Abt dann auch vorschlagen, dass sich der Mönch etwa lieber um einen kranken oder alten Mitbruder kümmert. Als ich in der Endphase meiner Dissertation war, hat

Benedikt schreibt in seiner Regel, dass die Mönche stets ein Leben führen sollten wie in der Fastenzeit, das heißt ein bewusstes Leben.

mir der Abt jede Woche einen einstündigen Spaziergang verordnet, damit ich lerne, dass es noch anderes als Studieren im Leben gibt. So kann man das also reflektieren. Mitbruder und Abt unterschreiben nach diesem Hören im Dialog die Zielvereinbarung und dann folgt die Umsetzungsphase. In der Osterzeit kommt dann die Reflektion gemeinsam mit den Mitbrüdern.

Damit von meiner Seite erst einmal genug. Ich danke Ihnen herzlich, dass Sie so lange im ersten Schritt verharren haben, im Hören, im Schweigen eine ganze Stunde lang mir zugehört haben. Ganz herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. □

Bunte Schattierungen in schwarzweiß

Neun Studierende des Drehbuch-Jahrgangs 2017 der Hochschule für Fernsehen und Film (HFF) München zeigten am 23. Januar 2019 ihre Erstlingswerke, die sogenannten „Filme 01“, in der Katholischen Akademie in Bayern. Unter dem Titel „Bunte Schattierungen in schwarzweiß“ fand die vierte Zusammenarbeit zwischen Akademie und Hochschule statt und rund 50 Filmfreunde schauten sich die kurzweiligen Streifen einen ganzen Abend lang an.

Drei Rollen 16-mm-Filmmaterial mit je 10 Minuten Laufzeit und (fast) keine inhaltlichen Beschränkungen: das ist die Grundausstattung, mit der die Erstsemester im Studiengang „Drehbuch“ der HFF München ihren ersten dokumentarischen Film drehen, der ca. 10 Minuten lang sein soll. München und seine nähere Umgebung bilden den Hintergrund für die in schwarzweiß gehaltenen Filme, die die Kreativität der angehenden Drehbuchautorinnen und -autoren herausfordern: der analoge Dreh verlangt Fokussierung und genaues Arbeiten.

Die diesjährigen Filme behandelten in vielen Facetten existentielle Themen wie Liebe, Jugend, Alter, Angst und Tod; es ging um Beziehungen aller Art, Verwandtschaften, Freundschaften, die Vergangenheit und Vergängliches, Sichtbares und Unsichtbares. Nach jedem einzelnen Film konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmern den Nachwuchsautoren Fragen stellen und über die Filme diskutieren, wovon reger Gebrauch gemacht wurde. Tim Moeck, Künstlerischer Mitarbeiter in der Drehbuchabteilung der Hochschule und Betreuer des Jahrgangs, führte als Moderator locker durch den Abend. □



Die jungen Filmemacherinnen und Filmemacher mit Dozent Tim Moeck (erste Reihe ganz rechts).

Seelsorge anders? Das Potenzial der Klöster

Klöster weisen einen ungewöhnlichen Bekanntheitsgrad auf: Jeder weiß zwar um sie, doch kaum jemand weiß sie zu schätzen. Vor diesem Hintergrund sah sich die Katholische Akademie in Bayern veranlasst, in Zusammenarbeit mit der Sectio Theologica der Bayerischen Benediktinerakademie, den Benediktinerverlagen der Erzabtei St. Ottilien und der Abtei Münsterschwarzach die Frage zu klären, welche Rolle Klöster in einer Welt der individuellen

Lebensgestaltung und gesellschaftlichen Ausdifferenzierung (noch) spielen können. Im Rahmen einer dreitägigen Veranstaltung (5. – 7. November 2017) erhielten so ausgewiesene Experten für klösterliches Leben die Gelegenheit, in aller Ausführlichkeit über die Bedeutung kontemplativen Mönchtums, die Möglichkeit der Frauenseelsorge oder gar die sinnstiftende Funktion moderner Klosteranlagen vorzutragen und gemeinsam zu diskutieren.

Klösterliche Seelsorge – Erfahrungen und Erwartungen einer Diözese

Lorenz Kastenhofer

I. Die Orden im Erzbistum München und Freising

Als ich gebeten wurde, die Erwartungen einer Diözese im Hinblick auf klösterliche Seelsorge zu formulieren und hier vorzutragen, habe ich gerne zugesagt. Es ist mir wichtig erschienen, zunächst den Blick auf die gegenwärtige Situation der Klöster und der Ordensgemeinschaften in unserer Erzdiözese zu richten, auf unsere Erfahrungen zu schauen, auf unsere Erfahrungen zu schauen und davon zu sprechen.

Die Geschichte des alten Bistums Freising bis zur heutigen Erzdiözese München und Freising ist vom ständigen Wirken der Orden begleitet. Das kirchliche Leben in der Gegenwart wird geprägt von einer Vielzahl von Instituten des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens.

Damit gehört unsere Erzdiözese zu den deutschen Bistümern, in denen eine große Zahl von Frauen- und Männerorden tätig ist: 25 verschiedene Männerorden und 70 verschiedene Frauengemeinschaften, von denen 25 aus dem Ausland kommen. Bei der derzeitigen Zahl von etwa 1.800 Ordensschwestern und gut 500 Ordensmännern sind wir im Vergleich mit den anderen Diözesen deutschlandweit mit an der Spitze. Freilich ist, wie in anderen deutschen Diözesen auch, die Zahl der Ordensleute zurückgegangen.

Vor zwanzig Jahren waren es noch etwa doppelt so viele Ordensschwestern. Bei den Ordensschwestern stehen von der Mitgliederzahl an der Spitze die Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul, gefolgt von den Armen Schulschwestern, den Schwestern von der Krankenfürsorge des Dritten Ordens, den Dienerinnen der Göttlichen Vorsehung von Schönbrunn und der Congregatio Jesu.

Die Zahl der Ordensmänner ist in den zwanzig Jahren erfreulicherweise etwa gleich geblieben. Zahlenmäßig am



Prälat Lorenz Kastenhofer, Domkapitular, Leiter der Hauptabteilung Liturgie und geistliches Leben im Erzbischöflichen Ordinariat München

stärksten sind bei den Männerorden die Jesuiten, gefolgt von den Benediktinern der vier Abteien Ettal, Sankt Bonifaz, Schäftlarn und Scheuern, den Salesianern Don Boscos, den Redemptoristen, Franziskanern und Kapuzinern.

Unsere Ordensleute, Männer- und Frauengemeinschaften – das sei schon vorweg gesagt – leisten einen nicht zu überschätzenden Beitrag zur Seelsorge und zum kirchlichen Leben in der Erzdiözese. Ohne sie wäre unser kirchliches Leben um vieles ärmer. Freilich unterliegen die Orden hier bei uns denselben Entwicklungen wie in anderen deutschen Bistümern auch. Bei nicht wenigen Gemeinschaften liegt der Altersdurchschnitt erheblich über dem her-

kömmlichen Rentenalter. Da und dort müssen Orden aus diesem Grund ihre Aktivitäten reduzieren oder aus personellen Gründen Niederlassungen aufgeben. Das ist dann besonders einschneidend und schmerzhaft, wenn es sich um Einzelklöster handelt, mit deren Auflösung die Gemeinschaft insgesamt ein Ende nimmt. Doch gelingt es den Orden heute auch, in der Neubestimmung auf ihr Ursprungscharisma den Auftrag ihrer Gründerinnen und Gründer in die Gegenwart zu tragen und in den unterschiedlichsten Einsatzfeldern ihr Apostolat zu verwirklichen. Sie sind damit wesentlicher Teil der Ortskirche, sie gehören ins Erzbistum. Grundlage und Bestätigung dafür finden wir in den Aussagen des letzten Konzils.

II. Erfahrungen aus der Praxis

Orden und Ortskirche im Miteinander. Das Zweite Vatikanische Konzil, dessen Rezeption eine bis heute bleibende Aufgabe darstellt, entfaltet in seiner dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“ (LG) ein großartiges Bild der Kirche als dem neuen Gottesvolk, unterwegs auf dem Pilgerweg durch die Zeit. Nicht dem Einzelnen allein ist Gottes Heil und seine Rettung zugesagt, sondern dem Volk, das Gott aus den Vielen schafft, die ihm in Wahrheit und Heiligkeit gemeinsam dienen (LG 9). Nicht zufällig entwickelt das Konzil die Theologie des Ordenslebens innerhalb der dogmatischen Konstitution über die Kirche. Es bestimmt damit den Ort der Klöster und Ordensgemeinschaften inmitten des pilgernden Gottesvolkes, inmitten der Ortskirche.

Das Konzil sieht dabei den besonderen Dienst der Brüder und Schwestern vom geweihten Leben, durch ihre Berufung und ihr Leben nach den evangelischen Räten zu bezeugen, was Aufgabe der ganzen Kirche ist: „Die Ordensleute sollen sorgfältig darauf achten, dass durch sie die Kirche wirklich von Tag zu Tag mehr den Gläubigen wie den Ungläubigen Christus sichtbar mache, wie er auf dem Berg in der Beschauung weilt oder wie er den Scharen das Reich Gottes verkündigt oder wie er die Kranken und Schwachen heilt und die Sünder zum Guten bekehrt oder wie er die Kinder segnet und allen Wohltaten erweist, immer aber dem Willen des Vaters gehorsam ist, der ihn gesandt hat“ (LG 46).

Hier beschreibt das Konzil die Grundvollzüge von Kirche, an denen Ordenschristen auf ihre je eigene Weise teilhaben und sich in die Ortskirche einbringen. Verkündigung, Liturgie und Diakonie sind die Bereiche, in denen klösterliche Seelsorge geschieht, auch in unserer Erzdiözese. Im Orientierungsrahmen zur Ausgestaltung von Seelsorgeeinheiten in der Erzdiözese München und Freising ist deswegen ausdrücklich festgehalten: „Eine besondere Rolle kommt den Wallfahrtsorten, Klöstern, Ordensniederlassungen und Säkularinstituten, geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften zu, die sich auf dem Gebiet einer Seelsorgeeinheit befinden. Sie können in einer Seelsorgeeinheit spirituelle Akzente setzen und mit ihren je eigenen Charismen und ihren vielfältigen Formen in den Bereichen Verkündigung, Liturgie und Diakonie das Glaubensleben bereichern.“

Wie dieser Beitrag der Orden in der Erzdiözese München und Freising dankbar erlebt wird, darüber werde ich im weiteren Verlauf dieses Referats zu sprechen kommen. Zunächst aber möchte ich auf die Zahl der in der Seelsorge tätigen Ordenspriester eingehen und sie näher erläutern.

Zahlen, Daten, Fakten. Derzeit sind insgesamt 201 Ordenspriester im seelsorglichen Dienst der Erzdiözese tätig.

Davon wirken 129 Ordenspriester im Bereich der territorialen Seelsorge, 19 Pfarrverbände und Pfarreien werden von ihnen verantwortlich geleitet. Dazu kommt eine Reihe von Ordens- und Wallfahrtskirchen, an denen Ordensleute seelsorglich tätig sind. 72 Ordenspriester sind in der kategorialen Seelsorge und in der Sonderseelsorge eingesetzt. Ihr Bereich ist unter anderem die Seelsorge in Krankenhäusern, Altenheimen sowie die Studentenseelsorge. Die genannten Zahlen beziehen sich auf die Personen, nicht auf die Vollzeitäquivalente (Stand: Januar 2017).

Seelsorgeteams ausschließlich aus Angehörigen eines Ordens sind, mit Ausnahme der reinen Ordenspfarreien, hier in der Minderheit. Die meisten Ordenspriester sind in gemischten Teams eingesetzt. Das bezieht sich auf ihre Einsatzgebiete in den Pfarreien und Pfarrverbänden, gilt aber noch mehr für den pastoralen Einsatz im kategorialen Bereich in gemischten Teams mit Weltgeistlichen, Diakonen und Seelsorgerinnen und Seelsorgern der pastoralen Berufsgruppen, Pastoral- und Gemeindefreferentinnen und -referenten.

Immer wieder wird der Wunsch vor allem der ausländischen Ordensoberen an die für das Seelsorgepersonal Zuständigen im Ordinariat herangetragen, Ordensleuten einer Gemeinschaft bei unterschiedlichen Einsatzorten das Leben in Gemeinschaft zu ermöglichen. Diese Bitte ist verständlich. Ihr wird seitens der Erzdiözese nach den vorhandenen Möglichkeiten auch gerne entsprochen. Ordensleute legen ihre Gelübde auf die Gemeinschaft ab. Ihnen diese Vita Communis zu ermöglichen, die ordensspezifische Spiritualität leben zu können, ist ein Dienst an der jeweiligen Gemeinschaft und kommt letztlich auch wieder ihrem seelsorglichen Einsatz zugute.

Seelsorgliches Engagement der Ordensschwestern. Auch die weiblichen Orden und Säkularinstitute sind in der Erzdiözese München und Freising eine pastorale Größe. Natürlich ist bei den Frauenorden, je nach Charisma und Gründungsauftrag, ein spezifisches Interesse an den Diensten der Verkündigung, der Liturgie und der Diakonie vorhanden. Auf ihre je eigene Weise leisten sie einen kostbaren Dienst in der Seelsorge. Das hält auch der schon zitierte Orientierungsrahmen für die Seelsorge in der Erzdiözese fest: „In der Pfarrei bestehende Klöster, Ordensniederlassungen und Säkularinstitute, geistliche Bewegungen und Gemeinschaften, ... sind – ihrem Auftrag bzw. Charisma entsprechend, sowie unter Berücksichtigung ihres kirchenrechtlichen Status – im pastoralen Konzept zu berücksichtigen.“

Ordensgemeinschaften – Frauenorden seien hier ausdrücklich eingeschlossen –, deren Mitglieder sich durch Gelübde ausdrücklich für ein Leben für Christus entschieden haben, bilden in ihrer Gemeinschaft per se eine Zelle des Glaubens und des Gebetes, die geistliche Ausstrahlung besitzt und Seelsorge ermöglicht. Ich denke dabei an unsere Ordensfrauen, die als Angehörige einer pastoralen Berufsgruppe im territorialen oder in den unterschiedlichen kategorialen Bereichen hauptamtlich als Pastoral- und Gemeindefreferentinnen seelsorglich tätig sind.

Aber auch vieles, was Ordensschwestern ehrenamtlich in der Seelsorge leisten und oft als so selbstverständlich betrachtet wird, wäre hier ebenfalls zu nennen. In nicht wenigen Pfarreien sind Frauenklöster Anlaufstellen für die Menschen: Ich denke dabei an das Gespräch für Suchende und die Hilfe für Menschen in Not an der Klosterpforte. Hier sind Schwesternniederlassungen noch Garanten dafür, dass Kirche erreichbar



Eine lebhafte Diskussion lieferten sich Moderatorin Dr. Petra Altmann, Ordinariatsdirektorin Dr. Gabriele Rüttiger, Wolfgang Öxler OSB, Erzbischof der

Benediktinerabtei St. Ottilien, und Nadja Palombo, Leiterin des Süddeutschen Instituts für Logotherapie und Existenzanalyse Fürstentfeldbruck (v. l. n. r.).

und ansprechbar bleibt, was in den immer größer werdenden Seelsorgeeinheiten nicht überall mehr in der notwendigen Weise gewährleistet ist. Durch die Vielfalt ihrer Gemeinschaften erreichen die Ordensschwester viele Menschen und sind damit ein sichtbares Zeichen einer lebendigen Kirche vor Ort.

III. Erwartungen und Ausblick

Voraussetzungen für ein gelingendes Miteinander. In seinem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Vita Consecrata“ betont Papst Johannes Paul II. die Notwendigkeit des ständigen Austausches zwischen den Verantwortlichen der Ordensgemeinschaften und den Bischöfen: „Zur Förderung des gegenseitigen Kennenlernens als unerlässliche Voraussetzung für eine tatkräftige Zusammenarbeit vor allem auf pastoralem Gebiet erweist sich ein ständiger Dialog der Oberen und Oberinnen der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften des apostolischen Lebens mit den Bischöfen angebrachter als je zuvor. Dank dieser regelmäßigen Kontakte werden Obere und Oberinnen die Bischöfe über die apostolischen Initiativen, die sie in ihren Diözesen in die Wege zu leiten beabsichtigen, informieren können, um mit ihnen zu den für die Durchführung notwendigen Vereinbarungen zu gelangen“ (Art. 50).

Hier wird eine erste wichtige Voraussetzung für ein gedeihliches Miteinander von Orden und Diözese genannt: die Bereitschaft zu regelmäßigem Gespräch und Austausch. Ich gehe davon aus, dass in allen Diözesen das regelmäßige Gespräch der Bischöfe mit den Höheren Ordensoberinnen und -oberen stattfindet. Hier in München trifft sich der Erzbischof einmal jährlich mit den Verantwortlichen der in der Erzdiözese wirkenden Ordensgemeinschaften. Die Tagesordnung dieses Gesprächs wird aus den Punkten der Ordensoberinnen und -oberen und den Punkten der Diözesanleitung erstellt. Zu möglichen Fachthemen, wie es etwa die Bereiche Seelsorge oder Personal darstellen, nehmen neben dem Ordensreferenten die zuständigen Ressortleiter teil. Es versteht sich, dass es über dieses regelmäßige Jahresgespräch hinaus immer wieder Kontaktmöglichkeiten des Erzbischofs oder der Referentinnen und Referenten des Erzbischöflichen Ordinariats gibt und diese auch genutzt werden. Die Abteilung Orden und geistliche Gemeinschaften, deren Leiter ich als Ordensreferent schon seit vielen Jahren

bin, ist Anlauf- und Vermittlungsstelle für die vielfältigen Anliegen der Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese.

Neu entstanden ist in unserer Erzdiözese das Ordensforum, das sich in diesem Monat zum ersten Mal trifft und Ausdruck des Wunsches eines stärkeren Miteinanders von Männer- und Frauenorden untereinander sowie mit dem Erzbischöflichen Ordinariat ist. Es dient dem Austausch der Ordensgemeinschaften, der Gesellschaften des apostolischen Lebens und Säkularinstitute untereinander und mit der Abteilung Orden und geistliche Gemeinschaften im Erzbischöflichen Ordinariat.

Aufgaben des Ordensforums sind die Förderung des Kontaktes unter den Orden, Gesellschaften des apostolischen Lebens und Säkularinstituten in der Erzdiözese; die Stärkung der Zusammenarbeit von Frauen- und Männergemeinschaften; die Pflege des Informationsaustausches zwischen Orden, Gesellschaften des apostolischen Lebens und Säkularinstituten untereinander und mit dem Erzbischöflichen Ordinariat; die Vertiefung aktueller geistlicher und pastoraler Themen; die Organisation und Durchführung gemeinsamer Veranstaltungen; der Vorschlag beziehungsweise die Benennung von Ordensvertretern für Diözesangremien wie den Diözesan- und Katholikenrat sowie verschiedene Diözesankommissionen.

Dem Ordensforum, das vom Ordensreferenten moderiert wird, gehören an: die Vorsitzende und stellvertretende Vorsitzende der Vereinigung der geistlichen Schwestern, der Moderator des Münchner Kreises der Äbte und Provinziale, einer der Vertreter der Ordenspriester im Priesterrat, eine Vertreterin der Ordensschwester aus dem Ausland, ein Vertreter der Ordensmänner aus dem Ausland sowie ein Vertreter der Säkularinstitute.

Ein Vertrauen schaffender Umgang ist eine unabdingbare Voraussetzung für ein gelingendes Miteinander von Orden und Diözese mit ihren Pfarreien und Pfarrverbänden. Veränderte pastorale Strukturen betreffen alle, sie stellen die in der Diözese Verantwortlichen, aber eben auch die Orden und ihre Oberinnen und Oberen vor neue Fragen. Dazu ist, wie schon gesagt, das offene und ehrliche Gespräch und gemeinsames Planen unabdingbar. Es ist deswegen eine Selbstverständlichkeit und bewährte Praxis, dass im Priesterrat unserer Erzdiözese zwei Ordenspriester vertreten sind, wie auch im Diözesanrat Ordensschwester und Patres mitwirken.

Auch auf örtlicher Ebene ist es wichtig, dass Ordensleute in den Gremien der Pfarrei und des Dekanates beteiligt sind. Hier wird ein Klima des Vertrauens geschaffen, das den Auftrag, Kirche zu leben und Zeugnis von der Frohbotschaft zu geben, fördert. Gegenseitig aufeinander zuzugehen und umeinander zu wissen hilft, Missverständnissen vorzubeugen oder sie schneller ausräumen zu können.

Lassen Sie mich das an einem Beispiel verdeutlichen: Als hilfreich erweist es sich, wenn Ordensleitungen mit den Verantwortlichen des Ordinariats frühzeitig bezüglich anstehender Veränderungen ihrer Präsenz auf dem Gebiet der Erzdiözese in den Austausch treten. Das gibt dem Personalreferenten stärkere Planungssicherheit in der Besetzung von Seelsorgsstellen. Der Ordensreferent, wenn er frühzeitig eingebunden ist, kann im Vorfeld eine mögliche Gründung oder, was leider öfter der Fall

Ein Vertrauen schaffender Umgang ist eine unabdingbare Voraussetzung für ein gelingendes Miteinander von Orden und Diözese mit ihren Pfarreien und Pfarrverbänden.

ist, eine anstehende Auflösung entsprechend begleiten und der Pfarrei gegenüber vertreten. Die betroffenen Pfarreien haben gleichzeitig die Möglichkeit, sich rechtzeitig auf diese in der Regel einschneidende Veränderung einzustellen.

Auch dies sei im Zusammenhang erwähnt: Auf der Diözesankarte gibt es Regionen, in denen Klöster so gut wie nicht oder nicht mehr vorkommen – weiße Flecken, die vielleicht zu vermeiden gewesen wären, hätten die Verantwortlichen der Gemeinschaften ihre Planungen untereinander besser abgestimmt. Freilich: Die Auflösung einer Niederlassung aufgrund der personellen Situation einer Gemeinschaft ist in der Regel zwingend, das wissen wir. Hier trifft die Fürsorgepflicht der Ordensleitung für ihre alt gewordenen Mitbrüder und Mitschwester. Aber es wäre schon hilfreich, wenn eine gewisse Verständigung der Orden untereinander hinsichtlich der gleichzeitigen Auflösung von Niederlassungen in ein und

demselben Bereich in Betracht gezogen würde.

Erwartungen gehen auf Gegenseitigkeit. Ganz bewusst habe ich die nun kommenden und abschließenden Ausführungen überschrieben mit: Erwartungen gehen auf Gegenseitigkeit. Lassen Sie mich mit einer Erwartung beginnen, die berechtigterweise unsere Ordensgemeinschaften an die Diözese haben dürfen. Ich zitiere nochmals aus „Vita Consecrata“: „Die Bischöfe werden ... ersucht, die Charismen des geweihten Lebens anzunehmen und zu achten, indem sie ihnen in den Entwürfen der diözesanen Pastoral Raum geben. ... Eine Diözese ohne geweihtes Leben würde nicht nur vieler geistlicher Gaben, geeigneter Orte für die Suche nach Gott, spezifischer apostolischer Aktivitäten und pastoraler Methoden verlustig gehen, sondern sie würde darüber hinaus Gefahr laufen, in hohem Maße in jenem missionarischen Geist geschwächt zu werden, der der Mehrheit der Institute zu eigen ist“ (Art. 48).

Das heißt im Grunde nichts anderes, als dass es nicht nur die gebotene Pflicht der Ortskirche ist, Ordenschriften in ihre Pastoral mit einzubeziehen, sondern dies auch nicht geringe Möglichkeiten, ja eine große Chance darstellt, missionarische Kirche im Heute zu sein. Umso mehr dürfen Ordensgemeinschaften erwarten, mit ihren je eigenen Charismen angenommen und in das Größere der Seelsorge eines Bistums integriert zu werden. Freilich wird das auch voraussetzen, dass seitens der Orden und ihrer Klöster dieses Angebot adäquat formuliert und auch im Bistum vorgebracht wird.

Nicht selten sind Ordenspriester über Gestellungsverträge in die Seelsorge eines Bistums eingebunden. Damit verknüpft ist auch der finanzielle Aspekt. Vielfach fallen Einnahmen von klösterlichen Betrieben weg, weil weniger oder gar keine Kräfte mehr da sind, die früher mit zum wirtschaftlichen Auskommen einer Gemeinschaft beigetragen haben. Hier könnte eine gewisse Gefahr beinhaltet sein: die Versuchung, dauerhaft einen seelsorglichen Auftrag des Bischofs wahrzunehmen, der aber dem Selbstverständnis und dem Gründungsauftrag des Ordens widerspricht. In diesem Fall sollte eine Diözese die klare spirituelle Profilierung und daraus resultierende Angebote zum seelsorglichen Einsatz einer Ordensgemeinschaft erwarten dürfen. Andererseits ist seitens der Ortskirche eben genau darauf zu achten, um dies zu berücksichtigen und Ordensleute nach ihrer je eigenen Spiritualität in die Pastoral der Diözese einzubeziehen.

Gemeinsam den Weg der Seelsorge gehen. Seelsorge in der gegenwärtigen Situation muss die Veränderungen im kirchlichen und insbesondere im gesellschaftlichen Bereich berücksichtigen: die Vergrößerung der Lebensräume, fortschreitende Mobilität, die Differenzierung in unterschiedliche Milieus, den rapiden Rückgang volkscirchlicher Prägnanz bis hin zum Mangel nicht nur an Priestern, sondern auch an Seelsorgefrauen und Seelsorgern insgesamt. Die Schaffung noch größerer Seelsorgeeinheiten in Gestalt der Pfarrverbände ist – nach Erkenntnissen aus der bisherigen Praxis – freilich dafür nicht das Allheilmittel.

Von 2008 bis 2010 fand in der Erzdiözese München und Freising das Zukunftsforum mit dem Titel „Dem Glauben Zukunft geben“ statt. Erzbischof Reinhard Kardinal Marx hielt bei der Eröffnung der ersten Vollversammlung des Zukunftsforums Folgendes fest: „Durch die geographische Situation steht das Erzbistum vor einer doppelten Herausforderung: In städtischen sowie ländlichen Gebieten mit den je unter-



Der Leiter des EOS-Verlags in St. Ottilien, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, beteiligte sich rege an der Diskussion. Im Hintergrund laufen die Dreharbeiten

schiedlichen Gegebenheiten eine geistliche Heimat für die Gläubigen zu schaffen und eine neue Sammlung des Gottesvolkes herbeizuführen.“

Eine solche Sammlung des Gottesvolkes, wie sie Kardinal Marx als Zukunftsaufgabe für die Seelsorge seiner Diözese sieht, geht nicht ohne Vernetzung. Unterschiedliche Orte gelebten Glaubens bilden ein Netzwerk mit unterschiedlichen pastoralen Schwerpunkten. Ein jeder dieser Orte braucht Menschen, die dort den Glauben leben und anderen daran Anteil schenken. Es sind Priester in der Leitung oder in der pastoralen Mithilfe in Pfarreien und Pfarrverbänden, Diakone, Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten in der seelsorglichen Zusammenarbeit mit ihnen. Auch die Ehrenamtlichen gehören dazu, ohne die unsere Seelsorge oft um so vieles ärmer wäre.

Als geistliche Heimat, wie es Kardinal Marx nennt, erweisen sich für viele der Gläubigen auch und besonders die Klöster. In Gesprächen wie auch in der Literatur ist dabei viel von „geistlichen Zentren“ die Rede. Der Begriff ist bunt und vielmeinend. Eines scheint mir gewiss: Ein geistliches Zentrum lebt von Menschen, die als Christinnen und Christen in geistlicher Gemeinschaft leben. Sie lassen Suchende, Menschen auf dem Weg an ihrem Leben teilnehmen. Sie bieten in den existentiellen Fragen des Lebens seelsorgliche Begleitung an.

Über das Handeln der Pfarrgemeinden, der Verbände oder der kirchlichen Bewegungen hinaus brauchen wir solche besonderen Orte der Seelsorge und des geistlichen Lebens, die wir in den Klöstern der Erzdiözese zum Teil auch bereits vorfinden. Es sind Wallfahrtsorte, die von Ordensgemeinschaften betreut werden. Es sind Exerzitien- und Bildungshäuser, in denen Ordensleute wirken. Es sind Frauen- und Männerklöster, die als geistliche Landmarken auf der pastoralen Landkarte der Erzdiözese aufscheinen. Es ist das Stadtkloster, das mit seiner offenen Kirche im Zentrum der Stadt liegt.

Solche klösterlichen geistlichen Zentren sollen in Abstimmung mit den seelsorglichen Vorgaben der Diözese gestaltet werden. Andererseits wird es Aufgabe der Verantwortlichen der Diözese sein, das jeweilige Charisma der Ordensleute anzunehmen, ihm entsprechend Raum zu geben und eine Gemeinschaft in ihrer Tätigkeit zu unterstützen. Wie gut ist es, wenn dabei die unterschiedlichen Gemeinschaften ihre

zu „Kraft aus dem Kloster“, ein Beitrag der BR-Reihe „alpha-lógos“, der auch in unserer Mediathek zu finden ist.

je eigene Ordensspiritualität einbringen, die benediktinisch, dominikanisch, franziskanisch oder ignatianisch sein kann.

So ausgerichtet werden von Ordensgemeinschaften getragene geistliche Zentren Orte der Seelsorge, die nicht in Konkurrenz zu den Pfarrgemeinden stehen, sondern sich gegenseitig ergänzen und befruchten. Die Verantwortlichen der Orden wie auch die für Seelsorge in der Erzdiözese Zuständigen tun gut daran, sich dessen bewusst zu sein und einander nach besten Kräften zu unterstützen.

IV. Ein Blick in die Zukunft

Bei allen unseren Überlegungen muss bedacht werden, dass Ordensgemeinschaften gegenwärtig in einer wesentlichen Umbruchssituation stehen. Darüber wird viel gesprochen und darüber wird die notwendige Auseinandersetzung weiter gehen. Daraus kann sich für die Orden aber auch die Chance ergeben, befreit von mancher Last, die ihnen die Geschichte aufbürdete, heute ihren geistlichen Grundauftrag, speziell auch den zur Seelsorge, besser zur Geltung bringen zu können. Die Besinnung der Gemeinschaften auf ihre geistliche Kompetenz, die wachsende Nachfrage nach Begleitung und Auszeiten im Kloster, aber auch mancher Klostereintritt heute sprechen für eine Wiederentdeckung des Ordenscharismas. Die Ordensgemeinschaften und Klöster selbst sehen ihre Aufgabe stärker als bisher darin, ihr je eigenes Charisma, das in unterschiedlicher Weise auch in der Seelsorge besteht, in die Ortskirche einzubringen.

Ein Leben nach den Evangelischen Räten, wie es unsere Orden von Anfang an pflegen – es ist ja nichts anderes als ein Leben nach der frohen Botschaft im tiefen Sinn – wird es in der Kirche immer geben, wenngleich sich auch die äußeren Formen wandeln. Darum ist mir um das Ordensleben und dabei um die klösterliche Seelsorge, das ist ja unser Thema heute, in dieser Erzdiözese auch in Zukunft nicht bange. Ortskirche und Klöster verbindet der kirchliche Auftrag, Gottes Heil den Menschen zu verkünden und erfahrbar zu machen, ihnen Räume des Glaubens zu eröffnen. Möge es Diözese und Orden gemeinsam gelingen, diese Sendung auch in Zukunft verlässlich erfüllen zu können. □

Raum für Gottsucher – Kontemplative Klöster als pastorale Keimzellen

Thomas Quartier OSB

Die pastorale Relevanz vieler Klöster in den apostolischen Orden und Kongregationen besteht darin, dass ihre Bewohner aktiv Seelsorge betreiben. Sie assistieren in Pfarrgemeinden, sind katechetisch in Besinnungszentren und Bildungshäusern oder in der theologischen oder pastoralen Ausbildung tätig. Für manche Zweige kontemplativer Orden ist das keine selbstverständliche und sicher nicht die einzige Möglichkeit, ihr pastorales Potential für Kirche und Welt zu entfalten. Kontemplative Klöster richten sich in erster Linie nach innen. Sie verwenden weniger Zeit darauf, Menschen zu werben. Vielmehr liegt ihr Schwerpunkt darauf, ihr zurückgezogenes Leben so einzurichten, dass Raum für die innere Suche des Einzelnen bleibt.

Für Außenstehende ist das oft schwer nachzuvollziehen. Oft wird dann auch die Frage gestellt, warum in mancher Abteikirche viele Priester bei einer Messfeier anwesend sind, während in den umliegenden Pfarrgemeinden akuter Priestermangel herrscht. Ebenfalls wird gefragt, warum gerade die kontemplativen Klöster, deren Spiritualität heute auf so großes Interesse stößt, nicht aktiver darin sind, ein Programm für Außenstehende anzubieten. Es geht jedoch bei der Kontemplation weder um die Funktionalität der Seelsorge, noch um ihre Effektivität. Wenn sich Leute anschließen, als Gottesdienstbesucher, Hausgäste oder Passanten, sind sie willkommen. Aber das klösterliche Leben misst sich nicht daran ab, wie viele Gäste zugegen sind.

Natürlich ist dieses Bild einseitiger als die Realität in den meisten Abteien. Es ist durchaus üblich, dass Mönche und Nonnen aus kontemplativen Orden sowohl innerhalb der Klostermauern als auch außerhalb pastoral aktiv sind. Dennoch lohnt es sich, die Frage zu stellen, ob nicht der Raum, den Klöster bieten, und die Gottessuche ihrer Bewohner *als solche* eine pastorale Keimzelle bilden. Der Vater des westlichen Mönchtums, Benedikt von Nursia (480-547), nennt das Kloster in seiner Regel eine „Schule für den Dienst des Herrn“ (RB Prol 45). Der kontemplative Raum, der in dieser Schule entsteht, ist außerhalb des klösterlichen Rahmens heute selten anzutreffen. In Zeiten großer Flexibilisierung ist klösterliche Stabilität für viele eine pastorale Keimzelle.

Den Kern dieser Keimzelle bildet das Gebet, das man gemeinsam verrichtet (*Opus Dei*). Die Einheit von persönlicher Gebetspraxis und gemeinschaftlichem, liturgischem Gebet ist eine der zentralen Eigenschaften, die die pastorale Relevanz kontemplativer Klöster ausmachen. Können Menschen dort ihre eigene, ganz persönliche Sinnsuche in den klösterlichen Rahmen einfügen? Macht ihr Gebet Teil des liturgischen Gebets im Kloster aus? Die Lebensweise der Mönche und Nonnen schafft einen Freiraum, in dem viele willkommen sind, in den aber niemand hereingezerrt wird. Das Kloster bietet einen Raum für „Gottsucher“ (RB 58,7). Eine Kerngruppe von Bewohnern bildet eine Keimzelle, in der auch die vielen, die sich um sie herum versammeln, willkommen sind.

Wie sieht der Raum für Gottsucher jedoch konkret aus? Welche Erfahrungen machen Mönche und Nonnen mit dem Stundengebet als kontemplativem



P. Prof. Dr. Thomas Quartier OSB, Professor für Liturgische und Monastische Spiritualität an der Radboud Universität Nijmegen und an der Katholischen Universität Löwen

Lebensmittelpunkt? Und welches Potenzial hat dieser Raum für die vielen Suchenden in Kirche und Gesellschaft? Um uns diesen Fragen zu nähern, betrachten wir im ersten Teil unseres Beitrags drei Dimensionen klösterlicher *liturgischer Spiritualität*: Form, Gemeinschaft und Sinnsuche (I). Im zweiten Teil richten wir uns auf konkrete *Erfahrungen* in heutigen Benediktinerabteien, wobei wir auf Befragungen unseres Instituts unter Mönchen zurückgreifen (II). Im dritten Teil führen uns diese Erfahrungen zu möglichen Anknüpfungspunkten für das pastorale Potenzial kontemplativer Klöster, auch in anderen Bereichen der Seelsorge (III).

I. Liturgische Spiritualität

Nichts prägt den kontemplativen Charakter eines Klosters so wie seine liturgische Spiritualität. Die regelmäßige und ruhige *Form* der Tagzeitenliturgie spricht viele an. Auch die Tatsache, dass es in einer *Gemeinschaft* gesungen wird, stellt einen wichtigen Impuls für Gäste dar. Aber geht es wirklich in erster Linie darum, Ordnung ins chaotische Leben zu bringen? Ist die Liturgie in einer Abtei so etwas wie eine Auffrischungskur für gestresste und einsame Zeitgenossen? Die Dimensionen Form und Gemeinschaft gehören wesentlich zum Gebet, sie stehen im Kloster aber immer im Dienste der Sinnsuche, die Benedikt als die „Suche nach Gott“ (RB 58,7) allem anderen voranstellt. Mönche und Nonnen sorgen durch Form und Gemeinschaft dafür, dass die Sinnsuche einen liturgischen Raum bekommt.

Diesen Raum brauchen nicht nur Klosterbewohner. Spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil geht der liturgische Auftrag des Stundengebetes weiter. Es ist nicht nur eine spirituelle Intensivkur, der man sich hin und wieder unterzieht. Die Konzilsväter rufen dazu auf, dass man „an Sonntagen und höheren Festen zumindest die Hauptmomen gemeinsam in der Kirche feiern



Zur Stellung der Frau im Bereich der klösterlichen Seelsorge besprachen sich Dr. Petra Altmann, Prof. Dr. Carmen Tatschmurat OSB, Äbtissin der Benediktinerinnenabtei Venio in München, Dr. Claudia Kunz, Leiterin

des Referats Pastorale Entwicklung der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn, und Ruth Schönberger OSB, Priorin des Priorats Tutzing der Missionsbenediktinerinnen (v.l.n.r.).

soll“ (SC 100). Auch wenn mancher sicher den Eindruck bekommt, dass diese Formulierung auf die meisten heutigen Klostergäste nicht mehr zutrifft, wollen wir doch den Versuch unternehmen, die Wirkung klösterlicher Form und Gemeinschaft als Impulse für eine Sinnsuche zu interpretieren, die eine liturgische Spiritualität zutage fördern kann.

Auch in manchen kirchlichen Kontexten gibt es heute keine feste liturgische Form und keine stabile Gemeinschaft mehr. Man kann in der Regel zwischen unterschiedlichen Angeboten wählen, die, abhängig von der Wochenendplanung, unterschiedlich in Anspruch genommen werden. Gemeinschaften sind dadurch individualisiert. Stil und inhaltliche Akzente können ebenfalls stark variieren. Das bietet sicher viele gute Möglichkeiten, aber es beeinflusst die Empfänglichkeit für eine regelmäßige, stabile und vorgegebene Form von Liturgie. Auch kann man die Frage stellen, ob gerade in einer flexiblen kirchlichen Landschaft nicht gerade eine stabile Form und Gemeinschaft, wie man sie im Kloster antrifft, eine Basis für Pastoral bilden kann, die eine eigene Anziehungskraft entfaltet.

Neben der kirchlichen Verschiebung haben wir es nämlich auch mit einer gesellschaftlichen Verschiebung zu tun. Unsere Zeiteinteilung hat sich generell verändert. Wir gestalten die Zeit flexibel und nicht mehr in festen Abläufen. Generell kann man sagen: je engermaschiger die Zyklen, umso weniger werden sie in der heutigen Gesellschaft rituell gestaltet. Wo der Sonntag als Kulturträger gegenwärtig diskutiert wird, ist es längst selbstverständlich, dass flexible Ladenöffnungszeiten einen kollektiven Tagesabschluss überflüssig machen. Da verwundert es nicht, dass gerade die liturgische Form und Gemeinschaft für viele Besucher die Anziehungskraft von Klosterkirchen ausmachen. Diese können ein Kontrapunkt sein, den man nicht nur im Kloster lebt, sondern der auch im weltlichen Leben für eine Balance sorgt, die notwendig ist, um die existenzielle Tiefe im Leben nicht zu verlieren.

Zunächst muss man jedoch die Spiritualität der Klöster besser verstehen, bevor man über eine pastorale Übertragung in andere Lebensbereiche nachdenkt. Hinsichtlich der *Form* können wir bei Benedikt einerseits eine Akribie erkennen, die in den langen Kapiteln der Verteilung der Psalmen am deutlichsten wird (RB 9-18). Aber der Mönchsvater hat zugleich ein waches Auge für die konkrete Situation, in der sich die monastische Gemeinschaft befindet: „Wenn jemand mit dieser Psalmenverteilung nicht einverstanden ist, stelle er eine andere auf, die er für besser hält. Doch achte er unter allen Umständen darauf, dass jede Woche der ganze Psalter mit den 150 Psalmen gesungen wird [...]“ (RB 18,22-24). Form setzt also eine Stabilität voraus, die man flexibel hantiert.

Bezüglich der *Gemeinschaft* lesen wir bei Benedikt einen Appell zum gemeinschaftlichen Stundengebet, das dem individuellen immer vorzuziehen ist, auch wenn Brüder nicht anwesend sein können: „Wenn Brüder sehr weit entfernt arbeiten, nicht zur rechten Zeit zum Oratorium kommen können und wenn der Abt festgestellt hat, dass es wirklich so ist, dann müssen sie den Gottesdienst an ihrem Arbeitsplatz halten“ (RB 50,1-3). Die Gemeinschaft ist vorzugsweise physisch im Gebetsraum (*oratorium*) zugegen, in jedem Falle aber ‚im Geiste‘. Ohne diese Anbindung funktioniert liturgische Spiritualität nicht, sie ist also keine Privatsache. Auch das ist ein Kontrapunkt zur heutigen Privatisierung von Spiritualität. Man braucht – mit Anselm Grün gesprochen – Gemeinschaft, darf sie aber auch nicht zum Gefängnis werden lassen.

Was schließlich die *Sinnsuche* angeht, stellt Benedikt die Gottesbeziehung in den Mittelpunkt. Diese äußert sich jedoch weniger in den einzelnen Texten, die das Gebet füllen, oder theologischen Konzepten, die ihm zugrunde liegen, als vielmehr in der Haltung: „Wir sollen wissen, dass wir nicht erhört werden, wenn wir viele Worte machen, sondern wenn wir in Lauterkeit des Herzens und mit Tränen der Reue beten“ (RB 20,3).

Die monastische Gebetshaltung unterscheidet sich von jeglichem Leistungsprinzip. Die rezitierten Texte und die liturgischen Gesten und Handlungen helfen dem Suchenden dabei, empfänglich zu sein. Der Betende kann kurze erhebende Momente erfahren, deren Sinn nur auf Gott zurückzuführen ist, nicht auf das eigene Handeln.

II. Erfahrungen aus dem Kloster

Um das pastorale Potenzial von klösterlicher Form und Gemeinschaft für eine heutige Sinnsuche zu erfassen, empfiehlt es sich, jene Menschen nach ihren Erfahrungen zu fragen, die im kontemplativen Raum des Klosters *leben*. Ihr Leben hat offensichtlich eine starke Ausstrahlung für viele. Was ist aber die Innenseite dieser Außenwirkung? Um uns dieser Erfahrung zu nähern, haben wir in unserem Institut für Liturgische und Monastische Studien an der Katholischen Universität Leuven in Belgien Interviews mit Mönchen in verschiedenen Benediktinerabteien in Deutschland und den Niederlanden geführt. Was bedeuten die Dimensionen Form, Gemeinschaft und Sinnsuche für diejenigen, die sich Kontemplation zur Lebensaufgabe gemacht haben? Natürlich haben wir diese Frage in der Hoffnung gestellt, dadurch den Raum für Gottsucher auch im pastoralen Sinne erschließen zu können, aber dazu kommen wir im nächsten Abschnitt.

Form

Besucher können in einer Abtei schnell den Eindruck bekommen, es handele sich um eine sehr festgelegte *Form* des Gottesdienstes und des Lebens. Jeder Tag ist scheinbar gleich aufgebaut. Eine Besucherin fragte einen unserer Interviewpartner bezüglich der liturgischen Gesten: „Ist es nicht möglich, dass Sie sich beim ‚Ehre sei dem Vater...‘ auch einmal nicht verbeugen, wenn Ihnen nicht danach ist?“ Die Antwort des Mönchs war so einfach wie eindrücklich: „Nein, wir fügen uns hier *immer* in die liturgische Form ein“. Alles ist stilisiert und dadurch formell.

Die Frage von Außenstehenden, ob dies nicht zu Formalismus führen könne, verneinen die Mönche aber beinahe ausnahmslos. Ein Bruder sieht die Vorteile einer formellen Liturgie darin, dass man „sich sicher fühlt, da man auf eine objektive Ordnung zurückgreifen kann“.

Natürlich gelingt dies nicht spontan beim ersten Mal, und es fällt auch nicht aus der Luft: „Es bedarf der Regelmäßigkeit und eines Tagesablaufs, in dem das Stundengebet wirklich seinen Platz hat“. Das führt, einem anderen Bruder zufolge, dazu, dass man „sich wirklich frei fühlt und ganz neue Erfahrungen machen kann“. Dadurch kommt eine bemerkenswerte Spannung zum Ausdruck: die Mönche brauchen zwar den formellen Charakter, um Regelmäßigkeit zu gewährleisten. Aber noch wichtiger ist ihnen, dass die Form auch Überraschungen birgt. Gerade weil man durch die Form „manchmal entgegen seiner spontanen Neigungen handelt, wenn man sich überhaupt nicht motiviert fühlt, zum Gebet zu gehen“, entsteht Freiraum. Wenn wir diese Gedanken zusammenfassen, dann sind drei Aspekte der Form von Bedeutung:

- die Form des Stundengebetes gibt Sicherheit;
- die Form bedarf der Regelmäßigkeit und der Einbettung;
- die Form beengt nicht, sondern sie schafft Raum für Überraschungen.

Die Begriffe „Struktur und Antistruktur“, die der britische Ritualwissenschaftler Victor Turner geprägt hat, können die kreative Spannung zwischen objektiver Form und subjektiver Erfahrung verdeutlichen. Bedarf es der festen Form, der Regelmäßigkeit und der Einbettung in die Tagesstruktur, um Erfahrungsmomente zu ermöglichen, die eine feste Struktur zugleich wieder übersteigen? Den Mönchen zufolge bietet das Kloster Raum, im formellen Rahmen eine Art Zwischenposition zwischen dem Vertrauten und dem Unerwarteten einzunehmen. Man öffnet sich unbewusst für das Heilige.

Gemeinschaft

Träger des Stundengebets und des ganzen monastischen Lebens ist, allen Interviewpartnern zufolge, die *Gemeinschaft*. Das hat eine positive Auswirkung auf das Gebet: „Die Gemeinschaft trägt mich durch das Stundengebet, ohne die Mitbrüder würde ich das niemals durchhalten können“, so ein Bruder. Zugleich gibt es aber auch eine herausfordernde Seite der Gemeinschaft. Keine Irritation ist den Mönchen fremd: „Ich ärgere mich oft darüber, wie Mitbrüder sich im Chor gebärden. Nach einer gewissen Zeit wird mir dann aber klar, dass das mehr über mich sagt als über die Mitbrüder“. Das Gebet bleibt dadurch wach, aber dafür muss man auch immer wieder Hemmschwellen überwinden. Die Gebetsgemeinschaft ist also in zweifacher Hinsicht hilfreich: sie ist eine Stütze, aber auch ein Prüfstein für das Gebet.

Monastisch gesehen, so sagte einer der Brüder, „erweist sich die Qualität des Stundengebets in der Gemeinschaft, nie am Einzelnen. Es geht um die Gesamtheit, nicht um mich“. Außenstehende beobachten dies regelmäßig, so ein Gästebruder: „Sie hören die einzelnen Mönche im Stundengebet nicht singen, sie hören nur die Gemeinschaft. Wenn man doch einzelne heraushört, dann ist unser Gebet aus dem Gleichgewicht und muss das wieder ausgeglichen werden“. Der Gedanke, dass die Gebetsform der Einbettung in das Gemeinschaftsleben bedarf, will sie liturgisch authentisch sein, setzt sich hier fort: „Wenn es Spannungen in der Gemeinschaft gibt, merkt man das in der Liturgie“. Die meisten Mönche in unseren Interviews erfahren Gäste übrigens als Bereicherung: „Sie beziehen die ganze Welt in unser Gebet mit ein“, sagte ein Bruder. Bezüglich der Gemeinschaft fassen wir die Gedanken in folgenden drei Punkten zusammen:

- die Gemeinschaft trägt das Gebet;
- die Gemeinschaft ist Prüfstein des Gebets;
- die Gemeinschaft ist offen.

Ein Gedanke von Dom Prosper Guéranger, dem ersten Abt von Solesmes, ist in diesem Zusammenhang erhellend: „Über tausend Jahre lang hat die Kirche nie alleine gebetet. Siebenmal pro Tag betete sie in ihren Kirchen. [...] Das Volk schloss sich ihr an. Seit Jahrhunderten werden die heiligen Nachtwachen jedoch nicht mehr gehalten und die heiligen Stunden nicht mehr begangen. Das gemeinschaftliche Gebet wich dem persönlichen. Aber es blieb noch etwas übrig: Überall standen noch Kirchen und Klöster, und Tag und Nacht hallte das Gebet früherer Jahrhunderte wider“. Der Visionär der liturgischen Bewegung umschreibt hier die traditionelle Gemeinschaft, die sich im Stundengebet konstituiert, und bezieht die Offenheit mit ein: „Das liturgische Gebet würde sofort seine Kraft verlieren, wenn die Gläubigen es aus den Augen verlieren würden, ohne sich zumindest im Geiste damit zu vereinen“.

Sinnsuche

Durch Form und Gemeinschaft befindet man sich automatisch auf *Sinnsuche*, so mehrere Interviewpartner: „Es gibt jene Momente, in denen man über sich selbst hinausgehoben wird“. Die Suche ist nicht planbar, sie ereignet sich an einem. Manche sprechen von einer mystischen Dimension des Klosterlebens: „Keine Ekstase, sondern eher ein permanenter mystischer Unterton, der immer mitklingt und manchmal hörbar wird“. Die Bedeutung der liturgischen Texte zu erfassen, seien es die Psalmen, die Lesungen, die Gesänge oder die Gebete, ist sicher nicht immer einfach. Die

Erfahrung der Mönche ist jedoch durchweg, dass es um eine assoziative Art der Aufnahme von Bedeutung geht: „Es bleibt ein Wort, ein Satz, ein Bild hängen, das mithilfe der Musik oder einer anderen liturgischen Einbettung bei mir landen kann“.

Im monastischen Leben ist das allerdings nur möglich, wenn eine inhaltliche Empfänglichkeit wachgehalten wird. Dazu dient die geistliche Lesung, *lectio divina*. Man braucht „geistliche Nahrung, um auf Sinnsuche nicht zu verkümmern“. Die Lesung mündet in der Klosterspiritualität ins Gebet. Daher gilt auch, dass man sie nicht vernachlässigen darf, wenn man für sinnstiftende, erhebende Momente offen sein will. Interessanterweise setzt also gerade regelmäßige Form und feste Gemeinschaft keinen Automatismus, sondern eine ständige inhaltliche Auseinandersetzung voraus. Dann kommt es zur „Gottesbegegnung, auf die man vorher nicht zu hoffen wagte“. Auch die Aussagen zur Sinnsuche können wir in drei Kernsätzen zusammenfassen:

- die Sinnsuche durchzieht ein mystischer Unterton;
- Sinnsuche erfüllt sich in einigen wenigen erhebenden Momenten;
- Sinnsuche erschließt Gottesbeziehung.

Der niederländische Spiritualitätsprofessor Kees Waaijman erkennt im regelmäßigen gemeinsamen Gebet „eine Prophezeiung, die sich dadurch, dass man sie ausspricht, immer wieder verwirklicht“. Sinnsuche ist also weder schwammig noch willkürlich. Man muss die Quellen, vor allem die Psalmen, immer wieder neu erschließen, will man sie als Gemeinschaft sinnvoll erleben. Sie müssen hörbar, greifbar sein. Eine mystische Bedeutungsdimension des klösterlichen Gebets tut seinem handfesten und konkreten Charakter dann keinen Abbruch, im Gegenteil. Es bleibt eine sehr konkrete Handlung, tagaus tagein. Aber diese geht nie in handlichen Regeln auf. Sie respektiert, dass man sich der Form und der Gemeinschaft unterordnet, um wirklich unabhängig zu werden.

III. Pastorale Dimensionen

Heutige Pastoral findet in der Regel nicht in einem festgefügtten Rahmen statt, weder was ihre Form noch was ihre Gemeinschaft und Bedeutung angeht. Vielmehr ist das Netzwerk der Teilnehmenden oft fragmentiert, partiell und von Polaritäten bestimmt. Einerseits wollen Menschen feste Formen, andererseits suchen sie Kreativität. Einerseits wollen sie sich in eine stabile Gemeinschaft eingliedern, andererseits fällt ihnen ein exklusives Engagement schwer und sie brauchen Freiheit. Einerseits suchen sie nach greifbarer und begreifbarer Bedeutung, andererseits sehnen sie sich nach dem Mysterium, das die Verstandesebene übersteigt. Nach den Eindrücken aus den vorigen Abschnitten können wir sagen, dass diese Polaritäten auch in Klöstern keineswegs unbekannt sind. Die Erfahrungen in der kontemplativen Keimzelle sind darum ein Impuls für die heutige Zeit. Dort wird vorgelebt, was in jeder Gottsuche versucht werden muss. Im folgenden Schema fassen wir die Polaritäten der einzelnen Dimensionen noch einmal zusammen, um sie danach aus pastoraler Perspektive zu betrachten.

Form	Festigkeit	Kreativität
Gemeinschaft	Stabilität	Flexibilität
Sinnsuche	Begreifbarkeit	Empfänglichkeit



Auch in den Pausen gab es ausreichend Gesprächsbedarf: Theodor Hausmann OSB, Abt der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg, im Gespräch mit

Sr. Lucia Wagner, Sr. Edith Lhotová und Prof. Dr. Carmen Tatschmurat, allesamt von der Benediktinerabtei Venio (v.l.n.r.).

Eine *Gebetsform* zwischen den Polen Festigkeit und Kreativität ist ein erster Impuls für die Pastoral. Sie wird im Kloster erfahren, kann aber durchaus auch in andere Kontexten von Bedeutung sein. Man kann z.B. an Mittagsgebete in Innenstadtkirchen denken. Für die liturgische Konstanz braucht es eine schlanke Form des Stundengebets, worin doch die wesentlichen Zutaten enthalten sind. Diese sollte nicht völlig von der Kreativität der Mitfeiernden abhängen, sondern auch von der Festigkeit des traditionellen Stundengebets Gebrauch machen. Das ist objektiv und bietet dennoch Raum für subjektive Arten der Teilnahme, da viele Teilnehmer nur gelegentlich kommen, vielleicht auch zufällig. Natürlich bedarf es dazu einer Kerngruppe, womit wir bei der zweiten Dimension angekommen sind.

Stabilität und Flexibilität müssen sich in *pastoralen Gemeinschaften* die Waage halten. Wenn es beim Mittagsgebet in der Innenstadtkirche keine Kerngruppe gibt, wird die Keimzelle oft ebenso schnell verschwinden, wie sie entstanden ist. Wie man aber die Keimzelle gestaltet, kann sehr unterschiedlich sein. Es reichen zuweilen eine Handvoll Leute, die jedoch die Möglichkeit haben müssen, kontinuierlich anwesend zu sein. Wenn ein Seelsorger diese Idee in der Pfarrkirche umsetzen wollte und dabei der Einzige wäre, der immer da ist, wäre keine stabile Grundlage vorhanden. Das pastorale Team, eine Gruppe von Ehrenamtlichen oder auch Klienten, die zu einem Mittagstisch kommen, können zur Kerngruppe gehören, der sich dann selbstredend andere Gemeindemitglieder und auch Passanten anschließen können.

Dann entsteht *Sinnsuche*, bei der liturgische Texte auf begreifliche Art und Weise rezitiert werden. Die Einfachheit mancher Gebetstexte macht es sehr gut möglich, sie zu erfassen. Aber aus dem klösterlichen Fundus wissen wir, dass es sehr wichtig ist, das diskursive Erfassen des Textes nicht zu verabsolutieren. Es geht darum, dass die biblische Botschaft im breiten Sinne zum Ausdruck kommt: die Gegenwart des Mystischen, hier und jetzt im Gebet. Das heißt nicht, dass nur Bibeltexte möglich wären, sondern dass es um eine Sinnsuche geht, die man letztlich nur empfangen, nie planen oder konstruieren kann. Auch kreative Formen der Gestaltung müssen sich daran messen lassen. Dazu bedarf es er-

neut einer mutigen Strategie: eben nicht den Anspruch zu haben, subjektive Bedeutung besser formulieren zu können, als es in den Psalmen der Fall ist, sondern eine gute Mischung aus eigener, verständlicher Gestaltung und zuweilen assoziativ zugänglicher Tradition zu finden.

Das Problem der Sinnsuche, die einer Form bedarf und die man in Gemeinschaft erfahren will, wird nicht gelöst, wenn man jedes Mal einen anderen liturgischen Kurs einschlägt. Aber immer, wenn man die Kreativität aus einer gewissen Festigkeit heraus entstehen sieht und die Flexibilität aus der Stabilität erwächst, kann man Sinn empfangen. Leider ist in unserer heutigen Pastoral die Praxis der *lectio divina* kaum mehr vorhanden. Es ist ein lohnender Ansatz, das Prinzip der offenen, assoziativen Lesung, die für den mystischen Grundton eines Textes empfänglich macht, wieder neu zu pflegen, wie es ja auch in verschiedenen Modellen versucht wird. Die in diesem Beitrag geschilderten pastoralen Fragen aus Sicht der kontemplativen Spiritualität, die monastischen Quellen und die Erfahrungen aus dem Kloster, enthalten keine konkreten pastoralen Strategien. Wohl zeigen sie vielleicht Wege, wie kontemplative Klöster pastoral relevant sein können: für ihre Gäste und Besucher und für die alle, die Klosterspiritualität auch außerhalb der Klostermauern leben. Es wäre zu wünschen, dass um die klösterlichen Keimzellen herum ein Netzwerk entsteht, das Raum für Gottsucher ganz unterschiedlicher Schattierung bietet. □

Presse

KNA

9. November 2017 – „Seelsorge anders? Das Potential der Klöster“ lautete das Thema einer Tagung der Katholischen Akademie Bayern Anfang November in München. Dort stellten Benediktiner vor, was sie für die Seelsorge leisten können. Mehr als 600 gibt es in Deutschland in 29 Klöstern. Sankt Ottilien, das größte, hat 90 Mitglieder, Sankt Stephan in Augsburg 12, Bruder Jakobus aus dem Kloster Beuron lebt allein in seiner Klause am Bodensee.

Hybride Seelsorge. Unterwegs in kirchlich untypischen Räumen

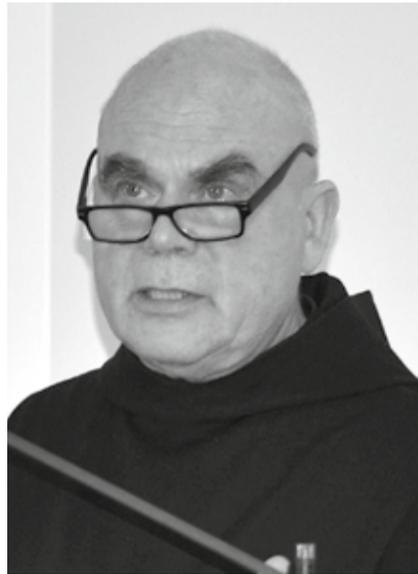
Jakobus Kaffanke OSB

I. Hinführung

Vor einiger Zeit war ich zu einem Jahrestreffen der Vikare in der württembergischen Landeskirche in Bad Boll eingeladen, an dem bis zu 150 junge Pfarrer und Pfarrerrinnen teilnahmen. In einem der akademischen Vorträge, Referent war Prof. Dr. Fritz Lienhard, tauchte der für mich bislang unbekannteste Begriff der „Hybriden Seelsorge“ auf, womit auf die Seelsorge in kirchlichen untypischen Räumen verwiesen wurde. Erst im zweiten Nachdenken und nach einem abendlichen Gespräch mit dem Referenten leuchtete mir für zahlreiche meiner Aktivitäten deren Sinnhaftigkeit ein, ließen sie sich doch schnell in diese Beschreibung einordnen. Als katholischer Theologe mit der Spiritualität der christlichen ZEN Meditation in ein klassisches Benediktinerkloster eingetreten, werde ich nach etwa zehn Jahren „monastischer Grundausbildung“ in eine Waldklause in den Resten einer ca. 1000 Jahre alten Burg bei Überlingen/Bodensee eingeladen, um zu wechselnden Themen vor verschiedenen Gruppen in- und außerhalb des kirchlichen Bereiches zu sprechen. In den fast 25 Jahren der eremitischen Lebensweise habe ich mich neben der Erforschung des frühchristlichen zumeist orientalischen Mönchtums in zahlreichen Tagungen und mehreren Publikationsreihen, mit den mystischen Traditionen im Christentum und Buddhismus, neuerdings auch im Judentum und Islam beschäftigt. Dabei haben sich mehrere Projekte ergeben, in denen ich die spirituelle Botschaft von Jesus dem Christus in andere und neue gesellschaftliche Räume hineingetragen habe, in Räume, die von vielen Menschen aufgesucht werden, die üblicherweise selten kirchliche Räume betreten. Ich möchte von einigen dieser Projekte berichten, zuvor aber kurz meine historischen und strukturellen Überlegungen darlegen.

II. Geschichtlicher Rück- und Überblick

Die kirchlichen und monastischen Seelsorgefelder werden immer noch nach Vorgaben, die in den Entscheidungen der karolingischen Reform aus der Zeit von 800 n.Chr. begründet sind, bearbeitet. Der Karolingerkönig Karl ließ sich in Rom vom Papst der lateinischen Kirche zum Römischen Kaiser krönen und salben. Thron und Altar rückten im Heiligen Römischen Reich eng zusammen und das monarchisch feudale System dominierte über 1000 Jahre den gesellschaftlichen und kirchlichen Raum. Auch wenn es immer wieder zu krisenhaften Spannungen zwischen Kaiser und Papst um die Dominanz kam, so arbeitete die sakrale und die profane Hierarchie weitgehend positiv zusammen, selbst nach der Reformation durch Martin Luther und der konfessionellen Spaltung im Reich. Die im ständigen Reichstag in Regensburg aufliegenden Reichs-Verfassungsdokumente, nämlich die Bibel und die Regel des Hl. Benedikt, drückten diesen grundlegenden Konsens sinnbildlich aus. Nach der Niederlegung der Reichskrone durch die Habsburger im Zuge der napoleonischen Kriege und der Niederlage der Korsen 1815 kam es zum Versuch einer



Jakobus Kaffanke OSB, Beuron, Klause St. Benedikt

Restauration der feudalen Strukturen in Staat und Kirche. Mit dem Ende des 1. Weltkrieges, oft als „die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet, brachen vier Kaiserreiche in Europa zusammen: das russische Zarenreich, das deutsche Hohenzollernreich, das österreichisch-ungarische Habsburgerreich und das Sultanat des osmanischen Reiches. Die Wirren, Schrecken und Ergebnisse des 2. Weltkrieges machten in Europa und von dort ausgehend in einem Großteil der Welt das demokratische Staats- und Gesellschaftsmodell bekannt und vorherrschend. In Deutschland und in vielen Regionen Europas herrscht seit über 70 Jahren Friede und drei Generationen sind in einer demokratischen Gesellschaft aufgewachsen. In der Kirche herrschen jedoch noch weitgehend die faktisch feudalen Strukturen weiter.

Für Gläubige und andere Staatsbürger entsteht immer mehr ein Unverständnis und eine Unfähigkeit, in Kirchen und anderen Institutionen nicht demokratisch geprägte Strukturen (Wahl und Abwahl, Finanzgebaren, Rechenschaft usw.) zu akzeptieren und sich hier positiv einzuordnen. Dieser Prozess wird sich in den nächsten Jahrzehnten verstärken, da sich auch in Familien, Schulen und Arbeitsstellen sowie in nahezu allen gesellschaftlichen Einrichtungen die demokratischen Strukturen vertiefen werden. Die Folge davon wird sein, dass sich kirchliche und monastische Seelsorge an einem volksnahen, demokratischen Gesellschaftsmodell orientieren müssen. Die Kirchen können sich immer weniger auf eine postfeudale Ständeordnung und einen von dort kommenden Auftrag stützen bzw. sich auf dieser ausruhen, sondern müssen, wie vor der „Konstantinischen Wende“, ihre „Frohe Botschaft“ direkt ins Volk bringen. Das wird aufdecken, wie wenig der Glaube in der Tiefe verwurzelt und wie wenig er intellektuell und spirituell durchdrungen war. Zur Verkündigung an alle Volksschichten werden Diözesen wie auch Klöster die Schnittstellen und sozialen Räume, inklusive der digitalen

und sozialen Medien, aufsuchen müssen, die von Menschen begangen und besucht werden. Die Kirche wird erst einmal zum Menschen gehen, um die Botschaft seiner Erlösung zu verkündigen, da die Menschen den Kontakt zum Glauben, der ja auch mühsam und manchmal unverständlich erscheint (z. B. die Debatte um die Vaterunser Bitte: „...und führe uns nicht in Versuchung...“) verlieren oder schwer finden.

In den traditionell kontemplativen Mönchsorden der Benediktiner, Zisterzienser, Trappisten und Kartäuser bedeutet das Leben und Wirken in einem demokratischen Gesellschaftsmodell, offen zu sein für demokratisch geprägte GottsucherInnen. Die weitere Formung und Reifung der Mönche und Nonnen in einem kontemplativen Umfeld richtet sich nach den Regeln der einzelnen Ordensinstitute und der Gnade Gottes. In der Kontemplation kommt es zu einem Zusammenwirken von erlösungstheologischen Impulsen aus der Christushinfolge (Gnade) und schöpfungstheologischen Grundgegebenheiten des Menschseins. Im Hineinhalten der eigenen Existenz in die Stille von „Gebet und Arbeit“ reift der Christ zu seiner vollen Wahrheit. Aus der Wirklichkeit dieser Gotteskindschaft heraus, die sich prozesshaft entfaltet, vermag er andere Menschen einzuladen, diesen Weg zur Fülle des Menschseins mitzugehen. Dazu muss der Mönch oder die Nonne oft aus dem Rückzug des Klosters heraustreten, um dem Suchenden in einem untypischen Seelsorgeaum zu begegnen.

Dazu möchte ich nun aus meiner eigenen Erfahrung der letzten Jahre einige Beispiele berichten.

III. Beispiele der Hybriden Seelsorge

Die Herbstkonferenz der württembergischen Landeskirche

Die Herbstkonferenz der Vikare und Vikarinnen der württembergischen Landeskirche findet jährlich in der Evangelischen Akademie Bad Boll statt. Als Benediktiner sollte ich auf Einladung des Leitungsteams im Ordensgewand kenntlich sichtbar teilnehmen. Die Konferenz 2015 hatte das Thema: „INSPIRATION! Wer inspiriert mich? Wie inspiriere ich?“ Im digitalen Archiv der Herbstkonferenz (www.herbstkonferenz.de) startet der Kurzbericht zum Jahre 2015 mit folgenden Worten: „Zudem wurde die ganze Herbstkonferenz von dem als Klausner lebenden Benediktinermönch Jakobus Kaffanke begleitet. Durch seine Anwesenheit regte er zu vielerlei Austausch an und irritierte produktiv durch seine eigene Lebensform. Vor allem aber praktizierte er die wunderbare Ökumene des Gebets, indem er mit uns zusammen Gott lobte in Stundengebeten und frühmorgendlichen Schweigemeditationen.“

Weiterhin wurde ich eher poetisch und interessant vorgestellt:

a) *Inspiriert durch Bruder Jakobus* – ein Mönch begleitet die Herbstkonferenz.

b) Mönche faszinieren und befremden: sind sie Relikte einer durch die Reformation überholten Welt? Oder die Avantgarde eines postmaterialistischen, aufs Wesentliche konzentrierten Lebensstils? Ist ihre Lebensform leibfeindlich? Oder der attraktive Versuch, die ganze Existenz dem Geist hin zu öffnen? Sind sie somit die wahren Experten in der Beantwortung der Frage, die diese Herbstkonferenz als Ganze antreibt: Wie gelingt es uns, ein Leben lang inspiriert zu bleiben? Damit Ihr alle diese Fragen für Euch beantworten könnt, haben wir einen Mönch eingeladen, unsere Herbstkonferenz zu begleiten. Wir

sind sehr froh, dass wir dazu Bruder Jakobus gewinnen konnten.

c) *Jakobus e. Kaffanke osb* ist ein Benediktinerbruder; geboren wurde er 1949 in Magdeburg/Elbe, aufgewachsen in Bingen/Rhein, Abitur, Wehrdienst, Studium der Rechtswissenschaft, Philosophie und Theologie (rk.), Diplom-Theologe. 1983 trat er in die Erzabtei St. Martin in Beuron/Obere Donau ein. Er arbeitete in der Bibliothek, der Gästebetreuung und in der Exerzitien- und Bildungsarbeit. Ab 1992 eremitische Zeiten im Linzgau (Klause St. Benedikt auf dem Ramsberg); Tagungen und Publikationen zum frühen Mönchtum, christliche Spiritualität und Mystik, Dialog der Religionen.“

d) Er wird unsere Konferenz durch drei Formen begleiten:

- durch Stundengebet (Laudes, Mittagsgebet, Vesper, Komplet), evtl. Schweigemeditation am frühen Morgen und spätem Abend in einer Kapelle/Oratorium;
- durch das Anbieten von Gesprächen (jeweils eine Stunde am Vor- bzw. Nachmittag) in einem ansprechenden Raum;
- durch Begleitung der Tagung durch „Dabeisein“: Lasst Euch inspirieren von einem Mitbruder in Christus, der sich täglich um Inspiration bemüht.

Ich glaube, dass man an diesem Beispiel eines für den Benediktiner unüblichen Begegnungsfeldes, in dem gerade das unübliche Auftreten eines Ordenschristen selbst in einer Schwesterkirche, als Inspiration gewollt und inszeniert wird, zeigt, wie Verkündigung in einem untypischen Seelsorgefeld wirken kann und soll.

Die Mystik-Ausstellung im Städtischen Museum Überlingen

Das Rietbergmuseum in Zürich zeigte vom 23. September 2011–15. Januar 2012 die Ausstellung: „Mystik – Die Sehnsucht nach dem Absoluten“. Es war weltweit die erste kulturvergleichende Ausstellung zum Thema Mystik und somit ein wichtiger Baustein im Prozess des Dialoges der Religionen. Sie wurde zu einem Publikumsmagneten und musste zweimal verlängert werden. Das religiös schwer fassbare Phänomen der Mystik (aus dem Griechischen mystikos, «undurchschaubar», «unerklärbar» und «verborgen», zurückzuführen) wurde anhand von vierzig Persönlichkeiten aus sechs Weltreligionen – Hinduismus, Buddhismus, Daoismus, Islam, Judentum und Christentum – erschlossen. „Mystik“ als ein Aspekt religionsübergreifender Spiritualität ist als Thema erst im 19. und 20. Jahrhundert entstanden. Das Phänomen der erfahrbaren göttlichen Präsenz oder die Vereinigung mit Gott bezeichnete man im Christentum jedoch schon seit dem 6. Jahrhundert als *theologia mystica*.

Diese mich beeindruckende Erfahrung in Zürich war der Ausgangspunkt für die Überlegung, auch im Umfeld meiner Klause in der Bodenseeregion eine Mystik-Ausstellung zu initiieren. Gemeinsam mit dem Kulturamt der Stadt Überlingen wurde vom 1. April bis 19. Dezember 2015 im Städtischen Museum die Sonderausstellung „Mystik am Bodensee vom Mittelalter bis zur Moderne“ (Bild 1) gestaltet. Das Gesamtprojekt ist u. a. eine Kooperation der Stadt Überlingen mit der Klause St. Benedikt, Ramsberg, der Benediktiner-Erzabtei Beuron, dem Franziskanerinnen-Kloster Reute bei Ravensburg u. a., und wurde mit einem umfangreichen Begleitprogramm durchgeführt. Bereits kurz nach Ausstellungsöffnung, die im Rahmen eines „Offenen Tages des Museums“ fast 1000 Besucher anzog,

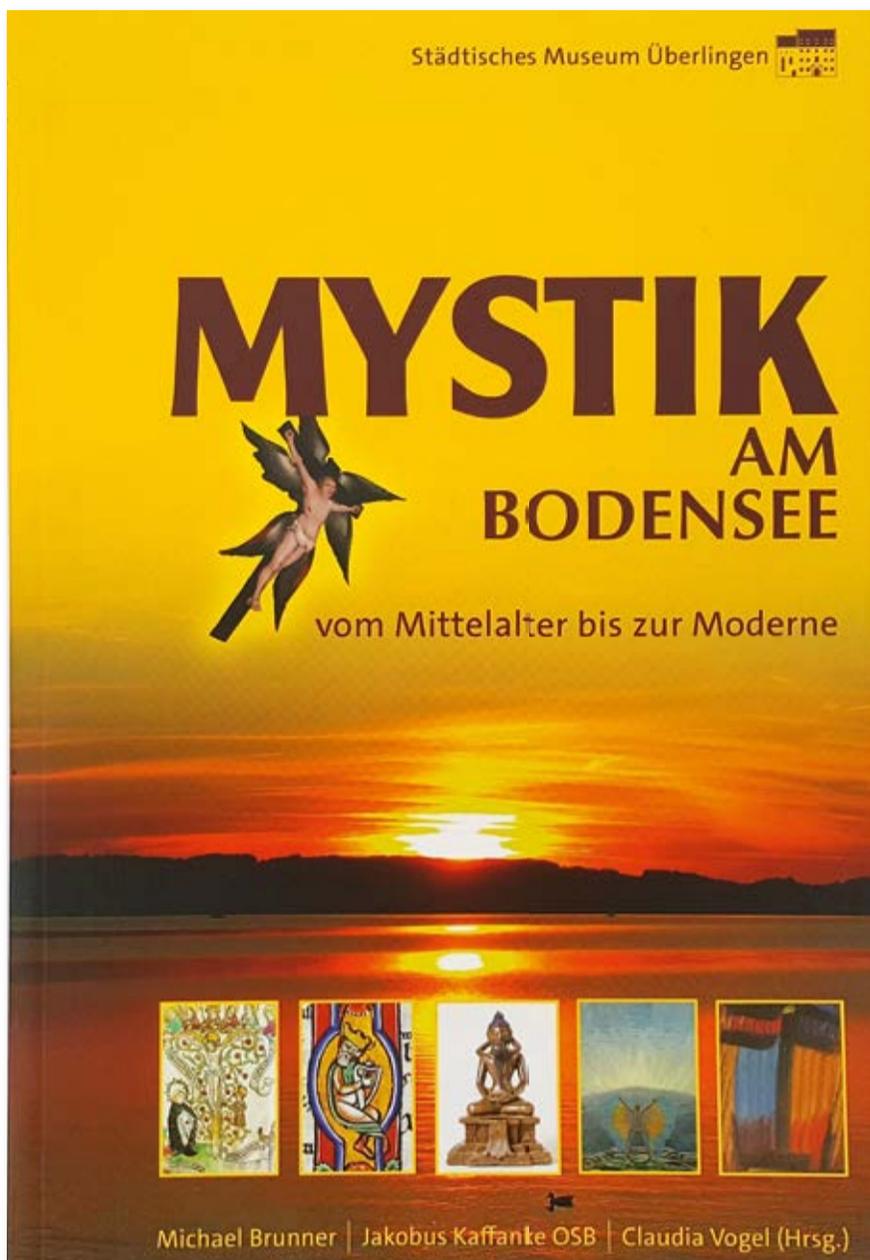


Bild 1: Zur Eröffnung der Sonderausstellung „Mystik am Bodensee vom Mittelalter bis zur Moderne“ in Überlingen kamen über 1000 Besucherinnen und Besucher.

sprach der Direktor des Rietberg-Museums Dr. Albert Lutz zum Thema: Kann man Mystik ausstellen? Er stellte fest, dass es über die Grenzen der bestehenden Kirchen hinaus ein deutlich großes Interesse an spirituellen Wegen und mystischen Erfahrungen gibt. Er bezeichnete die Züricher Mystik-Ausstellung als bislang publikumsstärkste Veranstaltung seines Hauses. – Zur Überlinger Ausstellung erschien vorab ein begleitender Essayband und im Nachhinein einige der im Begleitprogramm gehaltenen Vorträge in der Reihe HEINRICH SEUSE FORUM. Auch die regionale und überregionale Presse beteiligte sich mit Ankündigungen und größeren Artikeln, verschiedene Radio- und Fernsehberichte informierten und über die Homepage Überlingen liefen Filme auf YouTube. Die Besucher der Ausstellung kamen von nah und fern, bis aus dem Stuttgarter Großraum (150 km). Es gab angemeldete Busgruppen, zahlreiche Führungen und Meditationsangebote in den Ausstellungsräumlichkeiten. Zuletzt wurden über 8000 Besucher gezählt, während andere Ausstellungen lediglich auf 2 – 3000 Personen kommen.

Die Ausstellung und die Vorträge lenkten den Blick auf diejenigen mystischen, innerlichen Kräfte, die auch Maler, Autoren und Musiker zu ihren Werken inspirieren. Gezeigt wurde etwa eine der letzten gemalten „Meditationen“

(Bild 2) des russischen/deutschen Expressionisten *Alexej von Jawlensky* (1863 – 1941). Das Bild zeigt in abstrakter Form das Gesicht Jesu; Jawlensky hat es seit Anfang der 20er Jahre in drei Perioden vielhundertfach in kleinen Formaten gemalt.

Lässt man diese „Meditation“, lässt man den ganzen Schatz der Bilder Jawlenskys und hier insbesondere seine Gesichter auf sich wirken, so erkennt man seine persönliche geistige Entwicklung, eine wunderbare, sich entfaltende Einheit des Gedankens. Gerade die letzten Gesichter der inneren Schau, Geschöpfe seiner aus der Kontemplation gewachsenen Visionen, geben dem Betrachter viele Fragen auf und erscheinen rätselhaft verschlüsselt. Es ist die Frage nach dem letzten Grund des Menschseins, seiner Abstammung und seines Urgrundes und damit auch seines Sinnes und Ziels. Jawlensky diktierte am 12. Juni 1938 in seinem letzten Heim in Wiesbaden in einem Brief an den Beuroner Benediktinermönch Willibrord Verkade: „...dann war eines notwendig, eine Form für das Gesicht zu finden, da ich verstanden hatte, dass die große Kunst nur mit religiösem Gefühl gemalt werden soll. Und das konnte ich nur in das menschliche Antlitz bringen. Ich verstand, dass der Künstler mit seiner Kunst durch Formen und Farben sagen muss, was in ihm Göttliches ist. Darum



Bild 2: Die Werke des Expressionisten *Alexej von Jawlensky* entspringen meist der Frage nach dem letzten Grund des

Menschseins – so auch das Bild „Meditationen“, das in abstrakter Form das Gesicht Jesu zeigt.

ist das Kunstwerk ein sichtbarer Gott, und die Kunst ist ‚Sehnsucht zu Gott‘.

Der Prozess der Weitergabe, der Vermittlung der geistlichen Erfahrung ist hier die Sache des Künstlers. Je tiefer die eigene Erfahrung geschenkt und durchlitten wurde, umso sicherer und kräftiger kann die Botschaft formuliert werden, umso radikaler tritt der Künstler hinter dem Medium zurück, wird selber Werkzeug. Jawlenskys über 700 „Meditationen“ umgibt das Geheimnis der Kontemplation, der inneren Schau. Seine stark reduzierten Gesichter werden durch ein inneres Licht erleuchtet, ein Licht, das den Menschen erstrahlen lässt und aus seiner äußeren Dunkelheit erlöst. Jawlensky hat dies in den Jahren, in denen er im Deutschland der nationalsozialistischen Kulturverwüstung als „entarteter Künstler“ lebte, verwirklicht: „Drei Jahre malte ich (...) wie ein Besessener (...) immer mit großen Schmerzen“. Die letzten Gesichter Jawlenskys erscheinen als ein lebendiges immerwährendes Gebet, meditiert entlang einer unendlichen Gebetsschnur, als Jesusgebet eines russischen Pilgers.

Ein anderer Schwerpunkt galt der christlichen Mystik. Heinrich Seuse (lateinisch Suso) als „Mystiker vom Bodensee“ im Dominikanerkloster St. Nikolaus in Konstanz war prominent vertreten. Von Seuse waren ein kolorierter Holzschnitt aus dem Jahr 1482

sowie eine stark vergrößerte Illumination (Buchmalerei) aus einer Handschrift des Klosters Einsiedeln zu sehen. Hier (Bild 3, Seite 24) ist in einem Bild die Mystagogie Seuses bildhaft zusammengefasst. Der Mensch (sein Seelenfünklein) geht aus dem dreipersonalen Gott (Vater-Sohn-Heiliger Geist) hervor, er wird aus Gott geboren, inkarniert in einem Menschenleib (Das WORT wird Fleisch) und findet sich auf der grünen Erde wieder. In der Figur der „Ker“ versucht er, aus eigenem Willen die Rückkehr zum „Himmel“, zum „Paradies“ oder zu „Gott“ zu erlangen, erreicht aber nur die Einsicht in die Unmöglichkeit, symbolisiert in der „Leidensgestalt“. Nachdem er noch tiefer, auf dem Tiefpunkt seines Weges angelangt ist, erlangt er die Station, die Figur der „Gelassenheit“. Aus dieser inneren Verfassung, aus der Verfassung des Los- und Zulassens beginnt seine Rückkehr zu den höheren Bewusstseinsphären, nämlich durch das Kreuz Jesu („per crucem ad lucem“ / durch Leid und Tod zum Licht der Auferstehung) und mündet wiederum in den dreipersonalen Gott, der jedoch der Seele den Weg weiterweist in den „weiselosen Abgrund der Gottheit“, hier dargestellt als drei konzentrische Kreise. Wir ahnen, dass wir hier an einer spekulativen Kante einer theologischen Schau stehen, über die es nichts mehr zu sagen, zu denken



Bild 3: Der Dominikaner Heinrich Seuse (14. Jh.) gilt als „Mystiker vom Bodensee“. Zu sehen ist die bildhafte Zusammenfassung seiner gesamten Mystagogie.



Bild 4: Die „Madonna von Colmar“ des Künstlers Otto Dix befindet sich heute im Besitz der Erzabtei St. Martin in Beuron.

oder vorzustellen gibt. Seuse hat uns als Frucht seines Weges ein einzigartiges Zeugnis hinterlassen, das noch gar nicht richtig entdeckt, also freigelegt wurde.

Die Ausstellung blieb aber nicht bei der christlichen Tradition stehen, die den Bodenseeraum seit fast 1700 Jahren am stärksten geprägt hat. Sie griff auch andere Einflüsse etwa aus Fernost auf, die sich erst in den letzten 100 Jahren hier etabliert haben: So zeigte sie die Skulptur eines tibetischen Lamas in einer tantrischen Vereinigung. Die Bilder-schau spürte „Kraftorten“ am Bodensee nach und zeigte u. a. die spirituelle Seite von Paracelsus sowie Franz Anton Mesmers „Animalischen Magnetismus“. Thematisiert wurden auch Persönlichkeiten wie der Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse (1904–12 in Gaienhofen), der Maler Otto Dix (1936–1969 in Hemmenhofen) oder der Literaturkritiker Fritz Mauthner (1909–23 in Meersburg), deren geistiges Leben von Themen der Mystik, der Innerlichkeit geprägt wurde. – Hier wollen wir noch kurz auf die Madonna von Colmar von Otto Dix (* 2. Dezember 1891 in Untermhaus/Gera; † 25. Juli 1969 in Singen) eingehen (**Bild 4**).

Nach der Ausbildung als Maler erlebte Dix die Schrecken des 1. Weltkrieges vier Jahre als Frontsoldat. Danach wurde er durch seine realistischen, biswei-

len auch veristisch bezeichneten Bilder und Serien zum Krieg schnell bekannt. Hier stehen das Leiden und das einsame, oft sinnlose Sterben des einzelnen Soldaten oder die soziale Verelendung der Menschen in den 20er Jahren im Vordergrund. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde er als „entarteter Künstler“ mit Arbeits- und Ausstellungsverbot belegt und zog sich an den Bodensee zurück. Im Frühjahr 1945 wurde er zum „Volkssturm“ eingezogen und geriet im Elsass in Gefangenschaft. Im Gefangenenlager Colmar malte er für die katholische Lagerkapelle ein Triptychon und andere religiös thematisierte Bilder. Dix hat sich später als Gefangener im Stile eines „Ecce Homo“-Motives selbst porträtiert und schon in den Zwanziger Jahren auf der Kunstakademie die großen Maler des Spätmittelalters wie Martin Schongauer und besonders Matthias Grünewald intensiv studiert. Jetzt in Colmar greift er insbesondere auf Grünewald zurück, dessen Isenheimer Altar wenige hundert Meter entfernt im Museum Unterlinden gezeigt wird. Wir wissen aus erhaltenen Skizzen, wie akribisch sich Dix mit Vorstudien auf die Realisierung dieses Auftrages vorbereitete. Es wird die einzige Auftragsarbeit für ein liturgisches Gemälde bleiben. Erhalten ist ebenso der Karton des Triptychons als Schwarzweiß-Entwurf,

während das ausgeführte dreiteilige Bildnis gleich nach der Ausführung spurlos verschwand und nie in der Lagerkapelle aufgestellt wurde. Tatsache ist, dass das Bildnis 1987 auf einer Kunstauktion bei Lempertz in Köln auftauchte und dort für einen sechsstelligen Betrag an die Stadt West-Berlin verkauft wurde, die das Kunstwerk der katholischen Kirche zur Verfügung stellte, die es als Altarbild bis heute in der Berliner Marienwallfahrtskirche Maria Frieden zeigt.

Nachdem die erste Version verschwunden war, malte Dix eine zweite Ausführung, hier allerdings nur die Madonna mit Kind ohne Hintergrund und ohne Seitenflügel. Dieses Bild fand Aufstellung über der Altarmensa in der Kapelle der Kriegsgefangenen. Die Darstellung befindet sich heute im Besitz der Erzabtei St. Martin in Beuron. Das Bild zeigt eine goldgelbe Farbgebung im Hintergrund, und um den Kopf Mariens legt sich eine ausstrahlende Lichtgloriole. Alle Einzelheiten der Körperhaltungen, Gesten und des Faltenwerkes sind der ersten Fassung genau nachgebildet. Rechts unten findet sich eine schwer lesbare Signatur, die die Jahreszahl „45“ und die bekannte Abkürzung für Dix enthält. Der Kopf der Madonna mit weit aufgelöstem, prächtig welligem Haar umrahmt mit den zärtlich feinen

Händen und Fingern das aufrecht sitzende Jesuskind – die Mitte des Bildes und gleichsam das Geheimnis des Geschehens. Das Kind und seine Mutter, neues Leben in einer tristen ausweglosen Situation des Scheiterns. Soldaten am Ende eines Krieges, der in sich unrecht und grausam war, Menschen auf der Suche nach einem neuen Anfang für ihr Leben.

Eine Ausstellung hinterlässt Spuren, Spuren im kulturellen Bewusstsein einer Stadt, im Bewusstsein der Mitarbeiter an dem umfassenden Projekt, bei den Kuratoren, den Referenten und vor allem den Besuchern. Überlingen und der ganze Bodenseeraum zieht viele Menschen an, – Frauen und Männer, die die Schönheit der Landschaft genießen, die die kulturellen Orte mit ihrer bis in die Eiszeit zurückreichenden Geschichte erkunden und sich inspirieren lassen. Oder kurz: Menschen, die sich aus ihrem christlichen Herkommen anderen Kulturen und geistlichen Strömungen zugewandt haben. Sehr viele der Ausstellungsbesucher konnten die „neutralen“ Türschwellen des öffentlichen Städtischen Museums leichter überschreiten als diejenigen eines kirchlichen Raumes. So konnten sie all die künstlerischen und religiösen Schätze entdecken oder wiederentdecken, die die christlichen Vorfahren hinterließen.

Das Living History Projekt „Campus Galli“

Wenden wir uns noch einem anderen erstaunlichen Projekt (Bild 5) zu, das seit dem 1. August 2012 in seine Realisierungsphase getreten ist: dem „Campus Galli“ bei Meßkirch. Meßkirch, eine Kleinstadt im sogenannten „Badischen Geniewinkel“, etwa 10 km von der Benediktiner Erzabtei St. Martin im Oberen Donautal entfernt, dem ich angehöre. Der „Campus Galli – Karolingische Klosterstadt Meßkirch“ – ist ein modernes Bauvorhaben zur Nachbildung eines frühmittelalterlichen Klosters auf Grundlage des St. Galler Klosterplans. Die Idee zu diesem Bauvorhaben hatte der Aachener Journalist Bert M. Geurten, der den Klosterplan von St. Gallen, der nie verwirklicht wurde, umsetzen wollte. Die wissenschaftliche Begleitung des Baus übernahm ein Beirat aus Fachleuten, der sich im November 2013 konstituierte. Vorsitzender des Beirats ist Claus Wolf, Archäologe und Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg; Stellvertreter ist der in Meßkirch geborene Matthias Becher, Historiker und Hochschullehrer der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Dem Beirat gehören unter anderem der St. Galler Stiftsbibliothekar Cornel Dora wie auch sein emeritierter Vorgänger Ernst Tremp an. Von Seiten des Klosters wurde ich in den Beirat abgeordnet und bringe dort das Wissen und den Hintergrund der Benediktinischen Spiritualität (Regel des Hl. Benedikt u. a. Traditionen) ein. Der Bau des Klosterkomplexes erfolgt durch Zuhilfenahme zeitgenössischer Arbeitstechniken. Seit Juni 2013 ist die Baustelle, an der etwa 25 festangestellte Bauleute aber auch Praktikanten und Freiwillige arbeiten, für Besucher geöffnet. Als Gesamtbauplan sind etwa 40 Jahre veranschlagt.

Als ich seinerzeit in der Regionalzeitung davon las, war ich zunächst skeptisch, ob das Ganze nicht so eine Art Disneyland oder ein Vergnügungspark mit lediglich kommerziellen Interessen darstelle. Schnell aber erkannte ich am Idealismus der Initiatoren, die mit großer Begeisterung alle Hindernisse überwand und manchen Lokalpolitiker mit ihren Ideen anstecken konnten, dass es hier um mehr ging. In den vergangenen sechs Jahren ist die Baustelle mächtig gewachsen, die Werkstätten der verschiedenen Handwerker sind aufgebaut und produzieren die jeweils notwendigen Werkzeuge und Baumaterialien selber. 2016/17 wurde die Holzkirche errichtet und nun ausstattet. Die Motivation der meisten Bauleute ist nicht primär christlich begründet, sondern in der Liebe zum Handwerk und der alternativen Idee einer „zweckfreien“ geschichtlichen Rekonstruktion bzw. Erstkonstruktion, da der St. Galler Klosterplan weder in St. Gallen noch auf der Bodenseeinsel Reichenau oder sonstwo durchgeführt worden ist. Es gehört mit zum Tagesablauf auf der Baustelle, dass sich die Bauleute in einem frühmittelalterlichen Mönchs-/Arbeitsgewand teilweise mit Holzpantinen bewegen, morgens immer wieder ein Kapitel aus der Benediktinerregel hören und sich mit der Geschichte des Heiligen Gallus oder des Klosters St. Gallen beschäftigen. Mich begeistert, dass sich über dieses Medium, jährlich anwachsend (2017 ca. 80 000 Besucher), tausende von Menschen, jung und alt, christlich und indifferent, einmalig und jährlich wiederkommend den Campus Galli besuchen. Sowohl im Beirat wie auch auf dem Baugelände lasse ich mich immer wieder im Mönchshabit sehen, spreche mit den Bauleuten und Besuchern. In der Kulturarbeit des Klosters konnte ich verschiedene Vorträge und Tagungen zum Thema „Karolingisches Mönchtum“



Bild 5: Der „Campus Galli“ in Meßkirch bildet auf Grundlage des St. Galler Klosterplans ein frühmittelalterliches

Kloster nach. Die Realisierungsphase läuft seit dem 1. August 2012 und soll noch weitere 40 Jahre andauern.

anbieten, auf denen sowohl Vorträge von Mitarbeitern angehört, aber auch gehalten wurden. Bei der langen Laufzeit des Klosterbaus werden sich ganz natürlich sehr viele Berührungspunkte ergeben, und das Grundverständnis eines Klausurklosters wird sich auf Dauer hunderttausenden von älteren und jüngeren Besuchern „spielerisch“ und nachhaltig erschließen.

Weitere Initiativen der Hybriden Seelsorge

An dieser Stelle soll mein Beitrag ausklingen. Hinweisen möchte ich nur kurz auf ein Theaterspiel, das 2017 zum Anlass der 925-jährigen Ersterwähnung des Dorfes, an dessen Rand ich lebe, geschrieben und aufgeführt wurde. Die stauferzeitliche Burg Ramsberg, in deren ruinösen Gemäuern sich meine St. Wendelins-Kapelle und -Klaue befindet, war ursprünglich der Mittelpunkt einer kleineren gräflichen Herrschaft im Linzgau. So lag es nahe, dass der Bewohner des geschichtlichen Ortes an zentraler Stelle in dem Geschichtsspiel aufzutreten hatte. Nach einigen Verhandlungen sagte ich zu und wurde in die intensive Probenarbeit der ca. 30 Laien-Darsteller einbezogen. Innerhalb kurzer Zeit wurde ich, der ich über 25 Jahre eher ein Randdasein in der Dorfgemeinschaft gespielt hatte, neben der

gespielten Rolle auch in konkrete Fragen der Gemeinde und seiner Bewohner eingebunden. – In über 20 Jahren Kulturarbeit des Fördervereins der Klaue konnten wir durch Vorträge und kleine Tagungen eine ganze Reihe von Geschichtsheften und ein größeres Buch herausbringen und so die Lokalgeschichte und deren Kenntnis auf durchaus wissenschaftlichem Niveau sichern. Durch zahlreiche musikalische Aufführungen in und vor der Ramsberg-Kapelle konnten Musikerinnen und Musiker ihr Können in verschiedenen musikalischen Disziplinen (Chor, Einzelgesang, alte Musikinstrumente usw.) darbieten und seltene Stücke aufführen (Gesänge der Hl. Hildegard, Marienlieder, Shakuhachi Flöte, Harfe etc.). Gerade die Musik ist ein sehr wichtiges Medium, um die menschliche Seele zur Reifung anzuregen.

Ein Projekt für die nächsten Jahre zeichnet sich schon seit einem Jahr ab. 2020 soll am Bodensee eine Landesgartenschau stattfinden, die bereits seit der Beschlussphase umstritten ist. Hier möchte ich aus einem schöpfungstheologischen und kulturhistorischen Ansatz einen Beitrag durch verschiedene Vorträge im Vorfeld sowie durch ein größeres Symposium während der Gartenschau einen spirituellen Beitrag leisten.

IV. Fazit

In naher Zukunft wird sich für die kirchlich-pastorale Arbeit zwangsläufig ein weitergehender Umbruch aus den gesellschaftlich-strukturellen Veränderungen ergeben. Die kirchliche Gebundenheit aus Familie, Vereinen und kommunalen Institutionen wird sich weiter lockern. Die Verantwortlichkeit des je Einzelnen, seine Lern- und Bildungsprozesse sowie seine persönlichen Lebensentscheidungen werden sich vermehrt auch auf die Entscheidungen des Glaubens auswirken. Die verfasste Kirche – und damit auch ihre klösterlichen Gemeinschaften – müssen sich dementsprechend dem je einzelnen Menschen, dort wo er lebt und arbeitet, stellen. Die Verkündigung der einzigartigen Gaben des Glaubens und des Heiligen Geistes bietet die Entwicklung von Lebensqualität (Frieden und Liebe) sowie Reifung zum wahren Menschsein (Sinnhaftigkeit und Tugendstreben). In der Hybriden Seelsorge in untypischen spirituellen Räumen liegt die Chance, den Menschen für die Frohe Botschaft vorzubereiten. □

Was? Bei Ihnen gibt es keine Mangos? Vom ökologischen Fußabdruck in der Seelsorge

Beda Maria Sonnenberg

„Mangocreme“ – Dieses Dessert wurde am 6. November 2017, also am zweiten Tag der Veranstaltung, in der Katholischen Akademie zum Mittagessen serviert und schaffte damit den nahtlosen Übergang zum obengenannten Vortragsthema.

In unseren Klöstern verstehen wir pastorales Handeln als Seelsorge an den Menschen, die unsere Gästehäuser, Schulen und Gottesdienste besuchen oder die uns in den Klosterpfarreien anvertraut sind. Nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Land sieht man den Glauben und die Seelsorge in der Krise. Die Besucheranzahl beim Gottesdienst und bei Veranstaltungen einer Pfarrei oder bei einem kirchlichen Bildungsträger werden unbedacht zu einem Qualitätsmerkmal kirchlichen Wirkens hochstilisiert, ohne zu bedenken, dass man sich damit nicht nur der Welt angleicht, sondern auch das ökologische Bewusstsein ausblendet. Nimmt man die biblische Schöpfungstheologie ernst, ergeben sich gerade für die Pastoral neue und durchaus kritische Fragestellungen. Je mehr den Verantwortlichen in der Seelsorge ökologische Problemstellungen bewusst werden, umso mehr werden sie interessante Themen entdecken, die den Bezug der Kirche zur modernen Gesellschaft erneuern, die die Seelsorge in Schwung bringen und die dem Menschen zum Heil dienen. Bemerkenswert ist, dass bei genauer Analyse sogenannter „neuer“ pastoraler Ansätze häufig festzustellen ist, dass die grüne Seele fehlt. Im letzten stellen diese Konzepte nur eine neue sprachliche Variante alter Überlegungen dar.

I. Das Verständnis ökologischen Handelns der Benediktinerabtei Plankstetten

Gelegentlich fragen Gäste, warum es bei uns selten Süd- oder Citrusfrüchte gibt. Als klösterliche Gemeinschaft haben wir uns in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts entschlossen, auf exotische Früchte zu verzichten und stattdessen Erzeugnisse aus unserem Klostergarten anzubieten – seien sie frisch oder haltbar gemacht. Dieses Handlungsprinzip ging einher mit der Umstellung unserer konventionellen Landwirtschaft auf einen BIOLAND-Betrieb. Im Laufe der Jahre wurden dann alle Betriebe, also Gärtnerei, Imkerei, Bäckerei, Metzgerei, Küche, Marktwagen, Hofladen, Klosterschenke und Gästehaus St. Gregor umgestellt. Gerade die Beschäftigung mit den BIOLAND-Richtlinien ließen uns erkennen, wie wertvoll der Raum, die Zeit und die Menschen sind, in und mit denen wir leben. Unser ökologisches Handeln ist von Wertschätzung gegenüber der Schöpfung und den Menschen geprägt, die hier mit uns leben, arbeiten und sich kreativ einbringen.

Wir fühlen uns der Landschaft und den Menschen zugehörig. Da wir Mangos und alle anderen Sorten exotischer Früchte reduziert haben und regionale Produkte bevorzugen, machen wir deutlich, über welches Potential unsere Landschaft verfügt und von welcher Einstellung die Menschen vor Ort geprägt sind. Geographische Rahmenbedingungen beeinflussen nicht nur die Erzeugung von Produkten, sie fördern



Dr. Beda Maria Sonnenberg OSB,
Abt der Benediktinerabtei Plankstetten,
Berching

auch die Identifikation mit Gruppen, in der die einzelnen Mitglieder versuchen, Defizite im Anbau, in der Verarbeitung und in der Vermarktung von Produkten gemeinsam anzugehen und zu meistern. Diese Gruppen sind nicht nur von einem großen Innovationsgeist geprägt, sondern bieten dem Kunden/Abnehmer auch die Möglichkeit, Anbau, Verarbeitung und Vermarktung nachzuvollziehen. Heimische Produkte sind deshalb immer auch Ausdruck von Vertrauen und Glaubwürdigkeit.

Indem wir uns unser Handeln von Ort, Zeit und Menschen prägen lassen und versuchen, nachhaltig zu handeln, nehmen wir die Herausforderung an, von der Papst Franziskus in seiner Enzyklika *Laudato si'* spricht: „Die dringende Herausforderung, unser gemeinsames Haus zu schützen, schließt die Sorge ein, die gesamte Menschheitsfamilie in der Suche nach einer nachhaltigen und ganzheitlichen Entwicklung zu vereinen, denn wir wissen, dass sich die Dinge ändern können.“ (Papst Franziskus, *Laudato si'*, Nr. 13)

II. Der Verkündigungsauftrag der Schöpfung

Nahezu jeden Sonntag beten wir im Apostolischen Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Wir glauben, dass die Schöpfung durch Gottes Wort, durch seinen Sohn Jesus Christus, geworden und im Werden ist. Die Schöpfung, geordnet in Raum und Zeit, ist deshalb nicht als Museum zu verstehen; sie bleibt nicht stehen, sondern verändert sich. Sie bezeugt, dass sie mit Leben und Gnade erfüllt ist, die Gott, der Vater, durch seinen Sohn Jesus Christus und in der Kraft des Heiligen Geistes schenkt. Die Schöpfung kündigt Gottes Weisheit und Liebe. Wenn der Mensch von Gott dazu eingesetzt worden ist, über die Geschöpfe zu herrschen (vgl. Gen 1,28), dann gleicht das nicht einer Bestellung zum Museumsdirektor, der die Aufgabe hat, die Schöpfung zu konservieren.

Dem Menschen kommt es vielmehr zu, mit den Werken Gottes so umzugehen, dass der Verkündigungsauftrag der Schöpfung, nämlich, dass Gottes Weisheit und Liebe erfahrbar ist, zur Wirkung kommt.

III. Die Pfarrseelsorge und der Gottesdienstbesuch

Der Benediktinerabtei Plankstetten ist die seelsorgliche Betreuung der Gläubigen in den Pfarreien Plankstetten, Raitenbuch-Oening und Kevenhüll anvertraut. Zu dieser Seelsorgeeinheit gehören über 2000 Personen, von denen 1933 Katholiken sind. Insgesamt hat der Pfarrer von Plankstetten in seiner Seelsorgeeinheit zehn Kirchen zu betreuen und wird darin von einem Kaplan unterstützt. Den Seelsorgern sind zehn Kirchenverwaltungen, drei Pfarrgemeinderäte und zwei Kindergärten zugeordnet.

Bei der Zählung der Gottesdienstbesucher im Jahr 2017 zeichnete sich folgendes Bild ab: Von den 1933 Katholiken der Seelsorgeeinheit besuchten 772 den Gottesdienst (39,93%). In der Pfarrei Plankstetten leben 1146 Katholiken. Davon gingen 518 am Sonntag zur Eucharistiefeier (45%). Von 310 Katholiken der Pfarrei Oening nahmen 124 Personen am Gottesdienst teil (40%) und in der Pfarrei Kevenhüll besuchten von den 477 Katholiken 130 Gemeindeglieder den sonntäglichen Gottesdienst (27,25%).

IV. Parameter für die Berechnung eines ökologischen Fußabdrucks in der Seelsorge

Als prinzipielle Grundaussage ist voranzustellen, dass es keinem Lebewesen möglich ist, ohne ökologischen Fußabdruck zu existieren. Zum Menschen gehört es, sich dessen bewusst zu sein, dass seine Existenz immer einen Fußabdruck hinterlässt. Er sollte wissen, unter welchen Formen sich dieser erkennen und wie er sich messen lässt. Deshalb ist das Bewusstsein um den ökologischen Fußabdruck in der Seelsorge und dessen Bestimmung unumgänglich. Berechnet man den ökologischen Fußabdruck in der Seelsorge, so zeigen sich nicht nur neue Möglichkeiten für die Pastoral, sondern auch Schwierigkeiten.

Zum Menschen gehört es, sich dessen bewusst zu sein, dass seine Existenz immer einen Fußabdruck hinterlässt.

Die Frage nach der Gestalt des ökologischen Fußabdrucks in der Seelsorge orientiert sich daran, dass die Schöpfung neben dem Wort Gottes als weitere Quelle der Offenbarung Gottes wahrgenommen wird. Der ökologische Fußabdruck gehört zur Verkündigung von Gottes Weisheit und Liebe in Raum und Zeit und lädt die Menschen ein, an Gott zu glauben und auf ihn zu vertrauen.

Den ökologischen Fußabdruck für eine Seelsorgeeinheit zu berechnen, ist ein äußerst umfangreiches Verfahren. Hierzu müssten der Lebensstil des Pfarrers, die Bauweise und der Unterhalt der Kirche, einschließlich der Heizung, die Art und Weise der Fortbewegung usw. genau in den Blick genommen werden.

Die nun folgende Bestimmung des „ökologischen Fußabdrucks“ ist eine vereinfachte Rechnung, die allein den Aspekt des Ausstoßes von CO₂ durch Mobilität berücksichtigt; konkret bezieht sie sich auf die Fahrten, die im

Rahmen des Gottesdienstbesuches zurückgelegt werden. Folgende Größen sind bei der Berechnung einzubeziehen:

1. Benzinverbrauch pro 100 Kilometer;
2. Hin- und Rückfahrt zur Kirche in Kilometern;
3. Anzahl der Gottesdienste pro Jahr (Tage mit Gottesdienstpflicht);
4. Gesamtanzahl der Gläubigen, Anzahl der Gottesdienstbesucher, Prozentsatz und die Anzahl der Fahrzeuge (vier Personen pro Fahrzeug), die zum Gottesdienst fahren.

Berechnet wird ausschließlich der CO₂-Ausstoß, der durch die Fahrten der Gläubigen zu den Gottesdiensten des Jahres 2017 verursacht wurde. Der CO₂-Ausstoß ist der hauptsächliche Indikator für energiebedingte Emissionen, die entstehen, wenn aus Energieträgern, hier Kraftstoff, Motorleistung für die Fahrten zur Kirche gewonnen werden. Um das Maß von CO₂-Emissionen bildhaft darzustellen, kann man sie auf Einheitsflächen von Kulturland umrechnen, die entsprechend Emissionen binden. In unserem Zusammenhang wird der relativen Vereinfachung zuliebe als Kompensationsfaktor für die CO₂-Emissionen der CO₂-Speicher „Baum“ gewählt.

V. Berechnung des „ökologischen Fußabdrucks“ in der Seelsorge auf Basis des CO₂-Ausstoßes

Um die Auswirkungen der kraftstoffbetriebenen Mobilität in der Seelsorge einschätzen zu können, werden zwei unterschiedliche Seelsorgemodelle für die Berechnung des CO₂-Ausstoßes zugrunde gelegt:

a. Im ortszentrierten Modell (OM) wird die Eucharistie am Sonntag in der Pfarrkirche Oening gefeiert. Der Pfarrer von Plankstetten und die Gläubigen aus der Filiale Raitenbuch fahren zum Gottesdienst in die Pfarrkirche nach Oening. In der Seelsorgeeinheit Plankstetten wird dieses Modell zur Zeit praktiziert.

b. Als Alternative wird das stützpunktzentrierte Modell (SM) gewählt. Hier würden die Gläubigen der Pfarr- und Filialkirchen Oening – Raitenbuch zur Stützpunktkirche Plankstetten kommen. Der Pfarrer von Plankstetten ist durch die Residenzpflicht an seine Pfarrkirche gebunden und von der Residenzpflicht in den beiden anderen Pfarreien befreit. Gern wird dieses stützpunktzentrierte Modell bei der Pastoralplanung einer Diözese als denkbare Möglichkeit und auch als Motivationsindikator betrachtet.

In die Berechnung des CO₂-Ausstoßes fließen die konkreten Zahlen der Gottesdienstbesuche des Jahres 2017 ein (s.o.). Sodann wurde das Ideal vorausgesetzt, dass die Gottesdienstbesucher als vierköpfige Fahrgemeinschaften in einem Mittelklassewagen unterwegs sind. Das Ergebnis der folgenden Berechnung beruht auf den vorangestellten Annahmen und darf im Ergebnis als idealisiert bzw. modellhaft betrachtet werden.

Beim ortszentrierten Modell legt der Pfarrer mit seinem Auto (Benzinverbrauch 6,05 l/pro 100 km) an 67 Tagen (ergibt 134 Fahrten) von Plankstetten nach Oening (16,8 km Hin- und Rückfahrt) 2251,2 km pro Jahr zurück. Die 72 Gläubigen von Raitenbuch, die den Gottesdienst in Oening besuchen (3,2 km Hin- und Rückfahrt), fahren an 67 Tagen (also 134 Fahrten) in 18 Autos (Benzinverbrauch 6,05 l/pro 100 km) 7718,4 km pro Jahr. Insgesamt werden also vom Pfarrer und von den Gottesdienstbesuchern 9969,6 km zurückgelegt. Dadurch werden 1400 kg CO₂ pro

Jahr ausgestoßen, die durch 3 Bäume gebunden werden können.

Beim stützpunktorientierten Modell errechnet sich der CO₂-Ausstoß wie folgt: An 67 Tagen (also 134 Fahrten) fahren 52 Gläubige von Oening in 13 Autos (Benzinverbrauch 6,05 l/pro 100 km) nach Plankstetten (16,8 km Hin- und Rückfahrt) und legen zusammen 14632,8 km pro Jahr zurück. Bei den 72 Gläubigen aus Raitenbuch ergibt sich für Strecken nach Plankstetten eine Fahrleistung von 46310,4 km pro Jahr. Bei den Gottesdienstfahrten werden 8555 kg CO₂ pro Jahr ausgestoßen, die durch 19 Bäume gebunden werden können.

Vergleicht man beide Modelle miteinander, so zeigt sich, dass der ökologische Fußabdruck, der beim ortszentrierten Seelsorgemodell gesetzt wird, wesentlich kleiner ist als der beim stützpunktorientierten Modell. Im ortszentrierten werden nicht nur 80% weniger Kilometer gefahren, sondern es werden auch 80% weniger Treibstoff verbraucht und 80% weniger CO₂ ausgestoßen. Das ortszentrierte Modell darf bzgl. der Mobilität als wesentlich nachhaltiger betrachtet werden als das stützpunktorientierte Modell.

Wegweisend für die Organisation der Gemeindegeseelsorge auf dem Land ist jedoch nicht allein der CO₂-Ausstoß. Um zu einer Strategie für die Gemeindegeseelsorge zu kommen, ist es wichtig, sich die Vor- und Nachteile der einzelnen Modelle näher vor Augen zu führen.

VI. Vor- und Nachteile der vorgestellten Gemeindegemodelle

Beim ortszentrierten Modell ist der Pfarrer herausgefordert, die Gläubigen in den Dörfern aufzusuchen. Der Ort als Lebens- und Glaubensraum der Menschen erfährt durch den Besuch des Priesters Wertschätzung. Sodann lassen sich bei der überschaubaren Größe der Gottesdienstgemeinde die Eucharistiefiern persönlicher gestalten. Nicht zu verschweigen ist, dass der Pfarrer sehr viel unterwegs und wenig vor Ort erreichbar ist. Diesem Sachverhalt muss dann die Organisation der Pfarrei angepasst werden. Die organisatorischen Arbeiten im Pfarrbüro müssen delegiert werden, wodurch andere Werte, wie Vertrauen, Transparenz, Pflichtbewusstsein etc., stärker zur Geltung kommen.

Bei dem stützpunktzentrierten Modell stehen der Pfarrer und sein Pfarrort im Mittelpunkt. Die Gläubigen aus den Filialen oder den Dörfern sind herausgefordert, sich auf den Weg zum

Der Ort als Lebens- und Glaubensraum der Menschen erfährt durch den Besuch des Priesters Wertschätzung.

Gottesdienst zu machen, wodurch sich der Organisationsaufwand erhöht. Da die feiernde Gemeinschaft größer ist, entsteht leichter das Gefühl, Kirche zu sein. Allerdings bestimmt meist die Gemeinde vor Ort die Glaubens- und Gebetspraxis der Gottesdienstbesucher, so dass Traditionen, die in Filialen oder Dörfern lebendig sind, leichter in der Gefahr stehen, vergessen zu werden. Dieses stützpunktorientierte Modell, das bei einer sinkenden Priesterzahl immer mehr zum Tragen kommt, birgt natürlich auch Probleme, wie die schwindende pastorale Nähe zu den Menschen, die räumlich und durchaus auch faktisch zur Entfremdung führt.



Neue Wege klösterlicher Ausstrahlung suchten Martin Erdmann, Kreativverkäufer bei der Fa. Manufaktur in Waltrop/Berlin, P. Tobias Merkt OSB von der Erzabtei St. Ottilien, Nadine

Dötsch von der Buch- und Kunsthandlung der Abtei Münsterschwarzach, und P. Abraham Fischer OSB von der Benediktinerabtei Königsmünster (v.l.n.r.).

Wägt man beide Gemeindegemodelle ab und hält man sich den „ökologischen Fußabdruck“ in der hier besprochenen Form vor Augen, so spricht vieles für das ortszentrierte Modell. An dieser Stelle kann leider nicht geprüft werden, ob die Wahrung des ökologischen Prinzips grundsätzlich zu einer größeren menschlichen Nähe im Leben einer Gemeinde führt.

VII. Alternativmodell: Die Schöpfung als Motor der Gottesdienstgestaltung und des Gemeindelebens

Der hier verwendete Schöpfungsbegriff besagt, dass der Mensch Teil der Schöpfung ist. Als Geschöpf Gott zu dienen, heißt für den Menschen einerseits, auf Gott, auf die Botschaft der Schöpfung und damit auf den Nächsten zu hören („Höre mein Sohn!“ RB Prol.), und bedeutet andererseits, den Verkündigungsauftrag Jesu vom Reich Gottes in die Botschaft der Schöpfung einzuwinden. Wie kann so etwas konkret geschehen?

Pfarrer und Gläubige können den Weg zur Kirche als eine Chance erkennen, bewusst mit der Schöpfung in Berührung zu kommen und durch Bewegung etwas für ihre Gesundheit zu tun. Das Gehen als natürliche Bewegung des Menschen könnte in die Gottesdienste so integriert werden, dass äußere und innerliche Bewegung zusammenfallen. So lassen sich Wortgottesdienst und Eucharistiefier in unterschiedlichen, benachbarten Kirchen feiern und sich durch eine Prozession verbinden. In Gottesdiensten, in denen die Schöpfung eine besondere Rolle spielt, wie Bittprozessionen, Bittgänge, Maiandachten, Sonn- und Winterwendfeuern in christlicher Tradition, Erntedankgottesdiensten, Gottesdiensten zur Aussaat, bei Kräuter- und Tiersegnungen, Wasserweihe/Flusssegnung und Schiffsprozessionen, kann die entsprechende, betont schöpfungsbegleitende Bedeutung im liturgischen Jahr einer Pfarrei herausgehoben werden. Wegkreuze, Kapellen, Marterl usw. werden aktiv in das Glaubensleben der Gesamtgemeinde einbezogen. Um dem „ökologischen Fußabdruck“ gerecht zu werden, könnte sich eine Pfarrgemeinde in einem Aufforstungsprojekt engagieren. Pfarrgemeinden mit ihren Gremien könnten in Zusammenarbeit mit übergeordneten Gremien ökologische Gesichtspunkte bei



Klösterliches Leben gehört – wie hier eindrucksvoll zu sehen ist – noch lange nicht der Vergangenheit an. Dies wurde im Rahmen unserer Tagung gleich mehrfach unter Beweis gestellt.

der Gestaltung von Kirchplätzen, Friedhöfen und Brachen im kirchlichen Besitz einbringen.

VIII. Vision: Kirche in Bewegung – Kirche, die bewegt

Dort, wo Menschen sich in christlicher Absicht um den Nächsten kümmern und wo das Reich Gottes verkündet wird, kommt es immer zu Bewegung und zu einem ökologischen Fußabdruck. Die Seelsorge hinterlässt in der Schöpfung Spuren. Kirche kommt jedoch ganz anders in Bewegung, wenn sie ein ganzheitliches Gespür für die Schöpfung entwickelt, das Ganze zu durchdringen sucht und darstellt, dass ihr Verkündigungsauftrag integraler Bestandteil der Schöpfung ist.

Mit dem Ansatz des ökologischen Fußabdrucks positioniert sich Kirche in der Gesellschaft und kann zu einer missionarischen Sammelbewegung für Menschen werden, die an ökologischen Fragen und ihrem naturwissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Hintergrund interessiert sind. Die Kirche

verwirklicht so auf neue Weise ihren zeichenhaften Charakter als Einheit der Menschen. Indem sie den Verkündigungsauftrag der Schöpfung in ihr Handeln einbindet, öffnet sie sich für Bewegung und Dynamik und muss sich immer wieder in die Haltung des Loslassens einüben; sie wird auf eine neue Weise eschatologisches Zeichen für die eine Welt, die kommen wird.

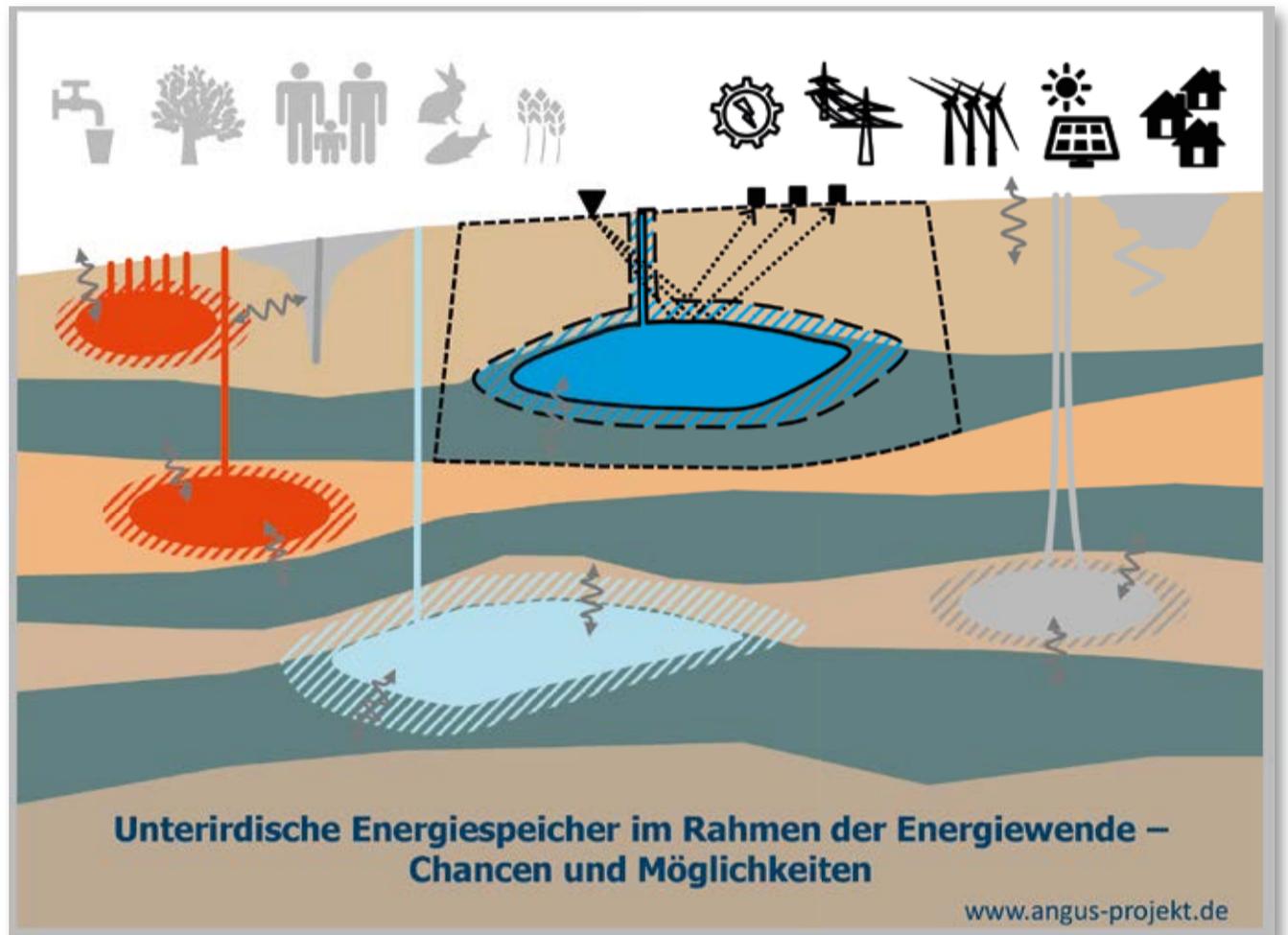
Ein Potenzial der klösterlichen Gemeinschaften, speziell der Gemeinschaften auf dem Land, besteht darin, sich in besonderer Weise von der Schöpfung und ihrer Dynamik bewegen zu lassen. Gerade benediktinische Gemeinschaften mit dem Gelübde der Beständigkeit, die sich der Schöpfungstheologie öffnen, werden die innere Dynamik verspüren, die dazu befähigt, sich ändernden Bedingungen ständig neu anzupassen. Dadurch wird ihnen ein Reichtum an Erfahrungen, eine Weite in der Lebenseinstellung und eine Tiefe in der Spiritualität geschenkt. Solche Gemeinschaften haben eine – im wörtlichen Sinne – natürliche Attraktivität. □

Unterirdische Energiespeicher

Der Übergang von fossilen und nuklearen Energiequellen zu erneuerbaren Energiequellen im Rahmen der deutschen „Energiewende“ erfordert einen starken Ausbau von Wind- und Solarkraftwerken, sowie von Solarthermieanlagen, geothermischen Quellen und alternativen Wärmequellen. Aufgrund zeitlicher Diskrepanzen der Energieer-



Prof. Dr. Sebastian Bauer, Professor am Institut für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel



zeugung aus erneuerbaren Quellen und des Energiebedarfs sowohl für Strom wie auch Wärme werden große Energiespeicher für Speicherzeiten von Stunden bis Monaten benötigt, so die Kernaussagen des Geowissenschaftlers Prof. Dr. Sebastian Bauer bei seinem Referat mit dem Titel „Unterirdische Energiespeicher“ in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“ am 20. Februar 2019 im Deutschen Museum vor rund 250 Zuhörern.

Unterirdische geologische Energiespeicher können hier einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen der Energiewende leisten, da diese in ihrer Größe und Speicherdauer flexibel ausgerichtet werden

Diese schematische Darstellung stellt die unterschiedlichen Speichersysteme dar, die im ANGUS-Projekt, einem

Forschungsvorhaben in zwei Phasen im Rahmen der Energiespeicherinitiative der Bundesregierung, untersucht werden.



Prof. Dr. Markus Vogt (li.), Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München, führte zusätzlich zu seiner Einleitung auch noch ein Gespräch mit dem Referenten.

können und die benötigten großen Kapazitäten bereitstellen können. Sowohl für den Stromsektor, in Form von Gasspeichern für synthetisches Methan oder Wasserstoff oder von Druckluftspeicherkraftwerken, als auch im Wärmesektor, in Form von Aquiferwärmespeichern oder Erdwärmesondenspeichern, stehen Speichertechnologien bereit, führte Sebastian Bauer weiter aus.

Voraussetzung für den Einsatz sind dabei u. a. eine Kenntnis des Energiesystems, um die notwendige Kapazität und die erforderliche Leistung der Energiespeicher bestimmen zu können, als auch die Kenntnis des geologischen Untergrunds und dessen Eigenschaften, um die konkreten Einsatzmöglichkeiten beurteilen zu können.

Insbesondere saisonale Wärmespeicher im urbanen Untergrund können einen wesentlichen Beitrag leisten, erneuerbare Wärmequellen sowie alternative Wärmequellen wie Abwärme oder Wärme aus Kühlung zu nutzen und so Kohle und andere fossile Energieträger bei der Wärmeerzeugung zu ersetzen, resümierte der Geowissenschaftler.

Prof. Dr. Markus Vogt, Sozialethiker an der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU in München und Vorsitzender des Münchner Hochschulkreises der Akademie, hatte in die Veranstaltung eingeführt und die große ökologische Bedeutung von umweltschonenden Technologien unterstrichen. □

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 49

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde
Redaktion: Dr. Robert Walser (verantwortl.),
Dominik Fröhlich
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich E 35,- (freiwillig).
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355 000, BLZ 750903 00
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Das Evangelium ist kein *Buch*!

Lernen mit Leib und Seele in den Fußstapfen von Marcel Jousse SJ (1886–1961)

Die Veranstaltung am 1. Dezember 2018 unter dem etwas provokanten Titel „Das Evangelium ist kein *Buch*!“ mit Clara-Elisabeth Vasseur und Weihbischof Dr. Johannes Bünzgens aus Aachen beschäftigte sich mit dem französischen Anthropologen, Ethnologen, Theologen und Ordensmann

Marcel Jousse SJ (1886–1961). Die Herausarbeitung der Unterschiede zwischen schriftlicher und mündlicher Überlieferung bildete einen Schwerpunkt der beiden Referate an diesem Samstag, die Sie hier in überarbeiteter Fassung nachlesen können.

Der Ansatz von Marcel Jousse SJ aus anthropologischer und philosophischer Sicht

Clara-Elisabeth Vasseur

Die Bibel wird als ein Buch bzw. als das Buch wahrgenommen. Es ist das große dicke Buch, aus dem man alte, ehrwürdige Geschichten vorliest. Wer Buch sagt, sagt auch Schrift. Unterschlagen wird oft, dass der fixierte, in dieser Rücksicht tote Text, ursprünglich lebendiges gesprochenes Wort war bzw. selbst aus der mündlich geprägten Kultur und tradierten Erzählungen hervorgegangen ist. Nicht nur ein Kind könnte heute mit Recht fragen: „Wie hat denn Mose gesprochen?“ „Wie haben Jesaja und Jeremia gesprochen?“ „Wie hat Jesus gesprochen?“ „Gesprochen“ meint hier lebendiges Wort, das erklingt und gehört wird, bevor es niedergeschrieben wird. Die Wiederentdeckung der Mündlichkeit (Oralität) ist damit notwendige Aufklärung über eine einseitige und in die Sackgasse geratene Schrift- und Textfixierung.

Martin Hengel, der bekannte Tübinger Neutestamentler, notierte 2008, ein Jahr vor seinem Tod: „Je länger ich an diesen Themen – (Entstehungsgeschichte der Evangelien) arbeite – desto größer werden meine Zweifel an der klassischen ‚Zwei-Quellen-Hypothese‘ (...). Ein rein literarisches Abhängigkeitsmodell kann die synoptische Frage nicht beantworten. Tatsächlich stehen die Evangelisten noch in einem mündlichen Traditionsstrom“. Diese Frage nach der Bibel vor der Bibel, d. h. nach der Mündlichkeit vor und neben der schriftlichen Fixierung, nach dem gesprochenen Wort vor und neben dem geschriebenen Wort, hat Marcel Jousse (1886–1961) – theoretisch wie praktisch – sein Leben lang beschäftigt.

Der Ansatz von Jousse ist m. E. in zweifacher Hinsicht innovativ und für unsere Zeit relevant:

Erstens insofern Marcel Jousse inner-



Clara-Elisabeth Vasseur, Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Philosophie der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Doktorandin am Institut Catholique de Paris

halb der wissenschaftlichen Fachwelt, etwa in der biblischen Exegese oder in der modernen Sprachtheorie und Medienwissenschaft, althergebrachte Denkmuster aufbricht und hinterfragen lässt, so dass mit ihm neue Wege der Forschung initiiert werden.

Zweitens so wie Luther „dem Volk aufs Maul schaute“, so schaute Jousse auf verschiedene Kulturen, in denen Schrift eine untergeordnete bzw. gar keine Rolle spielte. Daher ist auch das Denken von Jousse stets erfahrungsge-

bunden und zielt auf eine praktische Anwendung.

Marcel Jousse ist bis heute einer größeren Öffentlichkeit in Deutschland nicht bekannt. Auch sein Werk wartet auf einen Übersetzer für den deutschsprachigen Raum. Romano Guardinis Frage: Was bedeutet das Körperliche für uns – als Mittel geistiger Aufnahme und geistiger Aussprache, als Eindrucks- und Ausdrucksmittel? – ist heute auch unsere Frage.

Die Interessen und Themen des Denkens von Marcel Jousse sind vielfältig. Im Zentrum steht die Bemühung um eine Wissenschaft, eine Sprachanthropologie, die vom lebendigen Menschen und nicht von toten Überbleibseln (Schrifterzeugnissen) ausgeht. In der Fachwelt finden wir seit Anfang der zwanziger Jahre in Deutschland stetige Hinweise auf das Werk von Marcel Jousse, insbesondere in der Exegese, den Literatur- und Theaterwissenschaften und in der philosophischen Anthropologie. Der Sprachwissenschaftler Harald Haferland etwa würdigte Jousse's Arbeiten zum Oralstil. Er schreibt: „Anders als in Deutschland ist die Funktion des Rhythmus, Sprache mnemonisch zu kodieren, in Frankreich beachtet worden und Marcel Jousse hat bereits vor Jahrzehnten eine Vielzahl von Arbeiten und Belegen zusammengetragen, die sie herausstellen.“ Nach biografischen Notizen zu Jousse erfolgt in meinem Vortrag die Vorstellung des Hauptwerkes von Jousse, des *style oral* von 1925. Anschließend geht der Blick auf die von Jousse mit Erfolg wiederlebte Praxis des Bibelrezitativen.

Über sein Leben pflegte Marcel Jousse zu sagen: „Die Geschichte meines Lebens ist die Geschichte meines Werkes und die Geschichte meines Werkes ist die Geschichte meines Lebens“ – so lohnt es sich, erst einmal auf die Herkunft von Marcel Jousse zu schauen.

I. Marcel Jousse: Persönlichkeit und Werk

Marcel Jousse wurde am 28. Juli 1886 in La petite Lardière in der Nähe von Beaumont-sur-Sarthe geboren. Die kleine Stadt liegt ca. 25 Kilometer von Le Mans und Alençon entfernt, nicht weit von Lisieux in der Normandie. In dieser Region wurde zu Beginn des vorigen Jahrhunderts Flachs – der zu Leinen verarbeitet wird – angebaut. Die Mutter von Marcel Jousse war alleinerziehend und half bei der Flachsernte. Es ist eine harte Arbeit, die die Hände stark beansprucht und wund macht. Honorine Carel, so ihr Mädchenname, trennte sich von ihrem Mann, der überaus geizig war. Ihr erster Sohn starb im Alter von nur 12 Jahren, weil er vom Vater zu harter Feldarbeit gezwungen wurde. Die Mutter bewahrte ihren jüngeren Sohn vor einem ähnlichen Schicksal, indem sie mit ihm in einer Nacht- und Nebelaktion den Familienhof verließ und in der kleinen Stadt Beaumont-sur-Sarthe eine Zufluchtsstätte fand. Mit Näh- und sonstigen Gelegenheitsarbeiten kam sie für die Erziehung ihres zweiten Sohns allein auf. Der Pfarrvikar von Beaumont erkannte die Begabung des jungen Marcel und gab ihm Privatunterricht. Im Pfarrhaus lernte er neben Latein auch Hebräisch, Aramäisch und Griechisch. Die Fragen, die dem Jungen damals keine Ruhe ließen, waren: „Wie hat denn Jesus zu seinen Jüngern gesprochen? In welcher Sprache? Auf welche Art und Weise?“ Diesen Fragen sollte er in seinem späteren Studium auf den Grund gehen.

Das einfache Bauernmilieu, in dem Jousse aufgewachsen ist, war im Wesentlichen durch eine mündliche Kultur geprägt. Zuhause sprach man Dialekt (Sarthis). In seinen Erinnerungen

bekannte der spätere Priester und Jesuit: „Alles, was ich weiß, verdanke ich meiner Mutter“. Warum? Weil diese Frau, die kaum lesen und schreiben konnte – sie war nur drei Winter in die Schule gegangen –, etwas konnte, was keiner von uns heute mehr kann: Sie kannte die Sonntags- und Festevangelien in ihrem Dialekt auswendig. Sie sang sie nach einer einfachen rhythmischen Melodie, in einer Art Singsang, und wiegte dabei das Kind in ihren Armen. So hatte sie es selbst von ihrer Großmutter gelernt.

Die ersten Schuljahre

Mit Beginn der Schule wurde Marcel Jousse der starke Kontrast zwischen der Lebendigkeit des Lebens und Lernens bei der Mutter und der Mangel an Bewegung im engen Klassenraum bewusst. Lesen- und Schreibenlernen gehen mit der Unbeweglichkeit des Sitzens einher, während in einer mündlichen Tradition Rhythmus, Bewegung und Leben auch beim Lernen dazu gehören. So schrieb Jousse später: „Kaum vermag das Kind seine ersten Sätze verständlich zu artikulieren, da verdammt man es schon zur Zwangsarbeit des Lesens (...). Seine Finger, dazu bestimmt, alles zu betasten, alles ab- und wieder aufzubauen, umklammern krampfhaft den Federhalter, um Wörter zu kritzeln, deren Orthographie häufig nicht einmal der klangvollen Artikulation entspricht, die sich auf seinen lebendigen Lippen vollzieht. Sein ganzer Körper, dieser spielerische und spontane Imitator aller Gesten und Handlungen seiner Umwelt, wird auf der Schulbank ohne Verzug zu der hieratischen Haltung eines kleinen ägyptischen Pharaos verurteilt, der vor seinem Haus der Ewigkeit sitzt, die Hände auf den Knien.“

Diese Zeilen lassen die Bitterkeit in den Erinnerungen an erste Schulerfahrungen spüren und führen die evidente Einseitigkeit einer rein an der Schrift orientierten Wissensvermittlung vor Augen. War Jousse deshalb ein schlechter Schüler? Keineswegs! Auffallend waren seine außerordentliche Fähigkeit, lateinische und griechische Verse zu schreiben, und sein ausgezeichnetes Gedächtnis. Seine Schulkameraden nannten ihn achtungsvoll „Virgil“. Nach dem Abitur am humanistischen Gymnasium trat Marcel Jousse ins örtliche bischöfliche Priesterseminar ein. Das Theologiestudium wurde durch den Militärdienst (1907–1908) unterbrochen. Marcel Jousse diente in der Artillerie und lernte reiten. Nach dem Militärdienst setzte er sein Studium fort und wurde 1912 zum Priester für das Bistum Sées geweiht. Mit 27 Jahren bat Marcel Jousse um Aufnahme bei den Jesuiten. Jousse folgte auf dem Juvenat auf der britischen Kanalinsel Jersey seinem berühmten Ordensbruder, dem Paläontologen Pierre Teilhard de Chardin (1881–1955). Denn damals durfte der Jesuitenorden in Frankreich keine Ausbildungsstätten führen.

Im großen Krieg

Das Feld, auf dem Jousse wie hunderttausende anderer Männer tiefgreifende Erfahrungen machen sollte, war der Erste Weltkrieg mit seinen furchtbaren Materialschlachten, in dem das alte Europa endgültig unterging. Er erlebt und überlebt die Hölle von Verdun. Verwundet und halb taub wurde er für seine Tapferkeit mit militärischen Ehren ausgezeichnet. Bei all dem Furchtbaren geschah etwas Gutes. Jousse wurde im letzten Kriegsjahr als Militärausbilder in die USA versetzt. In Kalifornien kam er in Kontakt mit einheimischen Indianerstämmen. Hier bot sich die einzigartige Gelegenheit, deren ganzheitliche und rhythmisch geprägte Gebärdensprache zu studieren. Jahre später kam



Das Theologiestudium von Marcel Jousse wurde 1907 und 1908 durch den Militärdienst unterbrochen. Er diente in der Artillerie und lernte sogar reiten.

Die Schlacht von Verdun im Ersten Weltkrieg 1916 überlebte er nur schwer verwundet.

Copyright: Association Marcel Jousse

der Indianerhäuptling Oskomon auf Einladung von Jousse nach Paris. Von den Indianern lernte Jousse, dass Gesten viel genauer sein können als Worte. So kann man z. B. die besondere Art des Fliegens eines Vogels konkreter durch eine Gebärde als durch ein Wort, das allgemein bleibt, wiedergeben. 1919 kehrte Jousse nach Europa zurück und absolvierte das Scholastikat. Ein Jahr später legte er seine ewigen Gelübde ab. Die Zugehörigkeit zur Kirche und zum Jesuitenorden blieb für alle sichtbar. Auch an der laizistischen Sorbonne trug Jousse die Soutane der katholischen Priester.

Student und Hochschullehrer in Paris

Ab 1922 wurde Jousse von seinen Oberen weitgehend fürs Studium freigestellt, so dass er in Paris Psychologie,

Linguistik, Phonetik, Ethnologie und Anthropologie studieren konnte. Zu seinen Professoren zählten hervorragende Gelehrte: Pierre Janet (1859–1947), Gründer der französischen Gesellschaft für Psychologie, Abbé Jean-Pierre Roussetot (1846–1924), Gründervater der Phonetik, und der Soziologe Marcel Mauss (1872–1950), Verfasser des berühmten Essays über die Gabe (1923–24), aber auch über die Körpertechniken. Jousse stand in Austausch mit vielen Persönlichkeiten, insbesondere mit Medizinern und Psychologen der damaligen Zeit. Der Dekan der Sorbonne, Henri Delacroix (1873–1937), und der Dekan der evangelischen theologischen Fakultät in Paris, Maurice Goguel (1880–1955), ermöglichten ihm eine regelmäßige Lehrtätigkeit, jeweils an der

Sorbonne und an der École pratique des Hautes Études.

Es ist die Zeit, in der Soziologie und Psychologie sich endgültig von der Philosophie emanzipieren und zu selbstständigen, empirischen, nicht mehr an der Metaphysik orientierten Wissenschaften werden. In der zeitgenössischen Philosophie erfolgen entscheidende Umbrüche. So gibt es nicht nur eine Neubewertung auf Kant; die phänomenologische Bewegung mit Husserl (Logische Untersuchungen 1900/1901) und die unauffhaltsamen positivistischen Philosophien, sei es in materialistischer oder logischer Gestalt, ringen miteinander. In Mode ist auch die Lebensphilosophie im Zuge einer unmittelbaren Rezeption Nietzsches und der Willensmetaphysik Schopenhauers. Sie bestimmt weitgehend

die philosophische und literarische Geisteswelt. Das Verhältnis von Jousse zur Philosophie ist von Spannungen geprägt. Am Collège de France war er mit Edouard Le Roy (Schüler und späterer Nachfolger von Henri Bergson) befreundet. Bergson bleibt der am meisten zitierte Philosoph im Werk von Jousse. In seinen Vorlesungen verweist Jousse sehr oft auf Bergson, ohne mit ihm in allem übereinzustimmen. Die Kontroverse, die in Frankreich entstand, als die ersten drei Werke Bergsons vom Heiligen Offizium 1914 auf den Index gesetzt wurden, spielt für Jousse gleichwohl keine Rolle.

In Folge der anhaltenden Modernismuskrisis, die zur Verurteilung des Theologen Alfred Loisy (1857–1940) führte, betonte Jousse, dass er als „Anthropologist“ und nicht als „Theologist“ sprechen wollte. Das Suffix „-ist“ ist ironisch gemeint und ermöglichte es Jousse, sich von der traditionellen Anthropologie zu distanzieren.

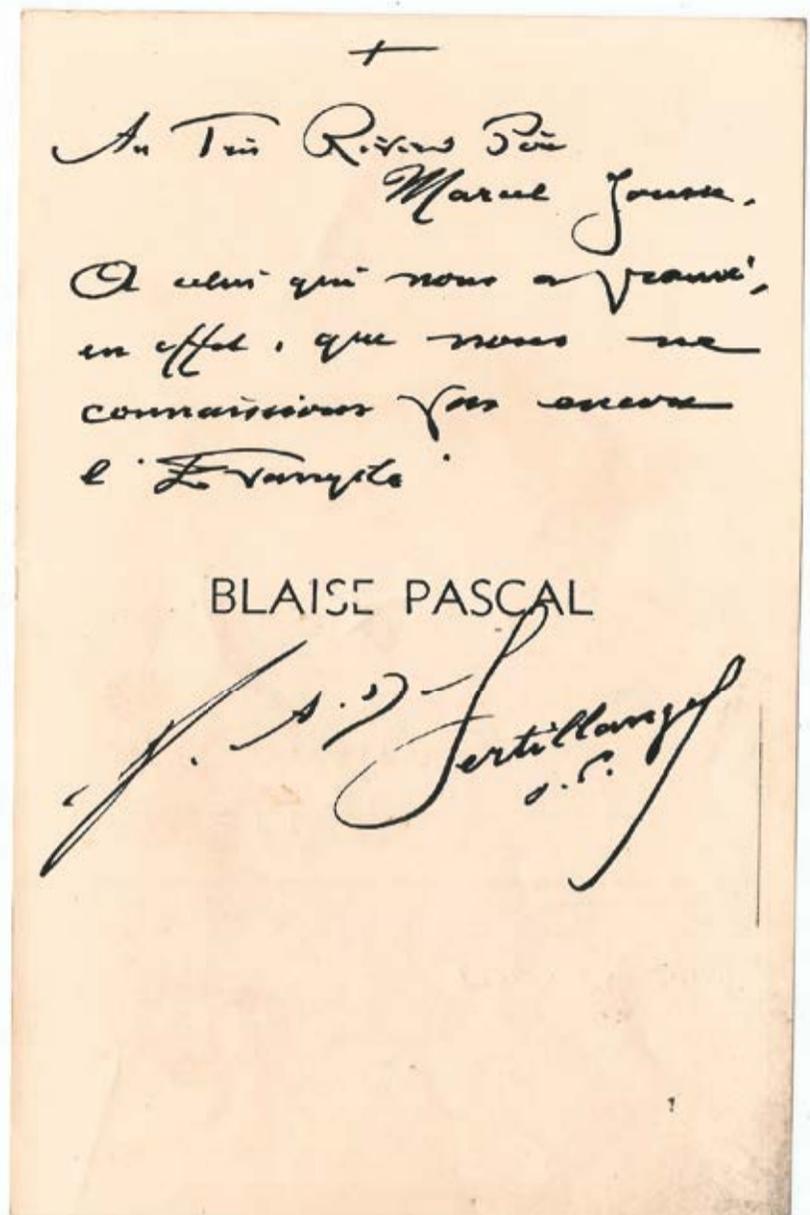
Die Vorträge, die Jousse 1927 am Päpstlichen Institut für Bibelwissenschaft in Rom gehalten hat, spielen eine entscheidende Rolle in seinem Leben. Er begegnete damals nicht nur Papst Pius XI. bei einer Privataudienz, sondern auch einer Reihe deutscher Exegeten, mit denen er Fachfragen diskutieren konnte. Augustin Bea, der später zum Kardinal erhoben wurde, war einer von ihnen. Weitere Personen sind Leopold Fonck und Paul Gächter, beides Jesuiten. Italienische Zeitungen berichteten von seinem neuen Ansatz. Unter den französischen Exegeten muss man vor allem die Rolle des Jesuiten Léonce de Grandmaison (1868–1927) für Jousse unterstreichen. Er schrieb eine ausführliche Rezension zum *style oral*. In seiner posthum erschienenen Monographie *Jesus-Christ* (1928) hat er die Neuheit der Recherchen von Jousse unterstrichen und für die eigene exegetische Arbeit fruchtbar gemacht.

II. Marcel Josses erstes Werk

Der *style oral*

1925 erschien das erste Hauptwerk: *Style oral rythmique et mnémotechnique chez les verbomoteurs* beim Verlag Beauchesne in Paris. Dieses Buch machte Jousse in der Fachwelt schlagartig bekannt. Dieses erste Buch, das die Doktorarbeit von Jousse hätte werden sollen, besteht aus einer Aneinanderreihung von Zitaten. Jousse sagt, dass er 5000 Bücher gelesen hat. Daraus hat er 500 ausgewählt, und schließlich aus mehr als 200 Büchern passende Sätze nach einem logischen Plan, der seiner Sicht nach den engen Zusammenhang zwischen Anthropologie und Linguistik dokumentiert, geordnet. Er fügte dazu eine einheitliche Terminologie ein, so dass es beim bloßen Zuhören nicht möglich war, die verschiedenen Quellen voneinander zu unterscheiden. Im geschriebenen Text sind sie sorgfältig dokumentiert. Dieses Vorgehen war offenbar eine strategische Entscheidung. Jousse hoffte, dass diese originelle Arbeit von der Fachwelt so besser angenommen werde.

Worum geht es in diesem Werk? Es geht um den Prozess der Weitergabe und Bewahrung in einer Kultur der Mündlichkeit als Gegensatz zur Literalität als die Fähigkeit, zu lesen und schreiben. Den Begriff des *style oral* hat Jousse geprägt. Es handelt sich hier um einen Theorie-Begriff. Er meint etwas anderes als mündliche Rede oder Unterhaltung. Der *style oral* ist ein geformter Sprachstil, der bestimmte Merkmale (Rhythmus, Bilateralismus, Formulismus, Globalismus) aufweist, die sich in allen mündlichen Kulturen wiederfinden. Es handelt sich sowohl um eine anthropologische als auch um eine soziale Not-



Copyright: Association Marcel Jousse

Marcel Jousse ist bis heute einer größeren Öffentlichkeit in Deutschland nicht bekannt. Diese Fotos zeigen seine Hände und eine Widmung in einem Buch.

wendigkeit. Denn „eine präliterale Gesellschaft kann nur bestehen, wenn ihre Genealogien, Gesetze, Gebete und Zaubersprüche in zuverlässiger Form von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden“, so Heinz Schlaffer. Das Erstlingswerk von Jousse bietet so etwas wie eine Gesamtübersicht über die „psycho-physiologische Methode“ von Jousse, der nun zum „Vater“ einer neuen Wissenschaft wird, der Anthropo-linguistik, die auf der strengen Beobachtung von Fakten beruht und, so der Autor, jede metaphysische und kritische Schlussfolgerung ausschließt.

Bemerkenswert ist, dass der *style oral* von einer Reihe zeitgenössischer deutscher Exegeten, zunächst von Katholiken (L. Fonck, P. Gächter, A. Bea), später aber auch von evangelischen Theologen (R. Riesner, G. Bader) mit Anerkennung aufgenommen wurde. In einem Fach, in der die Paradigmenwechsel nicht selten sind, ist diese Konstante beachtenswert. Was kann uns die Forschung von Marcel Jousse zur mündlichen Kultur an neuen Erkenntnissen bringen? Zunächst eine Beobachtung: Da wir in einer ausgesprochenen Schriftkultur leben – oder vielleicht bereits einer postschriftlichen Kultur, wenn man die Rolle von Icons, Piktogrammen und Smileys bedenkt –, ist es kaum möglich, uns die Bedingungen und Gesetze einer mündlichen Kultur vor Augen zu führen.

Walter Ong beschreibt es in seinem maßgeblichen Werk *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes* so: „Die Vorstellung von oraler Tradition oder vom Erbe oraler Darbietungen, Genres und Stile als orale Literatur gleicht der Vorstellung von Pferden als Autos ohne Räder. Am Ende einer solchen Beschreibung kommt nur etwas Lächerliches zustande. ... Man kann nicht ohne schwere und lähmende Verzerrung ein primäres Phänomen beschreiben, indem man mit einem späteren sekundären Phänomen beginnt und die Unterschiede unter den Tisch fallen lässt.“ Dies hat mit der in einer von der Schrift geprägten bzw. dominierten Kultur wachsenden Trennung zwischen Sprache und Leiblichkeit zu tun.

In der Tat betrachtet Jousse den Menschen als eine Einheit, als ein unzertrennliches Leib-Seele-Kompositum und wird nie müde, einen Satz seines Lehrers Pierre Janet zu wiederholen: „Der Mensch denkt mit seinem ganzen Leib“. Der Mensch nimmt alles auf mimetische Weise auf und drückt es auch mit seinem ganzen Leib aus. Damit werden natürlich Zusammenhänge und Problemstellungen berührt, die man von Aristoteles bis René Girard oder Hans Plessner aufweisen könnte.

Wenn Jousse den Menschen betrachtet, hebt er zunächst seine bilaterale Struktur hervor. Der Mensch ist – im

Bild gesprochen – ein Wesen mit zwei Flügeln, er gleicht einer Doppeltür. Diese Bilateralität prägt sein Denken und seinen sprachlichen Ausdruck. Jousse spricht aber auch von einer dreifachen Orientierung des Körpers im Raum: oben/unten; rechts/links; vorne/hinten. Dies ermöglicht dem Menschen das Schaukeln, das Wiegen oder das Balancieren von einem Fuß auf den anderen. So kann der Mensch aber auch Gewichte gleichmäßig verteilen und leichter tragen.

Hinzu kommt, dass Rhythmus immer mit Energie zu tun hat. Diese Kombination aus gespeicherter Energie und rhythmischer Auf- und Entladung kommt in der traditionellen Rezitation von mündlich geformter Sprache zum Vorschein und wird zur wichtigsten Stütze für das Gedächtnis. Die Bewegung des Oberkörpers von oben nach unten beim Beten und Lernen der frommen Juden hat keinen anderen Grund. So zeigt Jousse, wie der Linguist Antoine Meillet es formulierte, dass „das Balancieren des Satzes ein natürliches, notwendiges Faktum ist“, ein Faktum, das in der Grundstruktur des Leibes verankert ist. Es handelt sich nicht um ein ästhetisches, sondern um ein psycho-physiologisches, mnemotechnisches und dann auch pädagogisches Gesetz.

Ein mündlich komponierter und geformter Text wird durch Einverleibung

ganzheitlich memorisiert und ganzheitlich weitergegeben. Eine Trennung zwischen Wiegeschrift, Text und Melodie gibt es nicht. So erklärt sich die Überschrift des Werkes von Jousse *Der rhythmische und mnemotechnische Oralstil bei den Verbomotoren*. Um dies zu verstehen, muss man hinter eine Praxis zurückgehen, die in unserer abendländischen Kulturgeschichte im Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit beginnt und bis in unsere Tage anhält. In der antikisierenden Renaissance und vor allem im letzten Jahrhundert mit seiner obsessiven Philologie trieb man den Hellenismus auf die Spitze. Das Evangelium war nun weniger als zuvor die mündliche Botschaft.

Es wurde zu einem Buch wie alle anderen (oder fast), aus dem man bestenfalls laut vorliest. In den Texten, die man nicht mehr auswendig konnte, sondern die nur noch gedruckt wurden, kamen all die verborgenen Elemente mündlicher Tradition nicht mehr zur Geltung. Man sah nur noch den griechischen Text und man übersetzte ihn, als wäre es Platon. Niemand kümmerte sich um die aramäisch-targumische Formgebundenheit, die in diesen Texten lebt. Die Leibgebundenheit der Sprache war vergessen und trat in den Hintergrund.

Auf der Folie seiner anthropologischen und ethnologischen Studien und mit seiner Kenntnis der alten Sprachen



Auch an der laizistischen Sorbonne (unser Foto zeigt die Fassade der Universitätskirche, aufgenommen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhun-

derts), wo er eine regelmäßige Lehrtätigkeit ausübte, trug Marcel Jousse die Soutane der katholischen Priester.

Foto: akg-images

betrachtete Jousse die Texte der Evangelien neu und in veränderter Perspektive. So entdeckte er im griechischen Text einen ähnlichen Satzaufbau, wie Robert Lowth (1710–1787) ihn für die

hebräische Poesie festgestellt hatte und für den dieser die Bezeichnung „Parallelismus membrorum“ erfand. Das Phänomen bezeichnet, dass ein Vers (meistens) aus zwei Vershälften bzw. -zeilen besteht,

die in der einen oder anderen Weise aufeinander abgestimmt oder eben zueinander „parallel“ sind. Der Ursprung und das Warum dieser stilistischen Form werden von Lowth nicht erklärt.

Jousse führte eine ausgleichende Typographie ein, etwa wie wir sie in den neuen Lektionaren wiederfinden. Noch besser ist es natürlich, wenn diese Struktur bereits bei der Übersetzung berücksichtigt wird. Eine wichtige Dimension des Textes geht verloren, wenn man nur darauf bedacht ist, einen Inhalt losgelöst von seiner ursprünglichen Form zu vermitteln. Man bleibt beim Text. Jousse ermöglicht mit seiner anthropologischen Sichtweise nun gleichsam den „Sprung“ zurück vom Text zum Menschen, indem er dem Element des sprachlichen und biologischen Rhythmus besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Aufgenommen wurden diese Einsichten etwa von Günter Bader in seinen beiden Büchern zu den Psalmen. Er schreibt: „Die Produktion des Wortes ist leiblich, leiblich auch seine Rezeption. Leiblichkeit des Wortes zeigt sich in erster Linie als Oralität“. Nach Jousse wird erst von der Anthropologie her einsichtig, dass stilistische Phänomene sich zunächst bestimmten Gesetzmäßigkeiten des Körpers bzw. des Leibes verdanken und nicht so sehr inneren Regeln und Strukturen einer festgelegten Grammatik und Stilistik, die es nur für eine geschriebene Sprache gibt.

In diesem Zusammenhang ist aber noch ein weiteres Phänomen in den Blick zu nehmen. Die fundamentale Revolution, die mit der Einführung der Schrift geschah: Die Trennung des Wissenden vom Wissen kennt nämlich eine mündliche Kultur so nicht. So das Forscherpaar Assmann: „Das Wissen wird ausgelagert. Damit befreit es sich zugleich von seiner mnemotechnischen, rhythmischen Formung und den narrativen Formzwängen. Es wird aufteilbar in Spezialgebiete, kann in der Form empirisch fundierter Prosaschriften elaboriert werden“.

Dem entgegen steht das ganze Werk von Marcel Jousse, das wesentlich zur Wiederentdeckung des anthropologischen Reichtums der mündlichen Tradition beigetragen hat. So ein Statement des amerikanischen Oralitätsforschers Werner H. Kelber: „Die Vorstellungen etwa, wie sie vom französischen Sprachwissenschaftler Marcel Jousse erarbeitet worden waren, dass nämlich Oralität niemals in rein verbalen Kontexten existiert, sondern immer auch eine somatische Komponente in sich trägt, und dass Sprache und mündliche Performanz in der Bilateralität des Körpers konstituiert sind, sind der gegenwärtigen Mündlichkeitsforschung zwar durchaus bekannt, aber dieses Grundwissen um mündlichen Stil und Diktion hat in der Literaturgeschichtsschreibung kaum Eingang gefunden.“ Der letzte Reflexionsschritt zielt auf die daraus resultierende Praxis.

Die Praxis: Das Bibelrezitativ

Neben seinen Forschungs- und Lehraufgaben arbeitete Jousse an einem besonderen Projekt. 1932 erfolgte die Gründung des Instituts für Rhythmopädagogik. Es sollte dazu dienen, die herausgearbeiteten Zusammenhänge zwischen Rhythmus, Gedächtnis und Text im Oralstil in die Praxis umzusetzen. Seinen Ausdruck „*récitatifs rythmopédagogiques d'évangile*“ kann man einfach mit „Bibelrezitative“ übersetzen. Solche Bibelrezitative entstanden in enger Zusammenarbeit mit der Musiklehrerin Gabrielle Desgrée-du-Lou, die er im Jahr 1922 kennengelernt hatte. Sie sollte die Musik zu seinen Bibelrezitativen komponieren, und zwar anhand der Melodien, die der Bibelwissenschaftler G. Dalman (1855–1941) in Palästina gesammelt und in einer wissenschaftlichen Abhandlung 1901 veröffentlicht hatte. Diese eindrucksvollen und anspruchsvollen Rezitative sind nach den

Gesetzen dieses mündlichen Stils komponiert.

Es fällt auf, dass die ersten Vorführungen dieser mündlichen Kompositionen zunächst in einem wissenschaftlichen oder profanen Kontext stattgefunden haben wie im Théâtre des Champs-Élysées oder im Rahmen von Forschungs-Kolloquien. Wir besitzen zwei hochinteressante Berichte über die Vorführungen der Rezitative aus dieser Zeit:

Der Körper bzw. der Leib des Menschen ist keine Maschine, die mit mathematischer Exaktheit die gleichen Bewegungen ausführt.

einen Bericht aus dem ersten Kongress für experimentelle Psychologie, 1929, und einen zweiten Bericht, der in der jüdischen Zeitschrift „Die Wahrheit“ 1934 erschien. Das ganzheitliche Lernen ist mittlerweile, seit der Reformpädagogik, fester Bestandteil erzieherischen Handelns. Es entlastet das kognitive Gedächtnis und das Erlernte bleibt länger und leichter verfügbar. Grundsätzlich basiert das Bibelrezitativ auf der Wiederholung des Stoffes, Satz für Satz, Zeile für Zeile, Schrittlänge nach Schrittlänge. Der Vorgang läuft aber nicht bloß mechanisch ab. Der Körper bzw. der Leib des Menschen ist keine Maschine, die mit mathematischer Exaktheit die gleichen Bewegungen ausführt. Ein solches Lernen erweist sich als pädagogisch bewährte Form des Memorisierens von Texten, die zum Grundbestand unserer christlichen Tradition gehören. Als gemeinschaftliches Geschehen generiert es primär Freude und trägt zur Integration des Erlernten bei.

Ausblick

Die Rezeption des Werkes von Marcel Jousse steht noch am Anfang. Die posthum erschienene *Anthropologie du geste* ist bereits in englischer und italienischer Sprache erschienen. In Frankreich haben mehrere große Tagungen anlässlich des fünfzigsten Todestags von Jousse (2011) stattgefunden, z. B. im *Centre des Bernardins* in Paris und an der Universität von Lyon. Darüber hinaus fand 2014 ein wissenschaftlicher Kongress an der Universität in Bordeaux statt. Jousse lehrt uns einen bewussteren Umgang mit der Sprache als leibliches Phänomen und trifft hier mit der deutschen und französischen Phänomenologie (Husserl, Merleau-Ponty) zusammen. Dieser Aspekt und dieses Verständnis des Leibes als unsere Art und Weise, in der Welt zu sein, und als unser Modus, eine Welt zu haben, verdienen es, noch weiter vertieft zu werden. Eine alte Praxis hat Jousse wiederbelebt, das rhythmische und mnemotechnische fundierte Erlernen von Texten, die uns zwar schriftlich überliefert worden, aber in einer mündlichen Kultur entstanden sind. Diese Praxis als gemeinschaftlicher Vollzug, aber auch die Bewahrung und Weitergabe historisch verankerten Kulturgutes, könnte in verschiedenen Bereichen Eingang finden, z. B. im Religionsunterricht und in der Katechese, aber auch in der Liturgie. „Die mündliche Verkündigung oder Besoretâ – das ist die aramäische Bezeichnung des Evangeliums – bleibt so, was sie zu Beginn auf den Lippen Jesu und seiner Jünger war: eine mündliche, melodische Verkündigung, die sich den Jüngern einprägte, um so noch tiefer aufgenommen und verstanden zu werden von jedem Menschen, der in diese Welt kommt“ (M. Jousse). □

Die Rezeption der wissenschaftlichen Arbeit von Marcel Jousse

Weihbischof Johannes Bündgens

I. Das Evangelium ist kein Buch. Bibelpastorale Aufbrüche, ganzheitliche Ansätze

Mit dem Vorabendgottesdienst beginnt heute am 1. Dezember ein neues Kirchenjahr. Das ist auch der Zeitpunkt, zu dem im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz die neuen Lektionare mit der neuen Einheitsübersetzung aus dem Jahr 2016 eingeführt werden. Die künstlerische Gestaltung der neuen Lektionare und ihr besonderes Schriftbild wollen alle, die daraus vorlesen, einladen, die Bibeltexte noch bewusster als mündliche Verkündigung vorzutragen. Welch ein geistlicher Genuss, wenn eine biblische Lesung ansprechend und überzeugend vorgetragen wird! Wie beglückend, wenn die helle Stimme einer selbstbewussten Lektorin in der ersten Lesung der Christmette ankündigt: Dem Volk im Finstern des Todesschattens ist ein Licht aufgestrahlt! Wie niederschmetternd, wenn sich ein Firmling widerwillig durch den Pfingstbericht quält!

Diese Tagung ist Einstimmung in den Advent und Vorbereitung für den Umgang mit dem Wort Gottes im neuen Lesjahr. Die Mündlichkeit (style oral) war das Lebensthema von Marcel Jousse, dessen biografischer und intellektueller Lebensweg uns eben vorgestellt wurde.

Dass unsere heilige Schrift aus mündlicher Überlieferung stammt, dass viele biblische Texte vor ihrer schriftlichen Fixierung eine längere Phase der Mündlichkeit durchlaufen haben, klingt selbstverständlich. Und doch können wir es uns nur schwer vorstellen, denn wir leben in einer Kultur der Schriftlichkeit, auch noch im digitalen Zeitalter.

Viele sprechen heute von den monotheistischen Buchreligionen, oft leider verbunden mit der Frage nach ihrem Gewaltpotential. Aber diese Redensart ist undifferenziert und wenig hilfreich. Denn das Evangelium ist für uns Christen etwas anderes als die Tora für die Juden oder der Koran für die Muslime. Zwar halten auch viele Christen das Evangelium für ein Buch, eine Schrift, einen Text, ein Stück Literatur. Dagegen stellt der Titel dieser Tagung die These: Das Evangelium ist kein Buch, keine Rede, keine Predigt. Es gehört zum Wesen des Evangeliums, dass es nur mündlich genau überliefert und verkündigt werden kann.

Jesus ist kein Schriftsteller, kein Redner, kein Prediger. Wohl ist er ein Dichter, jedenfalls in einem bestimmten, typisch jüdischen Sinn. Seine poetische Kunst ist originell, volkstümlich, wirkungsvoll und ganz auf mündliche Weitergabe angelegt.

Das biblische Jahrhundert

Papst Benedikt XVI. / Joseph Ratzinger ist einer der letzten Überlebenden aus der Generation der großen Theologen des 20. Jahrhunderts. Er äußert die Überzeugung, dass die schönste Frucht aus dieser großartigen Blütezeit der neue Zugang zu den Quellen des Glaubens ist. Keiner früheren Generation stand die Heilige Schrift, die Urkunde unseres Glaubens, so wie uns heute in ungeahntem Umfang offen: Editionen, Übersetzungen, Kommentare, Auslegungen in einer kaum mehr überschaubaren Überfülle. Für viele ist heute die Begegnung mit der Schrift der Einstieg zu einem



Dr. Johannes Bündgens, Weihbischof im Bistum Aachen

persönlichen Glauben. Das Lesen der Schrift ist Hören auf das Wort des Gottes, der zu seinem Volk spricht. Kirche entsteht als Gemeinschaft des Hörens auf das Wort Gottes. Man spricht von ekklesialer Mystagogie: Kirche erneuert sich dort, wo dem Umgang mit dem Evangelium Priorität eingeräumt wird. Die Bibel ist die Seele aller geistlichen Reformansätze. Und umgekehrt: Wo man dem Wort Gottes die Chance verweigert, seine befreiende und erneuernde Kraft zu entfalten, bleibt Kirche steril, defensiv, ängstlich, flügelarm.

Das II. Vaticanum hat in der Offenbarungskonstitution – *Dei Verbum* – den Wert der Heiligen Schrift herausgestellt. Drei Kernaussagen sind:

- Die Heilige Schrift ist die Seele der christlichen Praxis. (21)
- Die Heilige Schrift ist die Seele der Theologie. (24)
- Darum sollen die Gläubigen einen möglichst breiten Zugang zur Bibel haben. (22)

Natürlich steht das Konzil dabei an einer bestimmten Stelle der angedeuteten Entwicklung, keineswegs schon an ihrem Abschluss. In den Jahrzehnten seit dem Konzil hat sich die Landschaft weiter entscheidend verändert.

Auch Marcel Jousse repräsentiert nur eine bestimmte, frühere Epoche der biblischen Erneuerung. Seine fruchtbarste Zeit sind die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen. Damals verfügte man noch nicht über die kritischen Bibelausgaben und über die exegetischen Erkenntnisse unserer Zeit. Die ermutigenden Impulse des Konzils kannte man noch nicht. Auf seine Weise hat Jousse mit seinen philologischen und ethnologischen Forschungen zum Fortschritt beigetragen, indem er viele Plausibilitäten der Exegese seiner Zeit kritisch hinterfragte. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der mündlichen Überlieferung, konkret v. a. dem, was zwischen der mündlichen Verkündigung Jesu in Palästina und der Abfassung der Evangelien passiert ist. Das ist ein Zeitraum von fünf oder mehr Jahrzehnten, über den wir nicht umfassend durch

schriftliche Quellen informiert sind. Die Brücke von der mündlichen Verkündigung zur schriftlichen Komposition kann man nur durch plausible Hypothesen schlagen. Jousse zieht dafür stärker die Tradition der orientalischen Kirchen heran, weil er überzeugt ist, dass ihre Bibelversionen – unabhängig vom Alter der Handschriften – den Ursprüngen wesentlich näher kommen als westliche Textfassungen.

Die katholische Bibelpastoral hat seit dem Konzil mächtig aufgeholt: Die Liturgiereform hat dem Wort Gottes seinen zentralen Platz im Gottesdienst zurückgegeben. Die bisher allein vorherrschende Vulgata wurde durch eine Vielzahl von Übersetzungen verdrängt. Die Einheitsübersetzung in den neuen Lektionaren ist ein großer Wurf allein schon dadurch, dass mit ihr im deutschen Sprachraum ein einheitlicher Bibeltext im liturgischen Gebrauch ist. Die Texte der Heiligen Schrift werden verbreitet und vertieft. Die exegetische Forschung macht täglich Fortschritte. Alle ökumenischen Bemühungen finden in der Bibel ihren Bezugspunkt. Die Theologie nimmt die Bibel immer stärker zum Ausgangspunkt. Es gibt Bücher, Zeitschriften, katechetisches Material und Internetseiten.

Aber nach diesen großartigen Zwischenergebnissen bleiben Ernüchterungen nicht aus. Heute erlebt die Exegese „eine Periode der Wüste und der Infra-gestellung“ (D. Marguerat). Viele stürzen sich mit Enthusiasmus in die Bibelpastoral, aber viele geben nach kurzer Zeit auch wieder entmutigt auf; denn letztendlich ist der Umgang mit der Bibel eine komplexe Operation, die eine Reihe von Instrumenten und eine gute Vorbereitung voraussetzt. Das Bibelrezitativ verspricht eine nachhaltige Alternative.

Marcel Jousse führte seine Studien zu einer Zeit durch, als die Auslegung der Bibel in einem radikalen Änderungsprozess begriffen war; und zu seinen Lebzeiten war nicht absehbar, wohin dieser Prozess führen würde. Wenn man heute Fachexegeten auf seinen Namen anspricht, reagieren sie meist mit Achselzucken. In einigen Fachveröffentlichungen werden seine Werke zwar zitiert, aber in der Breite ist sein Ansatz, der in der Bibelpastoral so fruchtbar eingesetzt wird, wissenschaftlich nicht rezipiert worden.

Für alle, die sich heute mit Jousse beschäftigen, bleibt der Dialog mit den Fachleuten der Bibelkunde ein dringendes Desiderat. Der Rekurs auf den aramäischen Jesus ist bei Jousse nicht wie bei Franz Alt ein Instrument für fundamentale Kirchenkritik. Das Bibelrezitativ gehört auch nicht in die Esoterik. Seine Praxis will sich der fachwissenschaftlichen Kritik stellen. Es will seinerseits einen neuen Zugang zu den biblischen Texten erschließen.

Die christliche Bibelauslegung im Altertum und im Mittelalter folgte der Lehre vom „vierfachen Schriftsinn“. Renaissance und Reformation hatten diese uralte Lehre verworfen und ließen nur den Literalsinn gelten. Sie forderten vehement die Rückkehr zu den Quellen, *ad fontes*. Luther erhob *sola scriptura* zum exklusiven Prinzip. In der Aufklärung trennte man den Literalsinn der biblischen Texte vom offenbarenden Wort Gottes und untersuchte den Bibeltext nach philologischen und historischen Methoden, wie man sie aus der Altertumforschung z. B. zu Werken von Homer kannte. So entwickelte sich vor allem im protestantischen Raum die historisch-kritische Methode der Bibelauslegung.

Katholischerseits betonte man v. a. seit dem Trienter Konzil, dass das päpstliche und bischöfliche Lehramt für die Erklärung der Bibel maßgeblich sei. Von der historisch-kritischen Zugangsweise



1912 wurde Marcel Jousse zum Priester für das Bistum Sées geweiht. Mit 27 Jahren bat er um Aufnahme bei den Jesuiten.

Copyright: Association Marcel Jousse

befürchtete man eine Infragestellung der lehramtlichen Autorität. 1893 erließ Leo XIII. Normen zum Gebrauch der Heiligen Schrift. Sie waren schon gegen die Inspirationslehre von Alfred Loisy gerichtet. 1902 gründete er die Päpstliche Bibelkommission, praktisch ein Anhängsel des Heiligen Offiziums. Mit Pius X. verschärfte sich der antimodernistische Kurs. 1907 sprach er die entsprechenden Verurteilungen aus; und durch Neubesetzungen wurde in der Bibelkommission eine radikale Richtung durchgesetzt. Den Antimodernismus-Eid mussten seit 1910 alle katholischen Dozenten ablegen, später alle kirchlichen Amtsträger. Er wurde erst 1960 unter Johannes XXIII. abgeschafft.

1909 wurde das Päpstliche Bibelinstitut als Anhängsel der Gregoriana gegründet, dessen erster Rektor Leopold Fonck SJ war. Spätere renommierte Direktoren waren Bea, Martini, Vanhoye und Stock.

Eine vorsichtige Änderung dieses schroffen Kurses bewirkte Pius XI., der selbst als ehemaliger Rhetoriklehrer und Bibliothekar den historischen Forschungen aufgeschlossen gegenüber stand. Er verlieh der Bibelkommission das Promotionsrecht, sah sie also mehr als Forschungsinstitut und weniger als Kontrollinstrument. In diese Zeit fallen der Rom-Besuch und die Papstaudienz von Marcel Jousse, der einige Sonntagsvorträge am päpstlichen Bibelinstitut hielt

und dort 1927 seine Forschungsergebnisse vorstellte.

Die Exegese findet damals im Spannungsfeld zwischen katholischen und protestantischen Autoren und zwischen deutschem und französischem Sprachraum statt. Alfred Loisy wurde von seinen Landsleuten als Einfallstor der deutschen protestantischen Exegese in die frankophone katholische Welt angesehen. Jousse erlebte die Zensur und das Lehrverbot von einigen seiner Mitbrüder, darunter Teilhard de Chardin, dessen Rehabilitation jetzt auf der Tagesordnung von Papst Franziskus steht. Jousse betont darum gerne, wenn auch mit ironischem Unterton, er sei Anthropologe und nicht Theologe. So will er

seine Lehren aus dem fruchtlosen Modernismus-Streit heraushalten. Er erklärt sich darin gewissermaßen neutral und möchte sich nicht vereinnahmen lassen.

Jousse lässt sich schwer in das Schema konservativ – progressiv – reaktionär – liberal einordnen. In gewisser Weise war er mit seiner Betonung der mündlichen Überlieferung seiner Zeit voraus. Sie war noch ganz fasziniert von den Forschungserfolgen der historisch-kritischen Methode, von den philologischen Errungenschaften der Bibelkritik, von den unauffhaltsamen Verbesserungen des Bibeltextes durch die Handschriftenforschung und von den Kontroversen um Schrift und Überlieferung.

Konservative römische Stellen interessierten sich positiv für Jousse wegen der Betonung der mündlichen Überlieferung. Darin erkannte man eine Affinität zum katholischen Traditionsverständnis. Beim Streitthema „Schrift und Überlieferung“ um die Material-suffizienz der Bibel, die das ganze Glaubensgut enthält, gewann man so ein Argument für die katholische Lehre von der unverzichtbaren Bedeutung der Tradition.

Jousse hat sich diese kirchenpolitische Deutung seiner Studien gefallen lassen. Seine Forschungen waren fortschrittlich, seine Geisteshaltung ist konservativ. Er steht in gewisser Weise außerhalb der damaligen Konfrontationen: protestantisch – katholisch, historisch-kritisch – lehramtlich. Auch das ist womöglich ein Grund für die geringe Rezeption, die sein Werk zu Lebzeiten erfahren hat. Erst lange nach seinem

Seine Forschungen waren fortschrittlich, seine Geisteshaltung ist konservativ.

Tod 1961 findet sein Werk größere Beachtung, jedoch mehr im bibelpastoralen und praktisch-katechetischen Bereich. Ob einmal eine breitere Rezeption in der Fachexegese kommen wird, ist schwer vorherzusagen. Manche sehen eine Zeit kommen, in der die aramäische Muttersprache Jesu für unser Verständnis seiner Verkündigung aus den Evangelien bis hinein in die Textfassungen und Übersetzungen eine stärkere Rolle spielen wird.

II. Paradigmenwechsel in der Exegese – Autor, Text, Leser

Marcel Jousse starb am Vorabend des II. Vatikanischen Konzils. Die Entwicklung ist nicht an diesem Punkt stehen geblieben. Die jüngere Geschichte der Exegese hat drei hermeneutische Wenden oder Paradigmenwechsel vollzogen, wobei das jeweils jüngere Modell die älteren nicht überwindet, sondern ergänzt und sie in ein komplexeres Modell einfügt.

Der Autor und seine Aussageabsicht

Zur Zeit des Konzils galt die Aufmerksamkeit der biblischen Forschung noch den Autoren, und das Konzil greift das ausdrücklich auf. In Dei Verbum 12 heißt es: „... mit großer Aufmerksamkeit danach forschen, was die Autoren der Heiligen Schrift wirklich sagen wollten ...“. Welche Aussageabsicht hatten die Synoptiker, Paulus, Johannes? Welche literarischen Gattungen haben sie zur Umsetzung ihrer Aussageabsicht verwendet?

Im Hintergrund steht das Verständnis von Hermeneutik bei Schleiermacher und Dilthey: Einen Text verstehen heißt, in die Geisteswelt des Autors eindringen

und den geistigen Horizont des Lesers mit dem des Autors verschmelzen. Der kompetente Leser ist derjenige, der sich mit dem, was der Autor bei der Abfassung des Textes gedacht, gemeint, empfunden hat, identifizieren und es wiedergeben kann.

Die Aussageabsicht lässt die Dialektik von explizit Gesagtem und implizit Gemeintem mitschwingen. Ein Text bedeutet immer mehr, als er sagt. Der Sinn überragt den Wortlaut. Man hält fest an einem Ideal der Objektivität und der Genauigkeit. Man stellt es sich so vor, dass der Autor sein Denken in einem Text objektiviert und dass dessen Sinn bestimmt, unwandelbar und fix ist. Der Leser erreicht den objektiven Sinn umso besser, je mehr er sich in die Aussageabsicht des Autors hineinversetzt. Die exegetischen Fachleute üben ein Wächteramt aus: Sie wachen mit kritischem Bewusstsein darüber, dass kein inkompetenter Leser mit seiner abweichenden Subjektivität diesen einen Sinn verunklärt. Letztlich liegt der Sinn nicht im Text selbst, sondern er liegt ihm voraus.

Das Erklärungsmuster der Aussageabsicht stößt aber irgendwann an Grenzen. Dagegen steht schon die pure Tatsache, dass der Text selbst Offenbarungsqualität hat. Die unparteiliche Objektivität des einen eindeutigen Sinnes ist eine Fiktion ohne Realitätsgehalt. Die neuen Theorien über Narrativität führen die Vorstellung eines Autors mit einer klaren Aussageabsicht ad absurdum. Der Text enthält viel an Instinkt, Sehnsucht, Fantasie, Unbewusstem des Autors jenseits seiner bewussten Absicht.

Der Text und seine Struktur

In einer zweiten Phase wendet sich die Exegese daher dem Text selbst zu. Egal wer ihn wann mit welcher Absicht verfasst hat: Der Text hat in sich eine Struktur und einen Sinn. Es interessiert nicht die Diachronie, die Fragen wie ein Text im Lauf mehrerer Redaktions-schichten entstand, sondern die Synchronie: Der aktuell maßgebliche kanonische Text ist eine Ganzheit, eine von seinem Autor unabhängige Wirklichkeit, ein organisches System von verbalen und non-verbalen Bedeutungsträgern. Er hat eine Mikrostruktur seiner einzelnen Teile und eine Makrostruktur als Einheit und Ganzheit. Die Konzentration auf den Text selbst ist eine immanente Methode. Alle Elemente außerhalb des Textes selbst, sogar sein Autor, verlieren an Bedeutung. Alle außersprachlichen Elemente werden eliminiert. Interessant sind nur die innertextlichen Beziehungen. Der Sinn des Textes ergibt sich als Wirkung aus dem Spiel dieser Beziehungen.

Der Leser und die Praxis

Die dritte und bisher letzte Phase der Bibelhermeneutik lenkt den Blick weg von Autor und Text hin auf den Leser und auf die Praxis des Hörens und Lesens. Der Rezeptionsprozess gehört zur Geschichte des Textes selbst. Ein Text, der nicht gehört und gelesen wird, ist kein Text. Der Text selbst erfordert, dass er einen Hörer und Leser findet. Er wartet auf ihn und stellt über ihn Hypothesen an. Er lenkt ihn und lässt ihm Freiräume für sein eigenes Verstehen. Der Text ist unvollständig, wenn ihn keiner liest und versteht. Ein Leser schließt im Akt des Lesens eine Art Pakt mit dem Text. Indem er den Text versteht, versteht der Leser in erster Linie sich selbst. Er erkennt sich selbst mit seinen Fragen, Themen und Vorlieben im Text wieder. Der Text ist ihm existentiell nicht fremd. Indem ich einen Text höre oder lese, springe ich in mein Inneres hinein und entziffere mich selbst. Ich setze mich dem Text aus und empfangen mich von ihm bereichert und erneuert zurück. Dieses Verständnis von



Foto: akg-images

Wie hat Jesus gesprochen? Das ist eine der Fragen, die sich P. Marcel Jousse immer wieder gestellt hat. Wobei „gesprochen“ das lebendige Wort meint, das erklingt und gehört wird, bevor es

niedergeschrieben wird. In diesem Glasfenster der Kathedrale von Chartres aus dem frühen 13. Jahrhundert wird Jesus dargestellt, wie er zu Aposteln spricht.

Hermeneutik findet sich z. B. bei Paul Ricoeur. Was von der Lektüre allgemein gilt, das gilt insbesondere von der Lektüre der Bibel. Die Bibel zu lesen wird fruchtbar in dem Maß, wie ich mich selbst ihr aussetze, wie ich selbst das Risiko eingehe, das diese Lektüre beinhaltet, wie ich mich verwundbar mache durch die Worte, denen ich begegne.

Die drei skizzierten Phasen der biblischen Hermeneutik waren Jousse noch nicht reflexiv bewusst; aber mit Theorie und Praxis des Bibelrezitativs hat er die Aufmerksamkeit schon stärker vom Autor auf den Text und auf den Hörer oder Leser gelenkt.

III. Mündliche und schriftliche Kultur – Merkmale, Zusammenhänge, Unterschiede

Die Rückkehr zum Evangelium ist immer der (einzige) Weg für die Reform der Kirche. So war es bei Franz von Assisi, bei Luther, beim II. Vatikanischen Konzil, so ist es bei Papst Franziskus.

Die Rückkehr zum Evangelium war auch das Lebensthema von Jousse. Er rekurriert dazu auf die allgemein geltenden anthropologischen Gesetze. Er erforscht,

wie Menschen sich ausdrücken. Diese Gesetze liegen fest. Sie lassen sich nicht verändern. Sie sind im digitalen Zeitalter dieselben wie zu Zeiten der Bibel. Jousse spricht vom Evangelium meist mit dem aramäischen Terminus *Peshitta*. Gemeint ist das Evangelium Jesu jenseits des geschriebenen Textes, das Evangelium in seiner Ursprünglichkeit, in seinem genuinen Anfang beim

Indem ich einen Text höre oder lese, springe ich in mein Inneres hinein und entziffere mich selbst.

Lehrer Jesus selbst. Mündliche Überlieferung ist ein gestisches Geschehen zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Rabbi und Jünger. Vorausgesetzt ist eine Kultur der Erinnerung und der mündlichen Verkündigung.

Die Art von Marcel Jousse, das Evangelium zu lernen und zu lehren, steht in der Tradition Israels seit 3000 Jahren. Diese Art der mündlichen Überlieferung

trennt uns Christen nicht von Juden und Muslimen, sondern sie verbindet uns mit ihnen. Sie gibt Jesus seinen Platz in der Geschichte seines Volkes zurück.

Worte sind wie Perlen. Man kann eine Handvoll davon in Händen halten. Besser ist, sie an einer Kette aufzureihen. Im Hebräischen sind *sefer* (Buch) und *sefer* (Ordnung, Reihenfolge) oft in eins gesetzt. Ein Buch ist wie die Schnur, auf der die Wörter wie Perlen aufgereiht sind, eine Halskette aus Rezipitiven. Jetzt kann ich mit einer Fingerspitze mehr Perlen sicher hoch halten, als ich in der Faust unsicher hätte halten können. Indigene Völker, kleine Kinder, rurale Kulturen, wie die in Jousse's Heimatregion Sarthe, besitzen noch mimi-sche Spontaneität. Wir Menschen der Schriftkultur haben sie verloren; wir müssen solche Gesten wieder neu lernen.

Wenn wir die mündliche Verkündigung Jesu Katechese nennen, dann ist der Sinn von Katechese zu präzisieren. Katechismen sind heute eher eingeschmolzene Theologien, Dogmatik-Handbücher in miniature. Der ursprüngliche Sinn ist ein anderer: Katechese geschieht in der Übertragung von

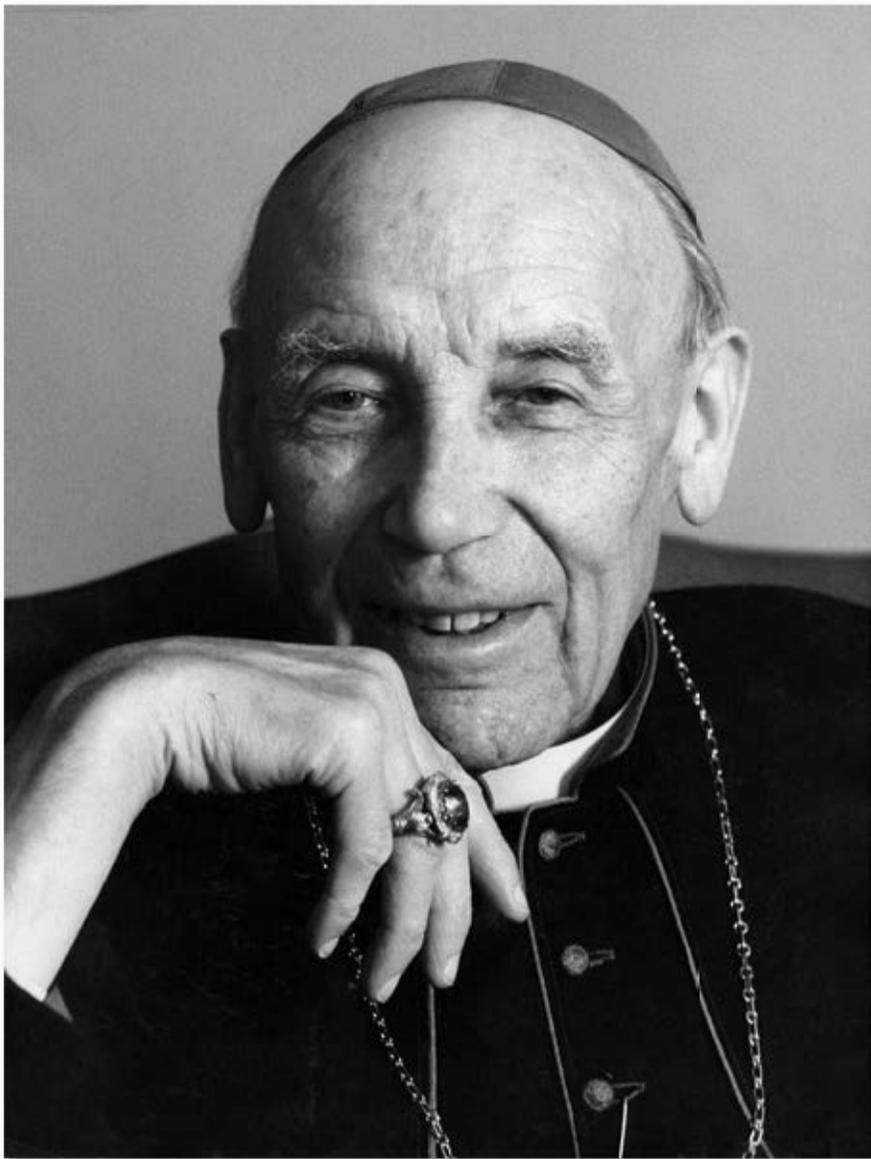


Foto: KNA

Das Päpstliche Institut für Bibelwissenschaft in Rom, wo Jousse ebenfalls wirkte, spielte eine entscheidende Rolle in seinem Leben. Er begegnete damals nicht nur Papst Pius XI. bei einer Privataudienz, sondern auch einer

Reihe deutscher Exegeten, mit denen er Fachfragen diskutieren konnte, darunter auch Augustin Bea (unser Foto), der später zum Kardinal erhoben und eine der Schlüsselfiguren des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde.

der Mutter auf das Kind. Ein Kind lernt das Glauben so, wie es das Sprechen lernt: durch Echo, Nachahmung, Nachsprechen, Verinnerlichen.

Jesus ist kein Akademiker. Er hat nie eine höhere Schulbildung bekommen. Trotzdem begegnet uns Jesus als exzellent gebildete Persönlichkeit, mit einer Bildung ganz eigener Prägung. Jesus ist auch kein Autodidakt. Jesus steht ganz selbstverständlich in der jahrhundertalten Lerntradition seines Volkes. Er ist ein besonders aufmerksamer und begabter Schüler seines Lehrers Johannes. Er ist auch ein kritischer Schüler, der die Botschaft des Johannes weiterdenkt und vom Kopf auf die Füße stellt.

Marcel Jousse experimentiert viel mit aramäisch versetzten Wiedergaben und grafischen Darstellungen des Bibeltextes; aber er glaubte nicht, schon eine gültige Übersetzung der Worte Jesu geschaffen zu haben. Er rechnete damit höchstens für eine ferne Zukunft. Er verstand seine Übersetzungsvorschläge als Provisorien, als vorläufige Verstehenshilfen, zugespitzt auf den Punkt, auf den es ihm ankam: auf den Aspekt der Mündlichkeit.

Die moderne neurologische Forschung bestätigt viele Intuitionen von Jousse. Die Entdeckung der Spiegelneuronen verweist auf die neuronalen Verbindungen zwischen den sinnlichen Wahrnehmungszentren und den Bewegungszentren, die die Gesten unseres körperlichen Ausdrucks bestimmen. Wir schauen einer Tänzerin bei ihren Bewegungen

oder einem Handwerker bei seinen Vollzügen zu; ansatzweise verspüren wir den Impuls, ihre Bewegungen mit den Muskeln unseres Körpers nachzuahmen. Das ist der Mimismus, von dem Jousse spricht. Der Mensch lernt durch mimische Wiederholung.

Als Erwachsene unterdrücken wir die Ausführung der mimischen Wiederholung; übrig bleibt nur eine initiale Mikro-Bewegung, ohne dass der ganze Gestus ausgeführt wird. Die vielen passiven Stunden vor Bildschirmen und Displays ersticken dann oft auch noch die initiale mimische Wiederholung. Die Aneignung durch Wiederholung wird durch eine Überfülle an Bildern und Informationen überflutet und erstickt. Wir sind dauernd in eine Welt eingetaucht, die uns von anderen vorgefabriziert wird und in der wir nicht selbst aktiv sind. Bildschirme und Displays sind falsche Gesprächspartner. Sie sprechen nie *cor ad cor*. Das wahre Leben spielt sich in den mündlichen Beziehungen der Menschen ab.

Im Neuen Testament, z. B. in den Briefen, gibt es sicher schon ursprünglich schriftlich abgefasste Texte; wesentliche Teile daraus sind aber im mündlichen Stil verfasst oder aber sie stammen zumindest von Autoren wie z. B. Lukas, die damit vertraut waren und die diesen Stil perfekt imitieren. Für Menschen im Mittelmeerraum war es normal, mehrere Sprachen gleich gut zu sprechen, virtuos zwischen Hebräisch, Aramäisch, Griechisch und Lateinisch zu wechseln.

Das gilt nicht nur für die gebildete Oberschicht, sondern für die breite Masse der Bevölkerung. Ein Wanderhandwerker wie Josef von Nazareth und seine Familie waren in diesen verschiedenen Sprachen beheimatet. Jesus selbst hat durchgängig seine Muttersprache Aramäisch gesprochen; aber vermutlich sind Teile seiner Verkündigung auch auf Griechisch, man denke an die Gespräche mit Pilatus oder mit der Syrophönizierin, oder auf Hebräisch, z. B. die Abendmahlsworte, gesprochen.

Die griechische Fassung der Worte Jesu in den Evangelien ist literarische Nachbildung seiner mündlichen Verkündigung. Das Griechische liegt wie

Jesus ist auch kein Autodidakt. Jesus steht ganz selbstverständlich in der jahrhundertalten Lerntradition seines Volkes.

ein durchsichtiger Schleier über dem alten Text. Die hebräischen und aramäischen Denk- und Sprachformen schimmern darunter hindurch. Die semitischen Rhythmen und Denkgewohnheiten, die Sprechgewohnheiten der Schriftgelehrten Israels geben mehr den Ton an als der hellenistische Sprachrhythmus.

Mündliche Kultur unterliegt einer gravierenden Einschränkung: Klang kann man nicht konservieren, oder jedenfalls nur sehr unvollkommen und erst seit kurzer Zeit. Man kann Töne höchstens aus der Erinnerung herbeirufen, nicht aber nachweisen oder nachschlagen. Orale Kultur ist gebunden an Klänge und Töne als einziges Substrat aller Sprache. In einer mündlichen Kultur funktionieren Soziodynamik und Psychodynamik nach eigenen Gesetzen, ganz anderen als denen der Schriftkultur. Das Gedächtnis des Menschen ist anfällig und verletzlich. Als Gegenmittel helfen nur ständige Rezitation und Wiederholung der Texte, rhythmische Atemtechnik, Rituale und Feste. Das orale Gedächtnis ist intensiv, aber kurz. Man sagt, der Klang schwingt mir im Ohr, oder das Wort liegt mir auf der Zunge. Das schriftliche Gedächtnis dagegen ist lang, aber schwach: „Das hab ich doch irgendwo schon mal gelesen.“

Mündliche Überlieferung kann man nur durch Auswendiglernen einigermaßen zuverlässig bewahren. Die Jünger heißen Lehrlinge; sie müssen das vom Rabbi Vorgetragene auswendig lernen. Sie sind ständige Hörer seiner ständig wiederholten Verkündigung. Zwischen den Lehrstücken stehen dauernd Aufrufe an die Hörer, die Ohren zu spitzen, gut zuzuhören, sich zu konzentrieren, sich nicht ablenken zu lassen, nicht vergesslich zu sein und die Worte im Herzen zu bewahren. Es gibt ausdrückliches Lob für den „Jünger, den Jesus liebte“, nicht aufgrund irgendwelcher Gefühle zwischen ihm und dem Meister, sondern weil er die Worte Jesu mit besonderer Konzentration und Aufmerksamkeit verinnerlichte und zuverlässig weitergab.

Die Bildung der mündlichen Überlieferung hängt mit der Aussendung der Jünger zusammen: Jesus schickt die Jünger in alle Himmelsrichtungen, in alle Dörfer, Gehöfte und Städte, um ihn in seiner Verkündigung zu unterstützen. Sie sind Apostel, Gesandte ihres Meisters, und geben seine Botschaft in Form der Lehrsummarien weiter, die sie sich als seine ständigen Begleiter durch häufige Wiederholung eingepägt haben. Nachdem die Mehrheit der Bevölkerung aber die Verkündigung Jesu und

seiner Jünger, den Ruf zur Umkehr, ablehnte, zog sich Jesus in den Kreis der engsten Jünger zurück und beschränkte sich auf deren Unterweisung. Die Zwölfergruppe wurde so zum wichtigsten Garanten für die Kontinuität der mündlichen Überlieferung.

Aber auch die ortsfesten Jünger, die nicht auf Mission auszogen und die räumlich von Jesus getrennt waren, brauchten geprägte Traditionen. Darunter waren auch schon zu Lebzeiten Jesu Vertreter der gebildeten Oberschicht. Vermutlich wurden Jesusworte zum ersten Mal in solchen Kreisen aufgeschrieben, also in größtmöglicher Nähe zu seinem oralen Stil.

Die Kenntnis von Marcel Jousse ist heute im französischen Sprachraum wieder verbreitet. Es gibt Rezeptionen in Schweden, USA, im italienischen und spanischen Sprachraum. Im deutschen Sprachraum gibt es das Übergewicht der protestantischen Bibelkultur, die eine eminent literarische, auf die Schriftlichkeit fixierte ist; Jousse fand bisher so gut wie keine Beachtung. Clara Vasseur hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Jousse und sein Werk bei uns bekannt zu machen.

Für alle, die sich heute mit Jousse beschäftigen, bleiben drei Desiderate:

- die Erarbeitung und Einübung von Bibelrezitationen im Geiste von Marcel Jousse,
- ein Anschluss an die philosophische Debatte im Deutungshorizont der Phänomenologie, um die leibliche Dimension der Jousse'schen Bibellektüre zu verorten,
- als Fernziel eine Übersetzung der Evangelien aus der mündlichen Überlieferung. □



Unsere Online-Medien

Neben unserer Zeitschrift „zur Debatte“ bespielt die Katholische Akademie Bayern auch eine Reihe von Online-Medien, mit denen wir unsere Themen in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen. Zuerst natürlich die Homepage, auf der Sie unter www.kath-akademie-bayern.de neben allen Anmeldefunktionen für unsere Veranstaltungen regelmäßig aktuelle Mitteilungen und den Pressespiegel finden.

Viele Kurznachrichten und Bilder, die Sie gerne kommentieren und teilen dürfen, präsentieren wir mit unserem Facebook-Auftritt: www.facebook.com/katholische.akademie.bayern

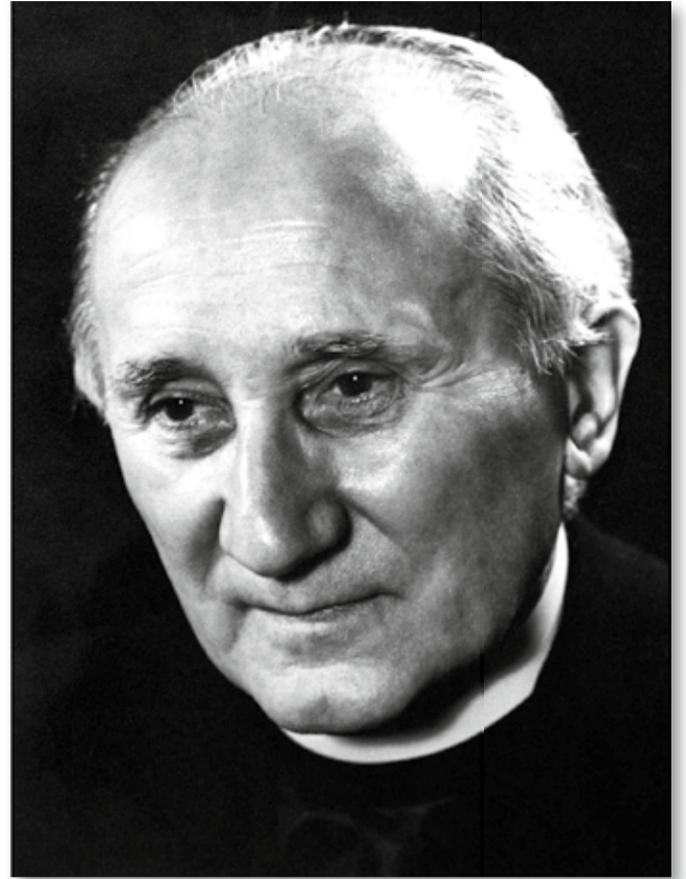
Intensiv aktualisiert die Akademie ihre eigenen Kanäle auf YOUTUBE. Sie können **Katholische Akademie in Bayern AUDIO-Kanal** (vollständige Vorträge zum Nachhören) und **Katholische Akademie in Bayern** (kurze Videoclips zu ausgewählten Veranstaltungen) kostenlos abonnieren. Dann erfahren Sie zeitnah, wenn wieder etwas Neues eingestellt wurde.

Auf der Plattform www.machdeinradio.de schließlich stellen wir Ihnen Audiodateien mit Vorträgen aus Akademieveranstaltungen zur Verfügung, die einen literarischen Bezug haben.

Gedenkgottesdienst Romano Guardini

„Kann man wirklich denken, Gott sei nicht? Man kann es behaupten; kann man es aber inhaltlich vollziehen? Kann man davon überzeugt sein? Ich glaube nein.“ Es sind Worte wie diese – Worte der Wahrheit und des Glaubens, Worte des Verstehens und der Mahnung –, die Romano Guardini bereits zu Lebzeiten in den Rang eines Lehrers und Vorbilds hoben. Und daran sollte sich bis heute nichts ändern: Anlässlich des 50. Todestages von Romano Guardini, für den im Dezember 2017 ein Seligsprechungsverfahren eröffnete wurde, fand am Montag, 1. Oktober 2018, ein Dies academicus zu seinen Ehren statt. Der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Reinhard

Marx, feierte in der Universitätskirche St. Ludwig einen würdevollen Gedenkgottesdienst und wies dabei – wie nachfolgend zu lesen ist – unter anderem auf die bemerkenswerte Aktualität des berühmten Religionsphilosophen hin. Romano Guardini war Priester und Professor für Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung – zunächst in Berlin, später auch in Tübingen; von 1948 bis 1962 an der LMU München, wo er auch als Universitätsprediger an St. Ludwig wirkte. Er gilt als ein Wegbereiter der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils und inspiriert nach wie vor Theologinnen und Theologen aller Couleur.



Romano Guardini wurde 1885 in Verona (Italien) geboren, wobei seine Familie bereits ein Jahr später nach Deutschland übersiedelte. 1968 verstarb Guardini in München – die Stadt, in welcher er Jahrzehnte lang gelebt und gewirkt hatte.

Einführung und Predigt beim Gedenkgottesdienst anlässlich des 50. Todestages von Romano Guardini

Reinhard Kardinal Marx

I. Einführung zu Beginn des Gottesdienstes

Herzlich grüße ich Sie alle zum Abschluss des Dies academicus anlässlich des 50. Todestages von Romano Guardini. Wir feiern heute auch das Fest der hl. Theresia vom Kinde Jesus. Auch sie musste erleben, dass es Zeit braucht, um die Größe einer Person zu erkennen. Auch heute noch sind wir erstaunt, viel mehr als ihre Zeitgenossen, was diese sogenannte kleine Heilige geschrieben hat, welche Wirkung sie entfaltet hat.

Mir kommt es sehr gut passend vor, dass wir heute an Romano Guardini erinnern, auch gerade auf dem Weg hin zur Seligsprechung, dass wir daran erinnern: seine Bedeutung nimmt nicht ab, sondern wir erkennen tiefer und wir erkennen weiter, was er uns heute zu sagen hat. Das ist ein guter Weg. Ich bin überrascht und erfreut, dass heute so viele gekommen sind und auch am Dies academicus teilgenommen haben – und so das Interesse deutlich unterstreichen an der Person, an den Schriften, am Zeugnis dieses außergewöhnlichen Mannes der Kirche, der hier in dieser Kirche begraben ist. Wir wollen dies auch als Erzbischof fördern. Ich danke allen, die sich darum bemühen.

Wir alle wissen, nicht nur in diesen Tagen, sondern immer wieder, und Romano Guardini wusste es besonders: dass die Kirche auch ihre Schattenseiten hat, sündig ist, ihre Grenzen, ihre Gebrechen. Deswegen beginnen wir keine Feier der Eucharistie ohne das Bekenntnis der Schuld, ohne die Bitte um Erbarmen. So wollen wir es auch jetzt tun.

II. Predigt

Liebe Schwestern und Brüder,

in den autobiographischen Skizzen Romano Guardinis ist mir ein Bericht immer wieder aufgefallen: Als er zum Domvikar in Mainz ernannt wird, trifft er vor dem Mainzer Dom einen Mitbruder. Der Mitbruder sagt zu ihm: Was ist jetzt deine neue Aufgabe? – Domvikar. – Da sagt er, schau einmal ganz oben auf den Turm. Siehst du den Hahn auf dem Turm des Doms? – Ja, sehe ich. – Siehst du, was auf dem Hahn geschrieben steht? – Nein, das sehe ich nicht. – Dort steht: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ – „Die ihr eintretet, lasst alle Hoffnung fahren.“ Das ist ein Satz aus Dantes „Göttlicher Komödie“ beim Eintritt in die Hölle. Diese kleine Anekdote, die Guardini berichtet, lässt tief blicken: Einmal auf einen gewissen ironischen Umgang des Klerus mit sich selbst. Aber auch darauf, was Romano Guardini empfunden hat, als er diese kleine Geschichte in seine Skizzen aufnahm: auf sein Leiden an der Kirche, sein Leiden am Klerikalismus, an der Selbstherrlichkeit. All das, was damit verbunden ist, hat ihn tief bewegt. Der Blick auf die Kirche war für Guardini immer auch ein Blick auf die große Berufung der Kirche. Aber das Leiden an der Realität der Kirche war unübersehbar, und das hat sich durch sein Leben hindurchgezogen.

Wir sehen es immer wieder, wenn wir in die Geschichte und die Gegenwart hineinschauen, dass die Gefahr groß ist, dass die Kirche nicht den Weg eröffnet, nicht den Blick weitet und alle Herzen der Menschen auf Ihn, Christus, zubewegt, sondern selbst zum Thema wird, zum Hindernis wird, zur Mauer

wird, zu einer Verhinderung des Glaubens und eben nicht zu einer Hinführung. Beides ist in der Geschichte der Kirche da. Romano Guardini hat sehr genau gesehen, was zur Geschichte der Kirche gehört, und was auch verändert werden muss. Was wir im Matthäusevangelium gehört haben, ist ja eigentlich der Aufruf an die Kirche, an uns, an jeden einzelnen Christen, einzutreten in das Pascha-Mysterium. Der hl. Paulus sagt im Zweiten Korintherbrief: „Wohin wir auch kommen, immer tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird“ (2 Kor 4,10). Obwohl wir leben, sterben wir jeden Tag um Jesu willen.

Das ist im Grunde eine Beschreibung des Pascha-Mysteriums, der Oster-Katechese: Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer sein Leben verliert, wird es retten. Immer geht es um diese Fragen, ob der Mensch sich auf den Weg macht, wie Christus zu werden, ein neuer Christus, eine neue Schöpfung, die sich öffnet, die sich aufmacht, die in der Liebe lebt, oder ob es der alte Adam ist, der uns beherrscht, der um sich selbst kreist, obsiegen will um jeden Preis, alles für sich haben will, selbstherrlich, arrogant, mächtig, stark, zahlenmäßig, finanziell, wie auch immer. Der alte Adam ist nicht der Weg der Kirche, aber er setzt sich oft durch bei uns selbst, bei jedem einzelnen von uns und auch in der Kirche.

Das war Romano Guardini klar. Deswegen ruft er auch in seinen Schriften auf, von diesem Bild Abschied zu nehmen und es immer wieder zu korrigieren und einzutreten in das Pascha-Mysterium. Wie wichtig war ihm dieser Satz, worin er das Evangelium nahezu wörtlich übersetzt: „Wer seine Seele [die „psyche“] festhält, wird sie verlieren; wer sie aber hergibt, wird sie gewinnen.“ Nur wer bereit ist, einzutreten in die Hingabebereitschaft Jesu, kann eigentlich

eintreten in das große Geheimnis von Tod und Auferstehung. Den Weg müssen wir immer wieder von neuem gehen, nicht nur einzelne, sondern wir alle und auch die Institution der Kirche. Alle Institutionen, alles, was die Kirche tut, muss dem Ziel unterworfen sein, dem Evangelium Raum zu geben, dem Evangelium vom Tod und der Auferstehung Jesu, dem Evangelium vom Reich Gottes. Was ein Hindernis ist, muss weggeräumt werden, immer wieder aufs Neue, durch alle Geschichtsepochen hindurch.

Das war die klare Sicht von Romano Guardini; das hat er gesehen. In diesem Sinne verstehe ich eigentlich auch sein berühmt gewordenes Wort: „die Kirche erwacht in den Seelen“ der Menschen. Ist das denn schon passiert? Ist das jemals abgeschlossen? Das war ein großer Satz, den wir im Studium so aufgegriffen haben, als sei das mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erfüllt. Ist es wirklich erfüllt? Das würde bedeuten, dass eine neue Gestalt der Kirche entsteht, eine neue Gestalt, in der der Glaube wirklich von innen her gelebt wird, in allen Gläubigen, dass Taufe und Firmung uns befähigen, hineinzutreten in die große Gemeinschaft der Kirche, und selbst Kirche zu sein, nicht nur eine Kirche der Amtsträger. Da geht es auch um die Macht. Da geht es auch darum, wie miteinander geredet wird in der Kirche, wie füreinander gebetet wird in der Kirche, mit den unterschiedlichen Beteiligungen, aber dass alle Kirche sind und mit ihnen, in allen Herzen, Kirche lebendig wird.

Ich glaube, dieses Programm ist noch lange nicht abgeschlossen, bei einigen vielleicht noch gar nicht ernsthaft angegangen worden. Was das für die Gestalt der Kirche bedeutet, eine neue Gestalt der Kirche! Vielleicht merken wir das gerade in Krisensituationen neu. Deswegen ist Romano Guardini durchaus ein Theologe der jetzigen Zeitstunde, im



Foto: Robert Kiderle

Die Anteilnahme am 50. Todestag Guardinis kam auch durch schmückende Blumen und Kerzen zum Ausdruck, die an seinem Grab in der Universitätskirche St. Ludwig niedergelegt wurden.



Foto: Robert Kiderle

Hauptzelebrant und Prediger war der Erzbischof von München und Freising, Reinhard Kardinal Marx.

Blick auf die Kirche, im Blick auf uns, im Blick darauf, was heute gefordert ist.

Kardinal Döpfner hat beim Requiem 1968 versucht zusammenzufassen, was er noch einmal angesichts des Todes dieses großen Mannes weitergeben wollte. Dabei nennt er als erstes: existenzieller Glaube. Ich bin der Überzeugung, auch das ist nicht abgeschlossen; im Gegenteil. Nicht nur eine neue Epoche der Kirche muss möglich werden, muss von uns versucht werden in der Kraft des Geistes, sondern auch eine neue Theologie, die den Menschen unmittelbar trifft, eine Theologie, die das Leben beleuchtet, wie es im Prolog des Johannes-evangeliums heißt: „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt.“ (Joh 1,9)

Wo ein Glaube nicht existenziell gelebt werden kann, wo er theoretische Spekulation ist, leeres Katechismus-Wissen ohne Blut und Leben, wie kann das weitergetragen werden? Deswegen ist Romano Guardini über manche fachtheologischen Fragen hinweggegangen, so notwendig diese sind. Aber ihm ging es darum, den Glauben der Christen in ihr Leben hineinzustellen, so dass sie spüren: das ist Licht für mein Leben, existenzieller Glaube. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Glaube der Christen wirklich eine Zukunft hat für viele, viele Menschen, wenn er nicht ihr Leben trifft, unmittelbar, und beleuchtet bzw. neue Möglichkeiten eröffnet in der Kraft des Glaubens. Deswegen hat Guardini Menschen aller Schichten angesprochen, nicht nur Theologiestudenten. Manche Fachkollegen haben gesagt: Der Guardini ist ein Essayist, ein theologischer Essayist. Nein, er hat mit den Menschen gedacht. Er wusste: Was nützt alle Theologie, wenn sie nicht mit dem Leben verbunden ist? Das ist für mich ein ganz wichtiger Punkt, auch für die Zukunft der Kirche.

Und einen zweiten Gedanken nenne ich von Kardinal Döpfner aus seiner Predigt beim Requiem: brüderlicher Glaube. Vielleicht würde man heute sagen: Geschwisterlichkeit. Glaube, der eben nicht bedeutet, dass einige über den anderen stehen, sondern Glaube, der zusammenführt, nicht exklusiv ist, der die Wahrheit nicht verteidigt wie eine Zitadelle gegen Angriffe, gegen die Feinde, sondern, wie es Papst Franziskus auch sagt, der Glaube als eine Einladung an alle, mitzugehen, zu entdecken, Gemeinschaft zu werden, nicht

nur ein Idyll, nicht nur ein Klub, sondern eine wirkliche communio, eine Gemeinschaft.

Und als drittes spricht Kardinal Döpfner vom redenden Glauben. Damals wurde auch der Abschnitt vorgelesen aus dem Zweiten Korintherbrief, den wir eben gehört haben: „Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet.“ (2 Kor 4,13) Ein Glaube, der ins Wort hinein will, das ist natürlich gerade bei Romano Guardini spürbar. Das Wort – mit dem er umgehen konnte, was die Menschen faszinierte; wir vermissen es häufig. Der Glaube muss ins Wort, aber in ein Wort, das verstanden wird. Es muss nicht einfach im Sinne einer Alltagssprache banal sein, es kann hochstehend sein, aber die Menschen spüren: schließt es mir etwas auf, kann ich in dieses Wort hineingehen? Oder ist es etwas, das mich außen vor lässt, weil es exklusiv ist, dieses Wort der Predigt, der Verkündigung? Das Leben der Kirche muss redender Glauben sein, aber eine Sprache, die sowohl öffnet wie auch Menschen ermöglicht, in diese Sprache hineinzufinden und zu verstehen, im tiefsten Sinne des Wortes.

Einen solchen Seligen braucht es für unsere Zeit. Deswegen bemühen wir uns um die Seligsprechung; wir wollen vieles dafür tun. Danke auch, dass die jungen Leute der Katholischen Romano-Guardini-Fachoberschule der Stiftung Katholischer Bildungsstätten für Sozialberufe in Bayern heute da sind. Danke, dass ihr mit dabei seid und immer wieder auch auf den Namensgeber der Schule schaut, neu lernt, wer er für euch heute sein kann.

Wir alle, liebe Schwestern und Brüder, sind aufgerufen, diesen Prozess der Seligsprechung mit Gebeten mitzutragen. Aber am besten wäre, wir versuchen, auch seine Worte, die Worte Romano Guardinis, seine Texte, für heute neu zu lesen, nicht einfach nur im Rückblick. Ich glaube – das spüre ich immer wieder, wenn ich in seine Schriften hinschaue –, dass seine Aktualität eher steigt, eher kräftiger wird. Das gibt mir Mut, auch für den Zukunftsweg der Kirche. Bitten wir den Herrn, dass er uns bald einen seligen Romano Guardini schenkt. Amen. □

(Für die Drucklegung wurden die frei vorgetragenen Ansprachen zur leichteren Lesbarkeit geringfügig bearbeitet.)



Foto: Robert Kiderle

Bei der Gestaltung des Gottesdienstes wirkten auch Schülerinnen und Schüler der Katholischen Romano-Guardini-Fachoberschule der Stiftung Katholischer Bildungsstätten für Sozialberufe in Bayern mit.



Foto: Robert Kiderle

Unter den Trauernden waren auch einige bekannte Gesichter aus Kirche und Welt – zu sehen ist u.a. Herzog Franz von Bayern, das Oberhaupt des Hauses Wittelsbach.

Brahms-Requiem

„Ein deutsches Requiem nach Worten der Heiligen Schrift“ bedeutete für den Komponisten Johannes Brahms (1833 bis 1897) den Durchbruch in der Musikwelt. Das am 18. Februar 1869 im Leipziger Gewandhaus erstmals vollständig aufgeführte Stück begeisterte Zeitgenossen und auch heute noch viele Musikkenner. Professor Michael Hartmann gelang es

bei seinem Vortrag am 13. März 2019, nicht nur die grandiose Musik – in ausgewählten Beispielen – zu würdigen, sondern er ging auch auf die textliche Grundlage des Requiems ein: Bibelstellen in der Übersetzung von Martin Luther. Lesen Sie den vom Autor für die Drucklegung noch einmal überarbeiteten Text.

Musik und Theologie des Werks 150 Jahre nach der Uraufführung

Michael Hartmann

I. Entstehungsgeschichte

Nicht selten hat Johannes Brahms eigene Erlebnisse bzw. Vorgänge aus seinem Umfeld als Kompositionsimpulse genutzt. Für sein Requiem sind besonders dichte und persönlich tiefgreifende biographische Verflechtungen zu konstatieren, welche auch die lange, über zehn Jahre reichende Entstehungsgeschichte verstehen helfen.

Ein Motivkomplex hat mit der Freundschaft zwischen Johannes Brahms und dem Ehepaar Robert und Clara Schumann zu tun. Robert Schumann war der erste, der durch seine positiven, teils enthusiastischen Rezensionen in der *Neuen Zeitschrift für Musik* den Komponisten Brahms nachhaltig gefördert hatte und 1853 vom damals 20-jährigen Brahms – geradezu prophetisch – schrieb, dieser sei, sobald er sich dem großbesetzten Chor und Orchester zuwende, dazu berufen, „den höchsten Geist der Zeit auszusprechen“; dabei stünden dem Publikum „noch wunderbare Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor.“ Die beiden fühlten sich durchaus seelenverwandt und in musikalischer Hinsicht auf ähnlichen Wegen.

Sehr bald aber zeigte sich die schwere, letztlich unheilbare Erkrankung Schumanns, die 1854 zu einem Selbstmordversuch und 1856 bei völliger geistiger Umnachtung des Freundes zum Tod im Nervenkrankenhaus zu Ende am Rhein führte. Die Beziehung zu Clara wiederum ist für Brahms lebenslang von größter Bedeutung gewesen. Der Kummer der verehrten Freundin über den Tod ihres Mannes setzte Brahms ebenso zu wie seine unerwiderte Liebe zu ihr, die in Brahms ein bedenkliches Werther-Gefühl auslöste.

Die Keimzelle des Requiems ist die Textierung eines ursprünglich auf einer Klaviersonate fußenden Satzes, der auf das leidvolle Sterben Schumanns Bezug nimmt: „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras“ (1 Petr 1,24). Anfang der 1860er Jahre stellt der Komponist dann den eigentlichen Eröffnungssatz des gesamten Werkes voran: „Selig sind, die da Leid tragen“ (Mt 5,4). Über Details zu den



Prof. Dr. Dr. Michael Hartmann, Professor für Orgel und Oratorium an der Münchner Musikhochschule und Musikdirektor am Bürgersaal

beiden Sätzen (Tonart, Textwahl, musikalische Besonderheiten) informiert Brahms Clara Schumann im April 1865 und übersendet ihr zugleich den Klavierauszug des neu entstandenen IV. Satzes der Endfassung („Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth“ (Ps 84,2).

Sicherlich war der plötzliche Tod seiner Mutter am 2. Februar 1865 ein wichtiger Antrieb, das im Entstehen begriffene Requiem zielstrebig zu vollenden. Der III. Satz „Herr, lehre doch mich“ (Ps 39,5) entstand im ersten Halbjahr 1866. Die beiden letzten Sätze VI „Denn wir haben keine bleibende Statt“ (Hebr 13,14) und VII „Selig sind die Toten“ (Offb 14,13) vollendete Brahms laut Eintrag in die Partitur im Sommer desselben Jahres.

Die Uraufführung dieser sechs Sätze unter dem Titel „Ein deutsches Requiem“ erfolgte am Karfreitag, 10. April

des Jahres 1868 im Bremer Dom unter Leitung des Komponisten. Der nachkomponierte, bereits im Juni 1868 in die definitive, jetzt siebensäufige Partitur aufgenommene V. Satz „Ihr habt nun Traurigkeit“ (Joh 16,22) darf noch als Nachklang des Verlusts der eigenen Mutter interpretiert werden. Die Uraufführung des nunmehr in der heute bekannten Gestalt vorliegenden Requiems erfolgte am 18. Februar 1869 im Leipziger Gewandhaus.

Der Text für diesen V. Satz wird – um wenigstens ein Beispiel für die oft stark divergierenden Deutungen hinsichtlich der Textwahl sowie der philosophisch-theologischen Intentionen des Komponisten zu geben – aber auch ganz anders gedeutet: als Einführung einer „überhöhte[n] Quasi-Mutter, inspiriert durch den großen Reproduktionsstich der *Sixtinischen Madonna*, der in seinem Arbeitszimmer hing“ (Otto Biba). Das scheint doch abwegig, da auf dem Raffael-Gemälde Maria keine Idee den Menschen präsentiert, sondern ihren leibhaftigen Sohn Jesus: wahrer Mensch und wahrer Gott. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass der evangelisch getaufte und konfirmierte Johannes Brahms eine urkatholische Raffael-Madonna in seinem Arbeitszimmer vor Augen hatte. Dies führt uns zur Frage nach der theologisch-religiösen Überzeugung des Komponisten und zum Adjektiv „deutsch“ im Titel seines Requiems.

II. Die vertonten Texte

Johannes Brahms hat die Texte für sein „Deutsches Requiem“ selbst ausgewählt. Das mag verwundern, zeigt aber Brahms als kundigen Bibelleser, in dessen Besitz sich mindestens fünf Bibelausgaben befanden, und der – so eine Aussage von Clara Simrock, der Frau des Brahms-Verlegers – „stets eine Ausgabe des Neuen Testaments bei sich getragen habe“.

Die Kombination der Texte wurde dem Komponisten durch Stellenweise in seiner Arbeits-Bibel erleichtert, die 1833, in seinem Geburtsjahr gedruckt worden war. So finden sich dort zu den bereits im ersten Satz zitierten Versen des Ps 126,5 und 6: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten“ bzw. „Sie gehen hin und weinen, tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben“ Textweise auf Mt 5,4 („Selig sind, die da Leid tragen“, Jak 5,7 („So seid nun geduldig“), Jes 35,10 („Die Erlösten des Herrn“), und Johannes Joh 16,22 („Ihr habt nun Traurigkeit“). Alle diese Passagen wurden vertont.

Auffällig ist natürlich zweierlei: Entgegen der traditionellen Requiem-Vertonungen wird der lateinische liturgische Text umgangen. Besonders gravierend aber ist zweitens, dass nirgends in diesem Werk der Name Jesus Christus auftaucht. Dies ist kein Versehen, sondern Absicht, wie im Vorfeld der Uraufführung der sechssäufigen Fassung unmissverständlich der Komponist selbst klarstellt: Der Bremer Domkapellmeister Carl Reinthaler sprach in einem Brief vom 5. Oktober 1867 Brahms darauf an, dass durch das Fehlen eines Hinweises auf den „Erlösungstod des Herrn“ es dem Werk „an christlichem Bewußtsein“ mangle, weshalb er den Komponisten um eine entsprechende Ergänzung des Werkes anfragte. Dies hat Brahms in seinem Brief vom 9. Oktober entschieden abgelehnt: Er habe christologisch-soteriologische Aussagen wie Joh 3,16 („Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“) „mit allem Wissen und Willen“ ausgespart. Für den Musikwissenschaftler Jan Brachmann hat Brahms an der

Bibel kein Interesse als theologisch-lehramtlicher Quelle oder als Kriterium für dogmatische Fragen, sondern vielmehr hoffe er, darin eine Deutung „des menschlichen Daseins“ schlechthin zu finden.

Dass aus dem Verzicht auf die Nennung Jesu Christi aber keine antichristliche oder indifferente Haltung seitens des Komponisten abgeleitet werden darf, lässt sich vielfach belegen. So wurde – um dem angesprochenen Mangel christlichen Bewusstseins entgegenzuwirken – die Bremer Uraufführung vom Karfreitag 1868 ergänzt um die „Erbarme dich“-Arie aus der Matthäus-Passion von Bach sowie Chören aus dem „Messias“ von Händel („Siehe, das ist Gottes Lamm“; „Halleluja“) und der Arie „Ich weiß, dass mein Erlöser lebet“. Brahms erhob gegen diese Programmweiterungen keine Einwände.

Öffentlich wollte Brahms sich nicht zur Frage der Göttlichkeit Jesu äußern. Seine innere Haltung aber spiegelt sich in seiner letzten Komposition, den „Elf Choralvorspielen“ für Orgel op. 122 aus dem Jahr 1896. Hier ist wiederholt von Jesus Christus die Rede: Nr.1 „Mein Jesu, der du mich zum Lustspiel ewiglich dir hast erwählet, sieh wie dein Eigentum des großen Bräutigams Ruhm gern erzählt“. Nr.2 „Herzliebster Jesu“ (darin die 4. Strophe: „Der gute Hirte leidet für die Schafe; die Schuld bezahlt der Herde, der Gerechte, für seine Schafe“). Der doppelt vertonte Choral Nr. 3/11 „O Welt ich muss dich lassen“

Auffällig ist natürlich zweierlei: Entgegen der traditionellen Requiem-Vertonungen wird der lateinisch-liturgische Text umgangen. Besonders gravierend aber ist, dass nirgends in diesem Werk der Name Jesus Christus auftaucht.

(darin die 3. Strophe: „Auf Gott steht mein Vertrauen, sein Antlitz will ich schauen wahrhaft durch Jesum Christ, der für mich gestorben, des Vaters Huld erworben und so mein Mittler worden ist“). Der ebenfalls doppelt vertonte Choral Nr.9/10 „Herzlich tut mich verlangen [...] Sehn mich nach ew'gen Freuden, Jesu, komm nur bald.“

Jesus und der christliche Glaube haben sehr wohl ihren Platz im Leben unseres Komponisten, doch muss man sein zurückhaltendes Bekenntnis auch im zeitgenössischen Zusammenhang verstehen. Hier war Jesus in erster Linie der vollkommene Mensch, der ethische Maßstab, der Verkünder des Gottesreiches. Zudem war eine allgemeine Kultmüdigkeit zu verzeichnen und die oft abgehobene Selbstdarstellung kirchlicher Würdenträger aller christlichen Konfessionen mit erhobenem moralischen Zeigefinger und der Einforderung von Maximaldeutungen christlicher Dogmen nicht gerade einladend.

Die evangelische Theologie hat dagegen durchaus auf die gefühlsmäßige Komponente der Religion gesetzt, wie etwa aus Friedrich Schleiermachers berühmtem Werk *Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern* (1799) erhoben werden kann. Demnach hat Religion ihren Sitz im Gefühl; sie ist näher bestimmt als „Sinn und Geschmack für das Unendliche“. In seiner *Weihnachtsfeyer* (1806) befasst sich Schleiermacher in dialogisierender Form mit der Gestalt und Person Jesu

und kommt zum Ergebnis, „daß nur das durch Jesus selbst angeregte Gefühl ihn aufnehmen kann“. Schließlich entwickelt Schleiermacher in seinem epochemachenden dogmatischen Hauptwerk *Der christliche Glaube, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt* (1822) wiederum das „fromme Selbstbewußtsein“ als „Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit“ von Gott, welches eine christliche Existenz innerhalb der Kirche ermöglicht, die selbst, vom Heiligen Geist durchwirkt, ein „Gesamtleben“ darstellt und ermöglicht, welches allen dogmatischen Feststellungen vorausliegt.

Ganz in diesem Sinne entspricht das Brahms-Requiem dem damaligen Hörer und trifft den Zeitgeist. Das *Deutsche Requiem* „versammelt in sich exemplarisch das Gefühl der allgemeinen menschlichen Religiosität, die nicht allein dem strengen liturgischen Rahmen ausweicht, sondern auch die Festlegung auf spezifisch christliche Glaubensinhalte vermeidet. An die Stelle des christlichen Glaubens, der an Gottesdienst und Gemeinde gebunden ist, tritt das persönliche Bekenntnis des Einzelnen, in dem sich ein individuell religiöses Gefühl mit der subjektiven Entscheidung über die Glaubensinhalte paart“, so Christian M. Schmidt. Damit – und insbesondere dem Verzicht auf den christlichen Erlösungsgedanken – vermag das Werk überkonfessionell anzusprechen und auch Juden und Nichtgläubige zu berühren.

Eine Vermutung bleibt, ob Brahms sogar mit seinem Requiem einen dem 1865 uraufgeführten „Tristan“ Wagners ein eigenes deutsches Vokalwerk entgegenstellen wollte.

Die theologisch relevante Zentralaussage des Brahms-Requiem unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht vom klassischen lateinischen Requiem. Dieses entwirft plastisch die den Verstorbenen drohenden Unheils-Szenarien (Dies irae; das große Zittern vor dem Richterstuhl; die Strafen der Unterwelt; der Rachen des Löwen etc.), die freilich immer kontrapunktisch mit der Bitte um Vergabung und Rettung in den Horizont der Hoffnung gestellt werden. Zudem werden die Lebenden dadurch zu einem gottesfürchtigen Leben ermuntert.

Das Brahms-Requiem hingegen will in erster Linie Trost vermitteln; wohlgeachtet, mit Sätzen aus der Bibel. Thematisiert wird „der Gegensatz zwischen der Endlichkeit des natürlichen Daseins und der Ewigkeit eines Lebens bei Gott“, meint Karl Geiringer. So will diese Trauermusik eine echte Lebenshilfe sein, da sie das menschliche Leben mit dem Leiden, Sterben und Tod in den größeren Zusammenhang einer natürlichen Gesetzmäßigkeit einbindet, welche die ganze Schöpfung betrifft. Zugleich aber setzt Brahms dieser Vergänglichkeit das unerschütterliche Vertrauen auf das Wort des Schöpfers und Herren entgegen, „das in Ewigkeit bleibt“ (1Petr 1,25a). Und mit Jes 35,10 versichert er, „die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen“. Mit Jak 5,7 mahnt er, geduldig auf das Kommen des Herrn zu warten – wie ein Ackermann auf die köstliche Frucht der Erde wartet. Jeder der sieben Sätze des Requiem schließt in „heiterer Zuversicht oder mit

lieblichen Verheißungen“, wie wieder Karl Geiringer ausführt.

Noch einige Bemerkungen dazu, was das „Deutsche“ im Requiem-Titel betrifft. Zunächst kündigt es schlichtweg eine Abkehr vom lateinisch-liturgischen Text an. Sodann wird damit der Text gemäß der Luther-Bibel indiziert. Brahms war durchaus zu deutsch-patriotischen, ja deutsch-nationalen Gefühlen und Äußerungen fähig – so begrüßte er etwa die deutsche Reichsgründung 1870/71, doch hatte er den deutschen „Bruderkrieg“ 1866 zwischen Preußen und dem von Österreich angeführten Deutschen Bund entschieden abgelehnt. Aber als Kampfbegriff wollte Brahms das „Deutsche“ nicht verstanden wissen. Dagegen bezog er im oben erwähnten Brief an den Bremer Domorganisten Stellung: „Was den Text betrifft, will ich bekennen, dass ich recht gern auch das ‚Deutsch‘ fortließe und einfach den ‚Menschen‘ setzte“.

Interessant ist der Vergleich mit Richard Wagner. Dessen Verwendung der deutschen Sprache für seine Opern ist entscheidend getönt durch den damit einhergehenden Rückgriff auf die deutsche Mythologie, die eine spezifisch „Deutsche Kunst“ einführt und Wagners eigenes Oeuvre als Gipfelwerke dieser deutschen Kunst präsentiert. Brahms hingegen greift immer wieder auf überlieferte alte Techniken, Formen und Gattungen (Kontrapunkt, Präludien, Fugen, Chaconne, Motetten, Kantaten) zurück und vertritt das Ideal einer überzeitlichen, überregionalen Kunstwelt. Eine Vermutung bleibt, ob Brahms sogar mit seinem Requiem einen dem 1865 uraufgeführten *Tristan Wagners* ein eigenes deutsches Vokalwerk entgegenstellen wollte. Kaum ein Zufall dürfte es sein, dass das Uraufführungsjahr des (sechssätzigen) *Deutschen Requiem* und der *Meistersinger von Nürnberg* in dasselbe Jahr 1868 fielen.

III. Die formale Gliederung

Mit dem nachkomponierten V. Satz und der Umstellung zweier Sätze gelang Brahms eine wunderbare formale Einheit und Geschlossenheit des Gesamtwerks. Die meist dreiteiligen Sätze sind paarweise um den wie eine Spiegelachse wirkenden IV. Satz gruppiert.

Die Sätze I und VII haben nicht nur Tonart, Metrum und die Worte „Selig sind (die Leid tragen/die Toten)“ gemeinsam. Vielmehr noch kommt Brahms am Schluss des letzten Satzes wieder zurück auf den Schluss des ersten Satzes (Takt 152 im VII. Satz//Takt 144 im I. Satz), und schließt nicht nur formal den musikalischen Verlauf, sondern stellt gleichsam das gesamte Werk nochmals als Trostmusik vor: die Toten sind nicht zu bedauern, vielmehr selig zu preisen: „Selig sind die Toten, die in dem Herren sterben“ (Offb 14,13). So endet dieses Werk mit einem doppelten Trost. Indem Brahms diese letzten Worte mit identischer Musik aus dem I. Satz – dort zu den Worten „Selig sind, die da Leid tragen ... denn sie sollen getröstet werden (Mt 5,4) – vertont, stellt er einen Zusammenhang zwischen dem Leid der um die Toten Klagenden einerseits und der positiven Verheißung auf das Leben der Toten her. Nach dem Hören des gesamten Werkes wird damit eine Art Katharsis beim Hörer ausgelöst. Die Trauernden dürfen Trost empfinden, da den Toten das Leben im Herrn verheißen ist. Ein musikalisch wunderbar umgesetztes Glaubenszeugnis.

Eine letzte Bemerkung betrifft den Mittelteil des Schlusssatzes. Hier wird den Toten zugesagt, dass sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Erstaunlich ist, dass am Ende dieses Requiem von den guten Werken die Rede ist, die in protestantischer

Theologie doch leicht unter dem Stichwort Werkgerechtigkeit problematisiert werden. Wenn Brahms dennoch damit seine Komposition beschließt, ist dies am ehesten verständlich, wenn er bei den guten Werken an die eigene Mutter gedacht hat, die dem in einfachsten, ärmlichen Verhältnissen aufwachsenden Johannes eine sehr gute schulische und musikalische Ausbildung ermöglichte, wofür beide Eltern große persönliche Opfer bringen mussten.

Zu den Sätzen II und VI: Eine gedankliche Verbindung zwischen I. und II. Satz besteht in der auffälligen Hinwendung zu Bildern aus der Agrarwelt: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten...“ im 1. Satz; im 2. Satz hören wir: „...ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde“. Erweitert wird diese Vorstellungswelt um die Metaphern vom menschlichen Leib und Leben als Gras und Blume, die verdorren und abfallen.

Diesen Gedanken der Vergänglichkeit greift der VI. Satz auf: „Denn wir haben hier keine bleibende Statt“. Doch in beiden Sätzen II/VI wird diese Welt der Vergänglichkeit durch den „Herrn“ radikal und endgültig überwunden: „Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit ... Die Erlöseten des Herrn werden wiederkommen“ (II. Satz); und: „Herr, du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre“; die Begründung dafür lautet: „... und die Toten werden auferstehen unverweslich“ (VI. Satz).

Inhaltlich liegen die Sätze III und V konträr: Hier (III) wird die Nichtigkeit des Lebens konstatiert und die Bitte um Einsicht in das Sterben-Müssen besungen, die erst gegen Ende des Satzes in eine dann allerdings überwältigend positive Gewissheit münden: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an“. Dort (V) wird die Traurigkeit über den Verlust eines lieben Menschen nur kurz angesprochen, um sofort den Trost parat zu haben: „Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen. Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“. Kurz und bündig fasst Karl Geiringer diese Dialektik zusammen: „3. und 5. stehen endlich zueinander im Verhältnis von Klage und Befreiung“.

Im zentralen IV. Satz wird das Ziel des irdischen Lebens, die endgültige Wohn-Statt, das Resultat des Vertrauens auf das Wort des Herrn und dessen Schöpferkraft konkretisiert: das freudig-selige Verweilen in den lieblichen Wohnungen des Herrn Zebaoth.

IV. Musikalische Parameter der audiovisuellen Realisierung des literarischen Programms

Schon mit dem ersten Takt des I. Satzes schafft die Instrumentation eine für das Gesamtwerk charakteristische und – gerade im Vergleich mit anderen Requiem-Vertonungen – einzigartige Atmosphäre. Der erste Satz verzichtet vollkommen auf Violinen, Oboen, Pauken und Trompeten. Vielmehr entfalten die dreifach geteilten Celli und die geteilten Bratschen einen warmen, tiefen, fast erdigen Klang. Die das gesamte Instrumentalvorspiel unterfangenden gleichmäßig pulsierenden Viertel der Bassgruppe suggerieren von Anfang an eine Art sicheres, zuversichtliches Vorschreiten, also das Gegenteil von „in Trauer erstarren“. Man fühlt sich an die beiden Eröffnungschöre der Bach-Passionen erinnert. Als Kontrast dazu kann der Beginn von Mozarts Requiem gelten: Dort imaginieren die Synkopen der Begleitinstrumente ein mühsam-trauriges und angsterfülltes Gehen vor den Richterstuhl Gottes.

Ikonographische Bedeutung hat das Mitwirken der Harfe, die Brahms mehrfach besetzt haben wollte; in zwei

Wiener Aufführungen von 1879 unter seiner Leitung standen vier Instrumente zur Verfügung! Offenkundig sollte der typische Klang der Harfe himmlische Sphären assoziieren. Denken darf man auch an die Begleitung der Psalmen, die das Brahms-Requiem wesentlich prägen, mit Harfen und Saitenspiel in der jüdischen Tradition, wie sie auch die christliche Kunstgeschichte überliefert: David mit der Harfe. Die Schlusstakte des I. sowie VII. Satzes wirken durch die hohen Bläser, das Pizzicato der Streicher und den Einsatz der Harfe hell, leicht und licht, gewissermaßen eine himmlische Atmosphäre evozierend.

Die schon erwähnte Verklammerung der beiden Ecksätze erinnert an die Gepflogenheit der katholischen Messen-Komposition (von Palestrina und Lasso über Haydn und Mozart bis Bruckner), formale Einheit zu gewinnen durch das Wiederaufgreifen des musikalischen Materials aus dem *Kyrie im Agnus Dei*.

Aus dem Fundus musikalischer Rhetorik bedient sich Brahms schon im 2. Takt. Hier beginnt eine chromatische Abwärtslinie („passus duriusculus“) des Cello II, welche Trauer und Klage induziert und ab Takt 5 vom Cello I aufgegriffen wird. Der Einsatz im 2. Takt erfolgt als Septime zum Bass und erzeugt milde harmonische Spannung, die aber sofort im 3. Takt aufgelöst wird, während zugleich Cello I eine tröstliche Melodie anstimmt, die im zweitaktigen Abstand von den geteilten Bratschen übernommen wird. Im Takt 66 singt der Chor exakt zu diesen instrumentalen Eingangstakten die Worte: „Sie gehen hin und weinen“. Über diesen Tönen ist auch das Weinen schon trostvoll – Tränen können auch guttun.

Im Takt 11 taucht plötzlich und schattenartig vorübergehend ein Des-Dur-Akkord auf. Sven Hiemke deutet dies als Vorklang einer zweiten, himmlischen, der Trauer entgegengesetzten Welt. Dafür spricht auch, dass im Takt 47 – ebenfalls in Des-Dur – den „mit Tränen Säenden“ die „Ernte in Freuden“ verheißen wird. Während die Tränen mit fallend-klagenden Motiven in Chor und Orchester aufscheinen, werden in kurzen Oktavkanten ab Takt 55 mit völlig neuem Tonmaterial und freudig bewegten Triolen des Orchesters Himmelsfreuden angedeutet.

Bei aller Modernität der Textkompilation und formalen Anlage hat Brahms ein spezifisch sakrales Klangbild angestrebt.

Näher wird diese Aussicht nicht bestimmt. Im VI. Satz kündigt der Bariton-Solist ein Geheimnis an: die Verwandlung der Toten (1Kor 15,51), also die Auferstehung. Auf das Wort „Geheimnis“ ist wieder die Tonart Des-Dur erreicht (die andere Welt). Diese aber wird sofort enharmonisch umgedeutet als Cis. In Bachs h-Moll-Messe finden wir im Credo auf „et exspecto“ (Takt 139) ebenfalls die enharmonische Umdeutung, hier von c nach his.

Diese zahlreichen Anklänge und Rückgriffe auf die musikalische Tradition zeigen bereits mit dem allerersten Chöreinsatz ihren eigentümlichen Sinn: Bei aller Modernität der Textkompilation und formalen Anlage hat Brahms ein spezifisch sakrales Klangbild angestrebt. Der Chor singt a cappella, bei einfacher, Chromatik meidender Harmonik. In der weit verbreiteten, und auch von Robert Schumann empfohlenen Schrift „Über Reinheit der Tonkunst“ (1825)

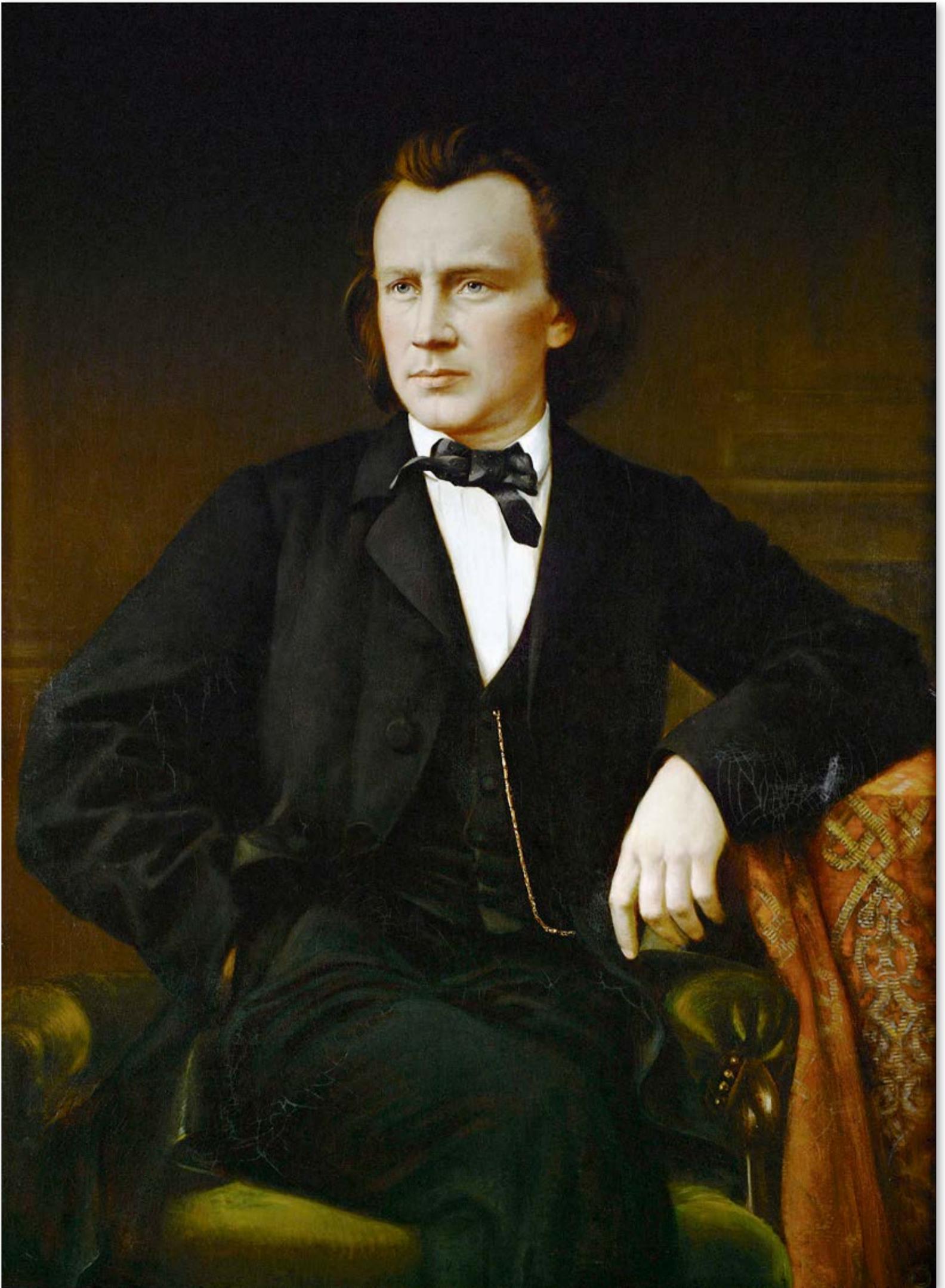


Foto: akg-images

Dieses Gemälde zeigt den Komponisten in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Carl von Jagemann porträtierte Brahms ungefähr zu der Zeit, als das berühmte Requiem entstand.

von Anton Friedrich Justus Thibaut, einem Heidelberger Juristen und Musikfreund, wird die altitalienische A-Cappella Musik als Inbegriff „heiliger“ Musik gepriesen. Die Details der Chorbehandlung in diesem Eröffnungssatz „generieren mit sparsamer Harmonik bis hin zur fast archaischen F-Dur-Kadenz jene Klanglichkeit, die Thibaut als Signum ‚ächter Kirchenmusik‘ bezeichnet.“ So schreibt Sven Hiemke, in *J. Brahms. Ein deutsches Requiem*. Generell kommt dem Chor die dominierende Rolle zu; nicht nur der klanglichen Gestaltungsmöglichkeiten wegen, sondern weil darin die Allgemeinverbindlichkeit der Aussagen zum Tragen kommt.

Der II. Satz beginnt mit einer Art Trauermarsch („Denn alles Fleisch, es ist wie Gras“), ungewöhnlicherweise im $\frac{3}{4}$ Takt, der aber häufig verschleiert wird durch ständige Zweierbindungen und zahlreiche Hemiolen. Das alles in fahlen Farben im Pianissimo: Über Bässen und Fagotten spielen Violinen mit Dämpfern; die ab Takt 17 hinzutretenden Pauken spielen leise Triolen und Verstärken den dumpfen Eindruck. Man denkt unwillkürlich an Gustav Mahlers Anweisung in der V. Symphonie: „Trauermarsch. Streng wie ein Kondukt“ und versteht dann besser die zunächst befremdlich anmutende Instrumenten Allegorese des Hrabanus Maurus, der die Pauken als „den durch Fasten abgezehrten Leib“ deutet. Doch auch dieses Gemälde bleibt nicht trostlos im Dunkeln, da die Harfen synkopisch von Takt 3 an helle Akkorde beisteuern.

Die unentwegt im Pizzicato gleichmäßig „tickend“ voranschreitenden Bässe mögen vielleicht die verrinnenden Sekunden der Lebenszeit andeuten.

Auch der VI. Satz erinnert an einen Trauermarsch („Denn wir haben hier keine bleibende Statt“), ebenfalls mit gedämpften Violinen vorgetragen. Dieses Nicht-Heimisch-Sein drückt Brahms in harmonisch unruhig umherschweifenden Akkorden aus, die den unter c-Moll-Vorzeichen stehenden Satz eröffnen mit G-Dur/d-Moll-Folgen, ständigen Wechseln von Akkorden mit Dur- und Mollterzen und dem Vermeiden fester Kadenzbildungen. Die unentwegt im Pizzicato gleichmäßig „tickend“ voranschreitenden Bässe mögen vielleicht die verrinnenden Sekunden der Lebenszeit andeuten. Mit Takt 34 bringen die Bratschen einen Triolenrhythmus ein, jetzt aber zu der Aussage: „Wir werden nicht alle entschlafen“. Dieses pochende Triolenmotiv kann schon wahrgenommen werden als unruhig-erwartungsvolles Sehnen nach der Verwandlung in der Auferstehung.

Die Einführung des Bariton-Solisten im III. Satz bringt auch einen bedeutsamen Wechsel der Perspektive. Nun wird das Allgemeine ins Individuell-Persönliche gewendet; die Personalpronomina „mich, mir, meine“ zeigen es an. Eine gleichsam rezitativische Orchesterbegleitung zu dem solistischen „Herr, lehre mich doch, dass ein Ende mit mir haben muss“ sowie der Wechsel von Solo und Chor – der auch im V. Satz im Dialog von Sopran-Solistin und Chor sowie im VI. Satz im Wechsel Bariton/Chor manifest wird – lassen den oratorienhaften Charakter des Requiems hervortreten. Bariton und Chor rezitieren dieselben Worte mit der identischen Melodie; damit wird das individuelle

Abb. 1: Den Gedanken des „Davon-Müssens“ realisiert Brahms in den Takten 93 bis 104 des Orchestersatzes in einer sinnfälligen Diminuierung der

Tonhöhen, Dynamik und Rhythmik bis hin zum Stillstand. Sämtliche Abbildungen sind entnommen aus: Sven Hiemke, *J. Brahms*, 2018.

Schicksal ins Allgemeine gewendet und dem Tod insofern der Schrecken genommen, als er allen Menschen bevorsteht. Im Takt 34f. erklingt erstmals eine punktierte Figur, die sich wiederholt zu den Worten „Tage – Leben – gar nichts – wie ein Schemen – vergebliche Unruhe“ in den Partien des Solisten, des Chores sowie des Orchesters findet (vgl. **Abb. 1**).

Diese derart illustrierte Flüchtigkeit des Lebens ist aus der barocken Figurenlehre bekannt: „eine unvermittelt ‚flüchtige‘ Tonbewegung im Kontext längerer Notenwerte“. Die durch mehrfache Wiederholung dieser Figur auf einer höheren Tonstufe (sowohl vom Solisten als auch von Chor und Orchester) verstärkte Intention ist als *Gradatio*, die „Abbildung des ‚Nichts‘ durch die nachfolgende Pause“ als *Aposiopesis* bekannt (Hiemke). Den Gedanken des „Davon-Müssens“ realisiert Brahms in den Takten 93 bis 104 des Orchestersatzes in einer sinnfälligen Diminuierung der Tonhöhen, Dynamik und Rhythmik bis hin zum Stillstand.

Dieser gesamte im Dialog von Solist und Chor entworfene, also responsorial gehaltene Formverlauf auf Texte aus dem Psalter, korrespondiert aufs Treffendste mit dem für die Psalmenrezitation üblichen Wechsel von Vorsänger/Vorbeter und Gemeinde bzw. Wechselgesang zwischen verschiedenen Gruppen. Auch die auf die Gewissheit der Vergänglichkeit hin aufgeworfene Frage „Wes soll ich mich trösten?“ wird

wiederum dialogisierend eingeleitet, und über einem triolisch oszillierenden verminderten Septakkord des Orchesters, sich rhythmisch vergrößernd, auf einer Fermate unbeantwortet gelassen.

Diese Orchestrierung der Takte 158 bis 163 weist auch in der Stimmung starke Verwandtschaft zu den Triolen in Beethovens IX. Sinfonie auf, die dort das Blinken der Himmelssterne symbolisieren und auf den in Himmelshöhen wohnenden „guten Vater“ hinweisen: Im Himmel muss ein guter Vater wohnen. Die zunächst leise aus der Tiefe und dann rasch crescendierende und in höchste Lagen führende Aussage „Ich hoffe auf dich“ mündet in einer grandiosen Fuge. Deren Thema ähnelt dem Thema der vorher aufgeworfenen Frage „Wes soll ich mich trösten“ und gibt gleichsam darauf die Antwort: Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand. Auf einem gewaltigen, 35 Takte umfassenden Orgelpunkt, den Kontrabässe, Celli, Tuba, Pauke und Orgel unerschütterlich grundlegend, erhebt sich das weitgespannte, stets nach oben strebende, ohne Umkehrungen präsentierte Thema. Die begleitenden Sextolen des Orchesters sowie die bemerkenswerten, im Gesamtwerk einzig hier erscheinenden größeren Melismen von Sopran und Tenor beleben den Satz und bringen – analog zu den auf einem Vokal vorgebrachten Melismen des gregorianischen Gesangs – die namenlose, unbegreifliche Freude zum Ausdruck.

Die noch umfangreichere Fuge des VI. Satzes „Herr, du bist würdig, zu nehmen Preis und Ehre“ (Offb 4,11) bietet – im Gegensatz zur vorgenannten – auch Zwischenspiele und eine unentwegt lebhaft orchestralbegleitete; auf typische Generalbass-Art geführt und damit den *stile antico* noch unterstreichend. Dies zeigt auch der Vergleich zum Beginn des *Credo* aus Bachs h-Moll-Messe mit ähnlicher Continuo-Figur. Hier wie dort können wir einen durch alle Zeiten führenden kosmischen Lauf assoziieren, der von Gott, dem Schöpfer, angestoßen, in Bewegung gehalten und auf ihn selbst als Ziel ausgerichtet ist. Sehr schön erfahr- und hörbar in dem gewaltigen Anlauf, den die Bässe ab Takt 282 aus der Tiefe nehmen und im Durchgang durch mehrere Oktaven auf das im Fortissimo gesungene und gespielte Wort „Kraft“ im Takt 289 kulminieren lassen; die nochmalige Wiederholung dieses Prozesses in den Takten 309 bis 317 unterstreicht diese Huldigungsmusik für den Schöpfer. Diese wird fällig, nachdem mit dem 1. Korintherbrief die Stunde der Verwandlung und Auferstehung der Toten beim Schall der Posunen vorgestellt und das Wort der Schrift als erfüllt gelten darf: Der Tod ist verschlungen in den Sieg des Lebens. Die daraus folgende Erleichterung und das feste Stehen im Glauben auf dieses Wort komponiert Brahms mit der unheimlichen Wucht, in der dem Tod die Frage entgegenschleudert wird: Tod wo ist dein Sieg, wo ist dein Stachel?

Hölle, wo ist dein Sieg? Dem also antwortet der gewaltige Lobpreis der Fuge.

Natürlich kann man sich fragen, weshalb diese Dramatik nochmals entwickelt wurde, nachdem bereits vorher der Satz IV die lieblichen Wohnungen des Herrn Zebaoth besungen hatte. Doch ist hier die Perspektive zu beachten. Satz IV stellt die himmlischen Wohnungen als den Ort der bereits von Gott gerechtfertigten Seelen dar. Die Sätze V bis VII nehmen aber nochmals die Situation des auf Erden lebenden und Trost suchenden Menschen auf.

Die mit dem Psalm 84 besungenen Wohnungen des Herrn im Satz IV bilden den Mittelpunkt „gleichsam als das zarte, weiche Trio des gesamten Requiems“, so wiederum Karl Geiringer. Das kurze Orchestervorspiel, das wie ein Refrain oder Ritornell immer wiederkehrt, intoniert die Umkehrung der anschließenden Chormelodie. Die Coda (ab Takt 153) greift diesen Eingangsteil nochmals auf und führt den komplett im Dreier-Takt, dem tempus perfectum, gehaltenen Satz zu einem lieblich-friedvollen Abschluss. Belebt wird die durchgehend ruhige Bewegung im Teil B (Takt 47 bis 84) zu den Worten „verlangt und sehnet“. Als deren Ausdruck finden sich hier Synkopen. Die Freude der in Gott Lebenden illustrieren die erregt pochenden, im Fortepiano differenzierten Achtel (Takt 66ff). Hier entfaltet Brahms zudem eine harmonisch äußerst farbige, unerwartete Welt, die den Hörer, von D-Dur ausgehend über B-Dur, b-Moll, Des-Dur, nach Ges-Dur und von dort über A-Dur, a-Moll, C-Dur usw. nach Es-Dur, der Haupttonart des Satzes zurückführt. Im Teil C, angelehnt an die Worte „Wohl denen, die in deinem Haus wohnen, die loben dich immerdar“, entwickelt sich ab Takt 124 ein Doppelfugato, lebhaft gestaltet durch Synkopenbildungen und deutlich gesteigerte Dynamik. Hier wird „mit ganztaktig wechselnden Akkorden in weiter Lage und im Crescendo“ eine Satztechnik vorgestellt, die in der Barockzeit ihre Vorbilder hat (Hiemke).

Satz V setzt nochmals bei der Trauer der Zurückbleibenden an und verheißt einen Trost, „wie einen seine Mutter tröstet“ (Jes 66,13). Bereits die Besetzung mit einer Sopran-Solistin, das langsame Tempo, die verhaltene Dynamik und das weiche Klangbild lassen die Trauer („Ihr habt nun Traurigkeit“) schon gemildert erscheinen – wenn auch ab Takt 35 die unentwegten Seufzerfiguren von Chor und Orchester lautmalerisch wehklagen. Die dazu kontrastierende Aussage „Ich will euch trösten“ des Chor-Tenors ab Takt 62 bedient sich derselben Melodie wie der Solo-Sopran zu „Ich will euch wiedersehen“. Beide sind kontrapunktisch verbunden, wobei der Chorpart die Augmentierung des Soloparts darstellt. Damit zeigt Brahms höchst sinnfällig an, worin für die Zurückbleibenden der Trost besteht: im Wiedersehen mit den Verstorbenen. Auch hier zeigt sich nochmals die starke Orientierung hinsichtlich der musikalischen Detailarbeit an der Tradition der Musikgeschichte. (Abb. 2)

V. Die musikalische Einheit des Gesamtwerks

Bei aller musikalischen und textlichen Bandbreite wird doch die Einheitlichkeit des Werkes stark empfunden. Diese wird im Wesentlichen garantiert und hervorgerufen: einmal durch die konsequente Orientierung an kontrapunktischen Idealen bzgl. der Satztechnik, und zum zweiten aufgrund einer verblüffenden Ableitung vieler zentraler Melodien aus der Sopranstimme des allerersten Choreinsatzes, wodurch zahlreiche Verknüpfungen zwischen den Sätzen hergestellt werden.

ich will euch wie-der-se - hen und eu-er Herz soll sich freu-en und eu - re Freu - de,
 ich will euch trös - ten,
 ich will euch trös - ten,
 ich will euch trös - ten, ich will euch trös - ten,
 ich will euch trös - ten,

Abb. 2: Die kontrastierende Aussage „Ich will euch trösten“ des Chor-Tenors ab Takt 62 bedient sich derselben Melodie wie der Solo-Sopran zu „Ich will

euch wiedersehen“. Beide sind kontrapunktisch verbunden, wobei der Chorpart die Augmentierung des Soloparts darstellt.

se - lig sind, die da Leid tra - gen, denn sie so - len ge - trös - tet wer - (den)
 se - lig sind, die da Leid tra - gen, denn sie sol - len ge - trös - tet
 se - lig sind, die da Leid tra - gen, denn sie so - len ge - trös - tet.
 se - lig sind, die da Leid tra - gen, denn sie sol - len ge - trös - tet.

Abb. 3: Der nächste Einsatz bringt (Takt 19 bis 25) das Kernmotiv nochmals im Sopran, sodann in der Krebsgestalt im Alt (Takt 21f.), und in Takt 23f. simultan als Umkehrung im Tenor und als Krebsumkehrung im Bass.

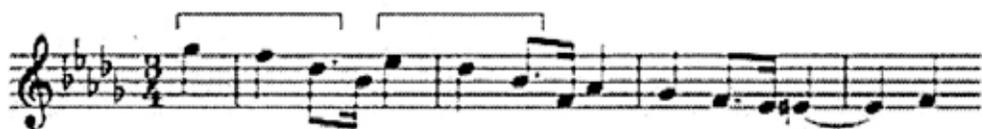
Das Drei-Ton-Motiv

So sind die drei Eröffnungssilben „Selig sind“ mit einer aufsteigenden Terz und nachfolgender Sekunde vertont (Takt 15). Der nächste Einsatz bringt (Takt 19 bis 25) das Kernmotiv nochmals im Sopran, sodann in der Krebsgestalt im Alt (Takt 21f.), und in Takt 23f. simultan als Umkehrung im

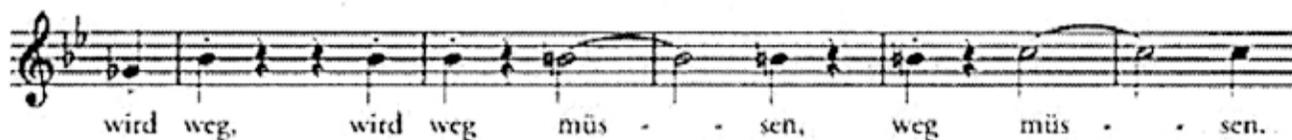
Tenor und als Krebsumkehrung im Bass (Abb. 3).

Der den II. Satz eröffnende Trauermarsch bietet in den Holzbläsern und Violinen das Drei-Ton-Motiv gleich zweimal (absteigend) in der Form des Krebses. Der Bariton-Solist singt zu Beginn des III. Satzes die zentrale Feststellung, „dass ein Ende mit mir haben

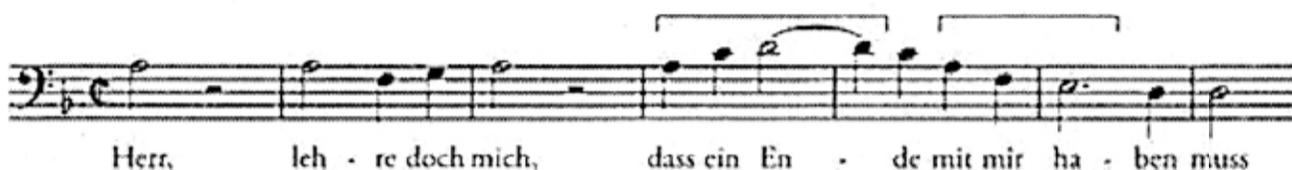
muss“ (Takt 5 bis 7) in der Weise des Kernmotivs und dessen sofort anschließender Umkehrung. Die ersten sechs Silben („Der Gerechten Seelen“) des Themas der grandiosen Fuge desselben Satzes intoniert der Chor-Tenor mit den sechs Noten des Kernmotivs und dessen Krebsumkehrung zu erkennen (Abb. 4, Seite 44).



2. Satz, T. 4, hohe Streicher und Piccoloflöte: doppelte Darstellung der Krebsform



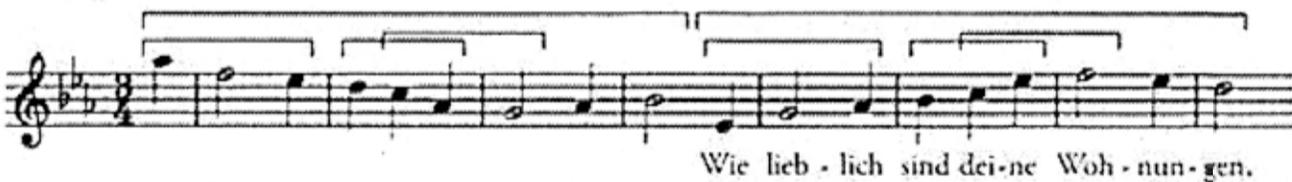
2. Satz, T. 263–268, Alt: chromatisierte Variante der Originalgestalt



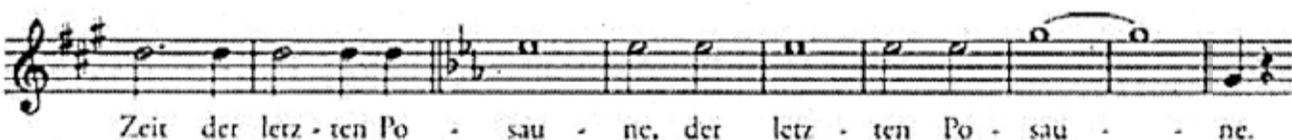
3. Satz, T. 2 ff., Solo-Bariton: Originalgestalt und Umkehrung



3. Satz, T. 173, Chorrenor: Originalgestalt und Krebsumkehrung



4. Satz, T. 1 ff., Flöten und Chorsopran: zweimalige Umkehrung (verkettet mit Krebs); dann Umkehrung der ganzen Zeile (= zweimalige Originalgestalt verkettet mit Krebsumkehrung)



6. Satz, T. 70, Sopran: Krebsumkehrung mit Tonrepetitionen

Abb. 4: Die ersten sechs Silben („Der Gerechten Seelen“) des Themas der grandiosen Fuge desselben Satzes intoniert der Chor-Tenor mit den sechs Noten des Kernmotivs und dessen Krebsumkehrung.

Den Gipfel der wechselseitigen Motivverknüpfung der Sätze stellen die ersten acht Takte des IV. Satzes dar: Das einleitende Orchesterritornell (Takt 1 bis 4) besteht seinerseits aus der zweimaligen Umkehrung des Motivs (Takt 1 und Takt 2/3) inklusive einer Verkettung mit dem Krebs (Takt 2). Der Choresatz „Wie lieblich sind deine Wohnungen“ (Sopranstimme) bietet zweimal

aufsteigend die Originalgestalt, die ihrerseits mit der Krebsumkehrung verknüpft ist. Dabei stellen diese vier Chor-takte insgesamt die Umkehrung der einleitenden vier Orchestertakte dar!

Eine äußerst sinnfällige Anwendung dieser Motivarbeit findet sich im VI. Satz bei der Ankündigung „zu der Zeit der letzten Posaune“: Der Chorsopran deklariert dies (Takt 70ff.) mit Tonrepeti-

tionen als Krebsumkehrung. Beim Schall der Posaune werden die Toten auferstehen und der Tod im Sieg verschlungen. Das Kernmotiv bestimmt die Trauermusik des Requiems; dessen Krebs (verbalisiert könnte man sagen: vom Ende her gedacht) hebt mit der Auferstehung alle Trauer auf. Und die Krebsumkehrung führt das Krebsmotiv in die Höhe.

Das Dreiklang-Motiv

Die zweite auffällige Tonkonstellation als in mehreren Sätzen markant verwendeter Baustein stellt das Dreiklangsmotiv dar, das jeweils einen Themenbeginn charakterisiert: im II. Satz das Fugato „Die Erlöseten des Herrn“; im V. und VI. Satz exponieren jeweils die Solisten dieses Motiv. Wie im V. Satz, Takt 27f. „Sehet mich an“; VI. Satz, Takt 28ff.: „Siehe ich sage euch ein großes Geheimnis“; VI. Satz, Takt 109ff.: „Dann, dann wird erfüllet“. Im VII. Satz, Takt 30ff., Chorsopran, „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an“. All diese Dreiklangsmotive sind mit positiven Aussagen gekoppelt, genauer mit dem Geheimnis der Verwandlung im Tod durch die Auferstehung. Satz V thematisiert den daraus ableitbaren Gedanken des Getröstet-Seins.

Der einheitliche Eindruck des Gesamtwerkes ist nicht zuletzt der stets klaren Formgebung der einzelnen Sätze zu verdanken. Der Hörer wird nicht mit fremden Klangwelten oder experimentellen formalen Konstrukten abgelenkt von der inhaltlichen Botschaft des Requiems, nämlich Trost vermitteln zu wollen. Diese Klarheit ist dem Hörer bekannt, etwa aus den Oratorien und Passionen von Bach und Händel und

Brahms selbst verfolgt mit der Orientierung am barocken Vorbild – für das er viel gescholten wurde – eine spezielle Musikphilosophie.

deren einschlägigen Elementen: Chor-fuge, Rezitativ (die Bariton-Passagen) und Arie (die Sopran-Partie) sowie die Kombination von Sologesang mit choralartiger Chorbegleitung (V. Satz). Die kontrapunktische Durchdringung des Gesamtwerkes auch im Blick auf den Orchestersatz bietet sowohl Halt als auch Orientierung am überzeitlichen Wert großer musikalischer Gestaltungen, die zur Brahms-Zeit teilweise auch die Funktion von Religion übernommen hatte.

Brahms selbst verfolgt mit der Orientierung am barocken Vorbild – für das er viel gescholten wurde – eine spezielle Musikphilosophie. Er sieht die Musikgeschichte nicht als ein ständiges Vorschreiten und Verbessern musikalischer Ausdrucksmittel und Möglichkeiten. In den Meisterwerken der Vorgänger sieht er „überzeitliche, im Prinzip unverlierbare Werte aufgehoben“. Diese gilt es „durch ein Werk hohen kompositionstechnischen und ästhetischen Anspruchs fortzuschreiben und zu bewahren.“ So schreibt Christian M. Schmidt, in seinem Buch J. Brahms und seine Zeit.

Der große Wert solcher Haltungen zeigt sich im Kontext raschen gesellschaftlichen Wandels und globaler Verunsicherung bzw. allgemeiner Verunsicherung angesichts der ständigen Reiz- und Nachrichtenüberflutung. Es gibt einen zumindest künstlerischen Konsens, es gibt überzeitliche künstlerische Werte und – es gibt die Verlässlichkeit des Wortes Gottes selbst: Aber des Herren Wort bleibt in Ewigkeit. Die trostvolle Botschaft des *Deutschen Requiems* von Johannes Brahms lautet: Die unsterbliche Wanderschaft des irdischen Menschen findet ihr Ziel in den lieblichen Wohnungen des Herrn Zebaoth. □

Walter Raum – Wund-Bilder

Der Publizist und Kunstkritiker Wilhelm Christoph Warning, der den 2009 verstorbenen Künstler Walter Raum gut kannte und sein Schaffen über viele Jahre begleitete, führte bei der Vernissage am 22. Januar 2019 sehr persönlich, aber dennoch faktenreich in dessen Werk ein. Der Zyklus „Wund-Bilder“ von 1983, aus dem Warning und Walter Raums

Sohn Tobias gut zwei Dutzend Werke ausgewählt hatten, wird in der gleichnamigen Ausstellung in der Katholischen Akademie in Bayern erstmals der Öffentlichkeit präsentiert. Ein kurzes Video auf unserer Website www.kath-akademie-bayern.de führt in die Idee der Ausstellung ein, zu der wir Sie sehr herzlich in die Akademie einladen.

Eine Einführung

Wilhelm Christoph Warning

Überraschend war das schon, als Sie, liebe Christine Raum, beinahe zehn Jahre nach dem Tod Ihres Mannes mit mir Kontakt aufnahmen und anfragten, ob ich einen kleinen Text verfassen könnte für ein ungewöhnliches Buchprojekt ihres Sohnes. Sie, lieber Tobias Raum, hatten die Idee einer Gegenüberstellung auf den Weg gebracht und setzten nach reiflicher Überlegung die ergreifenden „Wundbilder“ ihres Vaters in einen Dialog mit Wolfgang Borcherts dunklem Kriegs- bzw. Nachkriegsdrama „Draußen vor der Tür“. Trümmerliteratur anno 1947 und Wundbilder anno 1983. Beides eng verwandt – trotz des großen zeitlichen Abstands. Denn Drama wie Bilder entstanden, weil sich eine innerlich wie äußerlich verwüstete Welt voll vielfach verwundeter, geschundener und ermordeter Menschen in die Seele gefressen hatte. Der Schriftsteller wie der Maler hatten, beinahe Jungen noch, in den Abgrund der Unmenschlichkeit blicken müssen, in einen Abyss unfassbaren, unbegreiflichen Leids.

Davon zeugen die Bilder wie das Drama in dem Buch, und die Werke hier um uns. Die beiden jungen Menschen, die doch gerade erst in das Leben getreten waren, hofften auf den Aufbau, auf Orientierung, auf eine unbeschwertere Zukunft. Doch Terror, Krieg, Chaos und Zerstörung machten alles zunichte. Was Walter Raum wie Wolfgang Borchert miterleben und durchleben mussten, stellte sie so früh, viel zu früh, vor die Sinnfrage. Warum das alles? Welchen Sinn hat unsere Existenz? Auch: Warum lässt Gott das zu?

„Warum?“ Mit dieser Frage endet Borcherts Drama: „Warum? Gibt denn keiner eine Antwort? Gibt keiner Antwort?? Gibt denn keiner, keiner Antwort??“

Ein Aufschrei – vielleicht. Aber auch: Resignation. Wolfgang Borchert starb 1947, einen Tag vor der Uraufführung seines Stückes an den Folgen einer



Wilhelm Christoph Warning, Publizist und Kunstkritiker

Kriegsverwundung. Er wurde 26 Jahre alt. Walter Raum, zwei Jahre jünger als Borchert, trug die Sinn-Frage Jahrzehnte mit sich, beinahe bis zu seinem Tod 2009. Sie ließ ihn nicht los, in stets gegenwärtiger Erinnerung all der fürchterlichen Zerstörung und Auslöschung, die er miterlebt hatte. Und sie stellte sich ihm angesichts all der späteren Kriege, auch der in Europa, immer wieder aufs Neue. Ob er je eine für ihn endgültige Antwort fand, weiß ich nicht. Aber so viel vermag ich zu sagen: Er gab dem Schrecken und der Sinnlosigkeit im Malen, im Zeichnen Umrisse, tastete sich an Antworten heran, tauchte nahezu unablässig arbeitend seine innere Verletzung und seine Verletzlichkeit, seine Zweifel und seine Verzweiflung aus den Tiefen seiner Seele empor und

verlieh all dem Ausdruck. Sein Leben als Maler, und das lässt sich schon sagen, war ein unablässiges Ringen und glich einer Behauptung in dieser Welt.

Wundbilder. Entstanden 1983. In dem Jahr, in dem die Friedensbewegung in Deutschland 1,3 Millionen Menschen auf die Straße brachte. In diesem Jahr malte Walter Raum seine Serie „Wundbilder“. Einen Teil, von Tobias Raum und mir ausgesucht, sehen sie hier um uns. Aber auch die viel umfangreichere Reihe der Wundbilder ist nur ein kleiner Ausschnitt dieses lebenslangen Ringens und der existenziellen Selbstvergewisserung des Malers, dessen Werk in seiner Vielfalt nahezu unüberschaubar ist. Dass jetzt, knapp zehn Jahre nach dem Tod seines Vaters, aus Tobias Raums Buchprojekt, dem Edwin Kunz seine ansprechende und angemessene Form gab, auch noch überraschend eine Ausstellung wurde und als eine Art Passions- oder Kreuzweg zu sehen ist, verdanken wir Ihnen, lieber Michael Zachmeier. Dank Ihrer spontanen Bereitschaft war es möglich, die in ihrer dunklen Wucht nicht einfachen Bilder Walter Raums hier zu zeigen. An einem Ort, der doch vor allem von akademischen Tagungen im Spannungsfeld von Gesellschaft, Kirche, Theologie, Politik und Glauben bestimmt wird.

Indes ist die alte Frage nach dem „Warum“ des Leids, des Terrors und des Unrechts immer wieder zum Thema nicht nur theoretischer Erörterungen gemacht worden, gerade vor dem Hintergrund der Passion Christi. Ich erinnere mich etwa an den 1999 erschienenen Fernsehfilm „Die Bibel – Jesus“, in dem in der Ölbergzene Satan zu Jesus tritt und zu argumentieren beginnt, warum er, Jesus, denn den Tod am Kreuz auf sich nehmen wolle – er werde damit doch nichts ändern und leiste ein sinnloses Opfer. Nichts in der Welt werde besser oder gar heil.

Zur Erläuterung zeigt im Film der Versucher dem Gottessohn, der am Ölberg gerade in Todesangst mit sich ringt, alle Schreckenstaten der Menschen, auch die im Namen Christi. Zeigt die Kreuzzüge, die Hexenverbrennungen und die grausamen Taten der Inquisition. Zeigt schließlich, gleichsam im Schnelldurchlauf die nicht enden wollende Reihe von Kriegen, bis hin zu den beiden Weltbränden, zeigt, was Menschen anderen Menschen antun, zeigt die Konzentrationslager. Ein im wahrsten Sinn des Wortes furchtbares Panorama, vorgeführt zur Verführung in der Absicht, GOTT möge ablassen von seiner Heilstat. Möge stattdessen die Welt gleichsam gesund zaubern, oder die Menschen in seiner Allmacht zum Guten zwingen, übrigens ein fundamentalistischer Gedanke. Doch dieses Panorama, meine sehr verehrten Damen und Herren, entspricht in keiner Weise den Wundbildern von Walter Raum. Trotz oder gerade wegen seiner Frage nach dem Warum. Trotz oder gerade wegen all seiner existenziellen Zweifel.

Seine Wundbilder sind keine Illustrationen menschlicher Untaten. Walter Raum illustrierte oder kommentierte nichts. Er blickte stattdessen auf sein Leben und das der anderen Menschen. Stellte sich und andere auf den Prüfstand. Malte, weil er sich durch den Blick auf seine Existenz und die der anderen Menschen innerlich dazu getrieben fühlte. Er sah den Menschen, der seine paradiesische Unschuld verloren hat, der andere quält, der sich quält und trotzdem sagt: „Ich lebe noch“. Bewusst nahm Walter Raum deshalb Bezug auf Hölderlin und dessen Werk *Hyperions Schicksalslied*, das endet:

„...Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen

Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewisse hinab.“

Die leidenden Menschen. Als dunkle, schwarze Wesen, als Köpfe, als Körper tauchen sie auf in den Bildern, als Torsi, von Wunden gezeichnet. Wunden, die schwären, die aber auch wie innere, pulsierende Energiebahnen wirken. Das Rot. Es kann Blut und damit Zeichen der Verwundung, des Ausströmens, auch Verströmens sein: Energie, die ab-, die herausfließt. Das Rot in den Bildern ist aber ambivalent: Es steht auch für das Leben und man kann es als pulsierende Energie wahrnehmen, die der Schwärze des starren Körpers innewohnt, als Quelle der Kraft. Stehen Wunden nicht sowohl für Vergehen und Tod wie sie Gedächtnis werden können für überwundene Krise, für Läuterung, und damit allemal für Wandlung hin zu etwas anderem?

Walter Raums Wundbilder fragen deshalb, recht bescheiden, nicht nur nach dem Warum, was immer ohne Antwort bleiben wird, sondern vor allem: Was ist der Mensch? Und wer bin ich als

Literatur

Über die bildende Kunst hinaus rückte am Abend der Vernissage auch Literatur in den Fokus. Raums Sohn Tobias führte in einem in der Edition Edwin Kunz aktuell erschienenen Buch die Bilder seines Vaters, mit denen dieser seine Erfahrungen als Soldat im Zweiten Weltkrieg aufgearbeitet hat, mit dem Werk des Schriftstellers Wolfgang Borchert zusammen. Dieses Buch mit dem Titel „Borchert: Draußen vor der Tür/Raum: Wund-Bilder“, das auch als Ausstellungskatalog dient, zeigt die Seelenverwandtschaft des Malers Raum und des Schriftstellers Borchert auf. Wobei sich die beiden wohlgerne nie begegnet sind.

Mensch in dieser Welt, mit all meinen Wunden? Ja, er zeigt das Bedrängende, Bedrohte, zeigt den Menschen als vergängliche, gebrochene Existenz. Man könnte das als pessimistische Resignation deuten. Der Künstler war aber weder ein Prophet des Untergangs noch ein Misanthrop. In seinen Bildern spiegelt sich vielmehr der Mensch mit seinen vielen Ebenen, seinen wie bei einem Palimpsest übereinander liegenden und oft widersprüchlichen Schichten, dessen Kern freilich seine schöpfungsgemäße Gott-Ähnlichkeit ist, die sich der Einheit mit Gott verdankt, ehe er, der Mensch, sich mit Gott entzweite.

Gerade in Walter Raums Fragen, in seinem Bohren, seinem Zeigen der vielen Verdunkelungen dieses tiefsten inneren Bildes, Ikone Gottes zu sein, gerade in seiner Skepsis zeigte er, wie sehr er an der Überzeugung festhielt, der Mensch sei dazu berufen, anders, ethisch, also christlich zu handeln und damit dem Bild dieser Ikone nahe zu kommen. Walter Raum wollte, wie Borchert es in einem dem Maler so wichtigen Gedicht formulierte, so gerne ein Leuchtturm sein, und fühlte sich doch selbst wie ein Schiff in Not.

Deshalb setzte Walter Raum dem Zweifel, dem Gefühl des eigenen Unvermögens, auch des Nichtverstehens, seiner Ohnmacht in der Welt seine künstlerische Formulierungen entgegen. Diese Welt und ihre Vergänglichkeit nahm er immer wieder in sein Atelier, seine Künstler-Klause mit hinein. Ganz



Studienleiter Michael Zachmeier, in der Akademie für die Bildende Kunst und Ausstellungen zuständig, begrüßte die mehr als 150 Gäste des Abends.



In der ersten Reihe saßen neben Raums Witwe Christine (2.v.l.) deren Lebensgefährte Dr. Jochen Holländer und neben Sohn Tobias dessen Lebensgefährtin Petra Seck.

buchstäblich, arbeitete er doch oft collagenartig Teile von Tageszeitungen mit in seine Bilder ein. Dabei nahm er keinen Bezug auf den Inhalt. Vielmehr war ihm die Zeitung ein Zeichen für die Welt in all ihrer Vergänglichkeit. Die Nachricht von heute ist morgen schon Schnee von gestern. Was aus dem Gewirr der Ereignisse bleibt ist Hölderlins Erkennen, dass die leidenden Menschen blindlings von einer Stunde zur andern wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen ins Ungewisse hinab fallen. Dagegen behauptete sich Walter Raum freilich, in-

dem er malend und auch Zeitungen übermalend, sie verformend Zeugnis ablegte vom Leben. Er sagte einmal, Malen sei für ihn Leben, weil es eine Auseinandersetzung mit Vergänglichkeit und Tod sei, und: „Was mir bleibt, sind meine Gedanken und der Umgang mit ihnen auf der bildnerischen Ebene. Zufrieden bin ich eigentlich nur beim Malen.“

Musik

Einen weiteren – musikalischen – Zugang zum Werk Walter Raums schuf Georg Glasl, Professor für Zither an der Münchner Hochschule für Musik und Theater. Sein circa 20-minütiges Stück, eine musikalische Anverwandlung, wie Glasl es selber nannte, für Diskantzither, Basszither und mit Zuspelungen, kommunizierte aufs engste mit den Bildern von Walter Raum. Weit über 150 Besucher der Vernissage waren begeistert von den Bildern, den Wortbeiträgen und der Musik.

Das Atelier war sein Ort der Sammlung. Hier erlebte er im Malen ein Leben im gegenwärtigen Augenblick. Ein Leben im eigenen Inneren. Deshalb zeugen seine Bilder, auch und gerade die Wundbilder von einem, seinem geistigen Leben. Einem beseelten Leben.

Er schleuderte der behaupteten Sinnlosigkeit des Seins seine künstlerische Kraft, seine Bilder wie ein Dennoch entgegen. Ein Dennoch im Sinn der Zusage: „Dennoch bleibe ich stets bei Dir“, wie sie der Psalmist überliefert.

Vor nicht allzu langer Zeit musste ich miterleben, wie ein zehn Tage altes Kind, das gerade die Ankunft auf der Welt mit einer sehr schwierigen Geburt hinter sich gebracht hatte, wie dieses Würmlein aus diversen medizinischen Gründen eine Rückenmarkspunktion bekam. Den Schrei werde ich wohl nie vergessen. Die junge, unerfahrene Ärztin stach daneben und die Tortur musste wiederholt werden. Erneute Schreie. Das Gesicht der Mutter werde ich auch nie vergessen, und auch nicht das Gefühl der unsagbaren Hilflosigkeit, die einen angesichts dieses Momentes am Rand des Lebens und des Ausgeliefert-



Die Vernissage war sehr gut besucht: Mehr als 150 Kunstfreunde kamen in die Akademie.

seins übermannt. Gott sei gedankt, alles ging dann doch noch gut.

Als ich mit Tobias Raum die Bilder seines Vaters aus der Wund-Serie ausuchte, stieg diese Erinnerung empor. Das Leben ist so zart und stark. So voller Leid und voller Glück. Beides gehört wohl zusammen auf dieser Welt, und ist nicht selbstverständlich.

Eben von diesem kostbaren Leben zwischen Leid und Glück, zwischen Leuchtturm und Schiff in Not, zwischen Tod und Leben, zwischen Unheil und Heil haben Bilder seit jeher gekündet. Etwa die Bilder, die Christus als Schmerzensmann zeigen, den mit Wunden übersäten. Es sind die sogenannten Erbarmdebilder des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Aber diese Bilder – „er derbarmt mich“ sagen wir bayrisch – diese Bilder legen es ja nicht

Öffnungszeiten

Geöffnet ist die Ausstellung bis zum 17. April 2019, montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr. Der Eintritt ist kostenlos. Da die Räume, in denen die Arbeiten von Walter Raum hängen, immer wieder auch für Veranstaltungen genutzt werden und die Ausstellung dann nicht zugänglich ist, empfehlen wir Ihnen, unter 089/38102-0 kurz anzurufen, um sich zu erkundigen, ob eine Besichtigung möglich ist.



Nach der Einführung stellten sich die Mitwirkenden auf zum „Familienfoto“: Wilhelm Christoph Warning, Tobias Raum, Christine Raum und Musikprofessor Georg Glasl (v. l. n. r.).

nur auf das Mitleiden und das Mitleid an. Es sind vielmehr Andachtsbilder für Versenkung, Meditation, kurz: fürs Gebet. Das gilt übrigens auch für Joseph Beuys' Werk „Zeige deine Wunde“. Sie weisen als Passionsbilder über das Leiden und den Tod auf die Überwindung von beidem durch Christus hin, auf die Auferstehung. „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden nimm wahr was heute geschieht; wie kommt nach großem Leiden nun ein so großes Licht!“ ruft uns der wunderbare Paul Gerhardt zu. Durch das Leid, hinter dem „Warum?“ blitzt der Leuchtturm durch.

So, wie Walter Raum es bei den Wundbildern nicht nur auf Erschütterung oder Aufrüttelung ankam. Vielmehr erkannte er hinter dem Leid das kostbare Leben des Menschen und verzweifelte eher daran, wie diese Kostbar-

keit tausendfach missachtet wird. Nicht nur im Krieg. So sind gerade die Wundbilder Ausdruck seiner Empfindsamkeit, seiner Zartheit und Menschenfreundlichkeit, die er in seiner Kunst festgehalten und weitergegeben hat.

Es sind Bilder für den Menschen. So haben wir sie auch gehängt: Als Weg. Als Kreuzweg, als Passion in 13 Stationen. Sie sehen, wie der Mensch, der Körper, sein Rumpf, sein Haupt hier im Saal im Mittelpunkt steht. Der verwundete Körper. Der verwundete

Mensch. Dunkel und Helligkeit, Gefangensein und Befreiung. Dieser Weg hier vor uns endet mit dem Triptychon, der traditionellen Form der Altarbilder, an der Stirnwand. Da steht das Licht im Vordergrund, das helle Rot, und es wirkt vergeistigt. Fast könnte es ein Pfingstrot sein. Auf der linken Tafel erscheint es als vielfaches Strahlenkreuz, ein Energiepulsar zusammen mit diesem lichten Weiß, und es mischen sich erdige, aber auch firmamentene, bläuliche Töne hinein – Himmel und Erde.

Das Triptychon weist auf die Kapelle hin, in der die monochromen, zarten, geradezu schwebenden roten Aquarelle als Tableau hängen, die einen Dialog führen mit den Werken von Jerry Zeniuk und dem Kreuz mit dem lächelnden Christus neben dem Altar. Und dann, im Gang, weitere Papierarbeiten: Meditationen um das Thema Wunde und Tod, und damit Leben und deshalb auch hier zusammen mit Licht, mit Energie: Ein dynamischer Wechsel zwischen beidem. Ein Spannungsfeld – das der



Georg Glasl, Professor für Zither an der Münchner Hochschule für Musik und Theater, schuf einen bemerkenswerten musikalischen Zugang zur Thematik.



Vernissage-Besucher erwarben das Buch „Borchert: Draußen vor der Tür / Raum: Wund-Bilder“, das Tobias Raum herausgegeben hat. Erschienen ist es bei Edwin Kunz Editionen.



Intensiv betrachteten die Besucher der Vernissage die Kunstwerke ...



... – besonders das große Triptychon an der Stirnwand des Vortragssaal zog die Blicke auf sich.

Maler uns auch zwischen Figuration und Abstraktion aufmacht: Der Mensch zwischen Welt und Jenseits, zwischen Vorstellung und Unvorstellbarem. Zwischen Zweifel und Hoffnung, Verzweiflung und Zuversicht. Bilder als Lebens- und Erkenntniszeichen.

Walter Raum. Ein Foto zeigt ihn, kurz bevor er in den Krieg zog. Ein Junge mit einer zu großen Uniform, einem naiven, kindlichen Blick voller Offenheit und einem schüchternen Lächeln. Etwas von diesem lächelnden Blick hat er sich sein Leben lang bewahrt, trotz aller Wunden. Er hat es weitergegeben an seinen Sohn. Deshalb ist dieses Buch entstanden. Deshalb ist diese Ausstellung entstanden.

Lassen Sie mich schließen mit einem Gedicht, das die Antwort gibt auf Hölderlins Hyperion. Es stammt von Matthias Claudius, und ich bin sicher, Walter Raum hätte es an der Stelle ge-

fallen, denn es passt zu seinen Wundbildern.

„Der Säemann sät den Samen,
Die Erde empfängt ihn, und über ein
kleines
Keimet die Blume heraus –
Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir
geachtet,
Und sie entschlummerte dir!
Was weinst du neben dem Grabe,
Und hebst die Hände zur Wolke des
Todes
Und der Verwesung empor?
Wie Gras auf dem Felde sind
Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
gehn wir verkleidet einher!
Der Adler besucht die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom
Flügel den Staub und
Kehret zur Sonne zurück!“ □

Presse

Süddeutsche Zeitung

8. Januar 2019 – Tobias Raum war 15 Jahre alt, als sein Vater die Serie schuf. In wenigen Monaten entstanden etwa hundert Bilder, die meisten in einem Format von 70 auf 100 Zentimeter. Das war 1983. „Ich weiß nicht, was damals die Initialzündung war“, sagt der 51-Jährige, der in der Krebsforschung arbeitet. Sein Vater habe sich nie dazu geäußert. „Aber es war seine erste direkte Auseinandersetzung mit dem Krieg.“

Stephanie Schwaderer

Münchener Merkur

21. Januar 2019 – Tobias Raum, der mit Familie im Elternhaus in Achmühle lebt und in der Krebsforschung arbeitet, zeigt nun eine repräsentative Einzelschau

dieser „Wund-Bilder“ erstmals der Öffentlichkeit und hat parallel dazu ein Buchprojekt erstellt. Darin bringt Raum zwei junge Männer mit dem gleichen Schicksal zusammen, die sich nie begegneten: Walter Raum, den Maler, und Wolfgang Borchert, einen der berühmtesten Schriftsteller der Trümmer-Literatur.

Andrea Weber

Süddeutsche Zeitung

30. Januar 2019 – Freilich entfalten im Buch die Bilder Raums nicht ihre volle Wirkung, dafür ist das Format zu klein und als Textillustration sind sie einfach nicht gedacht. Deshalb ist es gut, dass es die Ausstellung in der Katholischen Akademie gibt, in der man die Wucht der Raumschen Bilder unmittelbar spürt.

Sabine Reithmeier

Münchener Kirchenzeitung

10. März 2019 – Der Termin für die Ausstellung dieses beinahe in Vergessenheit geratenen Künstlers und Zeitgenossen Wolfgang Borcherts hätte nicht besser gewählt sein können. Denn die thematisch auf das menschliche Leiden ausgerichteten „Wund-Bilder“ des vor zehn Jahren verstorbenen Künstlers, sind lesbar als Passionsbilder und deshalb passende Einstimmung auf die österliche Buß- und Fastenzeit.

Angelika Irgens-Defregger

Hersbrucker Zeitung

2. April 2019 – In nur einem Jahr entstanden 100 Gemälde, die dem Gestalt verliehen, was Walter Raum in Worte nicht fassen konnte oder wollte. Die „Wund-Bilder“, die derzeit in München zu sehen sind, sind düster, Kohle und schwarze Farbe verdichtet sich zu hoch aufragenden Torsi oder Körperteilen, aus denen in kraftvollem Rot Blut quillt. [...] Und doch ist da auch Licht, das Blut, das quillt, pulsiert auch, ist ebenso Symbol des Lebens wie der Verletzung und findet, von Kurator Wilhelm Christoph Warning angeordnet wie ein Kreuzweg, in der Katholischen Akademie auch ein adäquates Zwischenquartier.

Ute Scharrer

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter www.kath-akademie-bayern.de finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

Abendveranstaltung

Donnerstag, 2. Mai 2019
Der Völkermord in Deutsch-Südwestafrika
Professor Jürgen Zimmerer, Hamburg zu historischen Ereignissen und aktuellen Debatten

Lange Nacht der Musik

Samstag, 4. Mai 2019
Joe Viera mit der Uni Big Band München und „Norisha“ mit Norisha Campbell, Stephan Weiser, Kurt Härtl, Harald Scharf und Stephan Staudt

Forum

Donnerstag, 9. Mai 2019
Zerstörung und Wiederbelebung
Münchner Kulturbauten in der Nachkriegszeit

DOK.fest 2019

Freitag, 10. Mai 2019
Filmvorführung in der Katholischen Akademie

Vernissage

Montag, 13. Mai 2019
Open End. Werke der Klasse Kneffel der Akademie der

Bildenden Künste München

Einführung Dr. Angelika Nollert
Ausstellung bis zum 19. Juli 2019

6. Deutsch-Französische Medizin-Debatte

Dienstag, 14. Mai 2019
Die Zukunft der Medizin. Digitale Transformation und Künstliche Intelligenz
In Kooperation mit dem SZ-Forum Gesundheit

DOK.fest 2019

Freitag, 17. Mai 2019
Filmvorführung in der Katholischen Akademie

Mittwoch, 22. Mai 2019

Welche Bildung wollen wir?
Annette Schavan und Klaus Zierer im Gespräch

Sechster Digitaler Salon

Donnerstag, 23. Mai 2019
Mobilfunkstandard 5 G. Chancen und Risiken
Gastgeber: Dr. Alexander Pschera



Joe Viera und die Uni Big Band München traten schon 2017 und 2018 bei der Langen Nacht der Musik auf.